



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Friedensklänge vom Teutoburger Walde

Meyer, Bernhard

Detmold, 1884

urn:nbn:de:hbz:466:1-12480



Friedensflänge

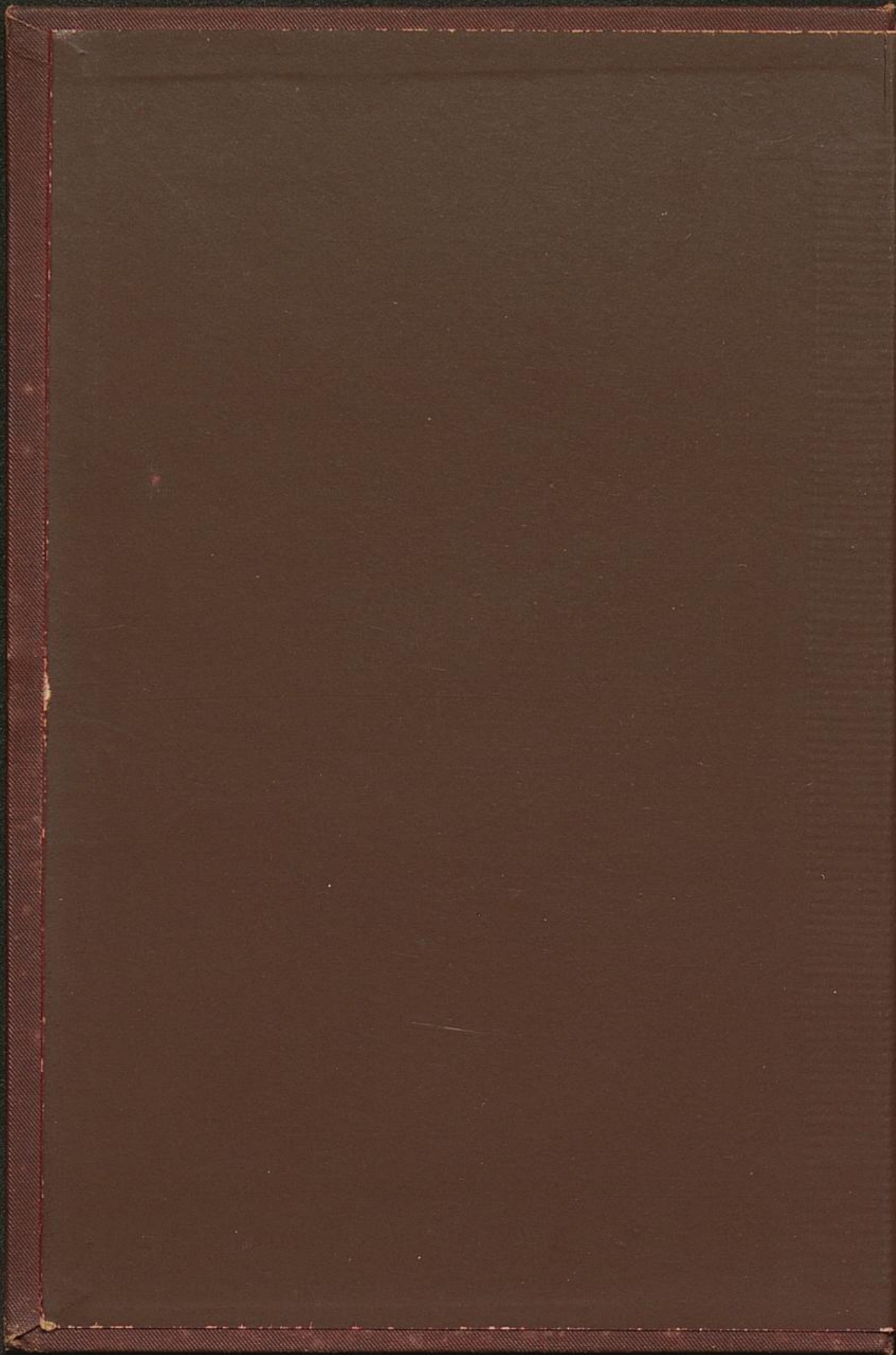
von

Teutoburger Walde

von

Bernhard Meyer.







4



Friedensklänge
vom
Teutoburger Walde.

Ein Wort zur Versöhnung von Religion und Wissenschaft
und ein Werk zur Herbeiführung religiöser Eintracht des
deutschen Volkes

von

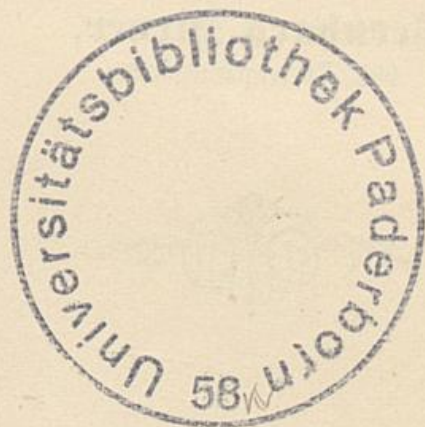
Bernhard Meyer,
Geh. Oberregierungsrath.



Detmold,
Meyer'sche Hofbuchhandlung.
(H. Denecke.)

1884

Der Mensch strebe nach Wahrheit, wenn auch das Ziel jenseits
der Schranken des Erdenlebens liegt.

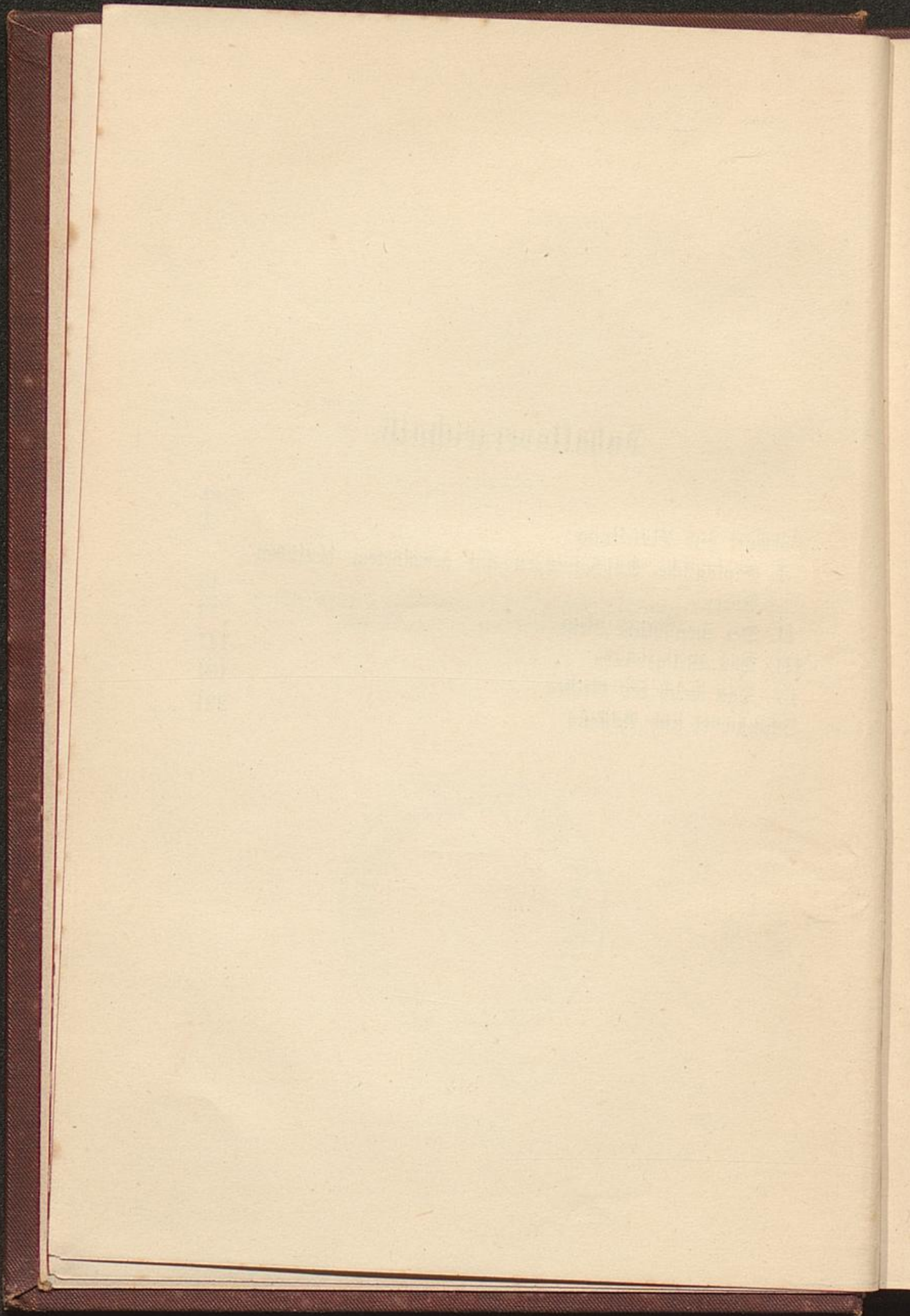


03
SR
3598

1317291
1PHQ

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort und Einleitung	1
I. Geologische Anschauungen auf geweihtem deutschen Boden	43
II. Der menschliche Geist	73
III. Das Weltgebäude	147
IV. Das Reich des Geistes	181
Schlußwort und Anhang	231



Vorwort und Einleitung.





Die erste der nachstehenden vier Abhandlungen, welche ein gegliedertes Ganze bilden, wurde von mir auf den Wunsch eines Freundes für die feierliche Eröffnung des neuen naturhistorischen Museums hierselbst im Frühjahr 1861 geschrieben und im Herbst desselben Jahres seiner Bestimmung gemäß von mir vorgetragen.

Gleichzeitig mit dieser Arbeit, bei der es galt, todtes Gestein geistig zu beleben, und die von selbst darauf hinführte, vom Kleinen ausgehend allmählich die Erde und den Himmel, jene als Sinnbild der gesammten natürlichen, diesen als Sinnbild der geistigen Welt genommen, immer mehr in ihrem Zusammenhange zu überschauen, entstanden aber der Grundlage und Hauptausführung nach die drei übrigen Aufsätze, wozu freilich der Stoff, seit einer größeren Anzahl von Jahren gesammelt, in mir bereits vorlag und nur auf eine Veranlassung wartete, um gesichtet, geordnet, in den Lücken ergänzt, zur schriftlichen Darstellung zu gelangen. Diese vorangegangenen Studien auf naturwissenschaftlichem und religionsphilosophischem Gebiete waren mir, nachdem ich Schweres im Leben erfahren, eine Zuflucht und lange Zeit hindurch meine liebste Geistesarbeit, deren Frucht die vorliegende

kleine Schrift ist. Die letztere wird vielleicht auch in größeren Kreisen für Andere anregend und zugleich tröstend, erheiternd, erhebend wirken, denn sie ist aus der Tiefe des Seelenlebens geschöpft. Es würde mich freuen und meinen Lebensabend verschönern, wenn ich damit manches der Religion fremd gewordene Herz an diese Quelle alles wahren Lebensglückes zurückführen, aber auch bessere Kräfte als die meinigen für diese neben anderen wichtigen Fragen wichtigste Angelegenheit unserer Zeit und aller Zeiten erwecken könnte.

Seit der ursprünglichen Abfassung der in solcher seinerzeit nur einigen Freunden mitgetheilten vier Abhandlungen sind mit diesen, wie es im Laufe von so vielen Jahren nicht anders möglich und bei den Fortschritten der bezüglichen Wissenschaften auch selbstredend nöthig war, im Einzelnen mannigfache Veränderungen und Ergänzungen vorgenommen worden. Aber in den Grundzügen der aus einem Gedankenkern erwachsenen Schrift ist nichts geändert. In diesen Grundzügen fand sich vielmehr mancher Gedanke, der ursprünglich von mir nur als eine Ansicht hingestellt war, während jener Jahre sowohl durch eigene nähere Prüfung als durch die Uebereinstimmung mit den darüber mittlerweile von Anderen geäußerten Ansichten als richtig oder der Wahrheit wenigstens nahekommend bestätigt. Es gilt dies namentlich auf religiösem Gebiete, wo ich mit einer Anzahl religiös gesinnter und mit Ernst und Ausdauer nach höherer Erkenntniß strebender Männer an dem für ewige Zeiten gelegten „einen Grundsteine“ und dem aus deutschem Volksgeiste in Fortentwicklung der Reformation darauf zu errichtenden Säulenbau festhalte, ebenso fest aber auch an der Ueberzeugung: daß diese theils durch äußere Verhältnisse während einiger Jahrhunderte unterbrochene, theils bisher durch Fortschritte der Wissenschaften noch weiter vorzubereitende Entwicklung

des christlich-religiösen Geistes im deutschen Volke nur weiter gefördert werden kann, wenn auch hierbei die Paulinischen Worte: „Der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig“ zur Anwendung kommen. Ja, diese Erkenntniß und die Verbreitung dieser Erkenntniß widerstrebt nicht etwa dem göttlichen Willen, sondern sie ist von ihm geboten und gehört recht eigentlich auf dem Gebiete des Glaubens ebensowohl und in noch höherem Maße zu der sittlichen Aufgabe des Menschen und des immer mehr heranreifenden Menschengeschlechtes, als solche geistige Prüfung und Aneignung auf den verschiedenen Gebieten des Wissens jener Aufgabe angehört.

Der Mensch ist für die Arbeit bestimmt, körperlich und geistig, und nur je nachdem er diese Pflicht nach Maßgabe des ihm verliehenen Pfundes und der ihm zu dessen Verwerthung von höherer Hand im Leben angewiesenen Stellung als Glied der Menschheit erfüllt, gelangt er hier auf Erden und in weiteren Entwicklungsstufen dort im Himmel bis zu dem letzten Zielpunkte seiner Seligkeit — der Wiedervereinigung mit Gott, von dem er als ein unentwickelter Geisteskeim gerade mit jener Lebensaufgabe ausging. In der Arbeit soll aber der Mensch zugleich eine seiner edelsten Freuden finden und Genuß nur Erholung sein. Denn das Leben des Menschen, und bringt er es noch so hoch in Lebensdauer und Lebensstellung, ist doch nur „köstlich gewesen, wenn es Mühe und Arbeit gewesen“.

Wer also, obwohl er in den Geist der heiligen Urkunden unseres Christenthums tiefer einzudringen vermag, sich dennoch lässiger Weise mit dem Buchstaben begnügt, wer das Forschen, diese von Gott und dem Stifter unserer Religion gewollte Geistesarbeit, wodurch der in dem Buchstaben als seiner Versinnlichung eingeschlossene Geist erst zum Leben erweckt werden soll,

ganz verbietet, wie die katholische Kirche, oder endlich wer — wie es in unserer protestantischen Kirche, die doch dem Laien die Bibel in die Hand gab, leider oft der Fall war und noch der Fall ist — dem Buchstabenglauben als dem vermeintlichen rechten, einzig zur Seligkeit führenden Glauben vor dem Streben nach höherer Erkenntniß — denn in gewissem Grade bleibt es hier auf Erden ein Streben — den Vorzug giebt, der widerstrebt dem göttlichen Geiste, unter dessen Beistande der Mensch zur Wahrheit hingeletet werden soll.

Treu und mit Ausdauer jenen obigen Worten der heiligen Schrift folgend und den Segen einer solchen Arbeit immer mehr in mir selbst erfahrend, habe ich denn auch während des späteren Zeitraumes in den zweiten und vierten Aufsatz nicht allein manchen einzelnen Gedanken eingeschaltet, sondern ganze Abschnitte derselben, namentlich in Bezug auf die geistige Fortdauer des Menschen und auf den inneren Zusammenhang des Diesseits mit dem Jenseits weiter ausgeführt. Ich hoffe damit zur Klarheit dieser Fragen, so weit eine solche überhaupt zu erreichen ist, beigetragen zu haben und zwar nicht etwa trotz der Ergebnisse der Naturwissenschaften, sondern gerade auch vermittelst derselben und in Uebereinstimmung mit ihnen.

Dagegen habe ich den ersten Aufsatz, bis auf einige unbedeutende Nachträge über Ergebnisse neuerer Forschungen, absichtlich sonst in seiner vollen Ursprünglichkeit gelassen, und zwar sowohl aus einer Art von Pietät, als auch aus Gründen, die in der Sache liegen und für Andere als Leitfaden bei Erlangung einer solchen Erkenntniß dienen können. Jener erste Aufsatz ist nämlich der geistige Keim, aus dem ganz auf organischem Wege durch Verarbeitung bereits vorhandener und neu hinzugezogener Stoffe in und mit meinem Geiste selbst zugleich die drei übrigen Aufsätze erwachsen sind. Nur wer vom Kleinen ausgeht und in

das Kleine eindringt, dann die gemachten Beobachtungen allmählich immer an neuem Stoffe wiederholt und diese neuen Erfahrungen den alten hinzufügt und sie mit einander vergleicht, gelangt auf diesem Wege zur Gewißheit. Im Kleinen das Große, im Einzelnen das Ganze. Ja, durch fortgesetzte Vergleichen der Art erlangt man selbst auf Gebieten, wo vermittelst des Verstandes keine Gewißheit für uns zu erreichen und diese unmittelbar im Gefühle vorhanden ist, vermittelst eines solchen Verfahrens auch für den Verstand wenigstens einen an Gewißheit grenzenden Grad von Wahrscheinlichkeit. Man wird darauf hingeleitet, wie namentlich durch die Schöpfung von Natur und Menschengestalt auf einen Schöpfer als den geistigen Urgrund beider, durch die Ordnung der Natur im Kleinen wie in den großen Bewegungen der Himmelskörper, durch die Wahrnehmungen im einzelnen Menschengestalt wie in der Geschichte der Völker und des ganzen Menschengeschlechts auf ein höheres Walten in der natürlichen und geistigen Welt, durch das Verhältniß der kleinen Erde zur großen Sonne und zu dem Sonnenheer und zu den Sonnenheeren darauf, daß unmöglich mit dem Verlust unserer irdischen Hülle zugleich das Leben des Geistes endigen kann, sondern daß dieser nun erst eigentlich sein — hier nur begonnenes — Leben weiter entwickelt. Denn in der Welt, der natürlichen wie der geistigen, ist überall Zusammenhang, du magst hineingreifen, wo du willst. Ueberall weben Fäden an demselben Gewebe, von dem du auch selbst als Menschenseele ein Theil bist. Ueberall findest du Einheit in der Mannigfaltigkeit, überall Zweck und Mittel in der wundervollsten Übereinstimmung, wie sie Menschenweisheit nicht herstellen würde, überall Wesen und Gleichniß. Wenn du dich nicht selbst überhebst, so erkennst du dann bei einer solchen

Geistesarbeit und einer in gleichem Schritt damit gehenden, allmählich zur Gottesliebe sich läuternden Gottesfurcht als des „Anfanges aller Weisheit“ auch den eigentlichen Werkmeister und thust voll ehrfurchtsvoller Bewunderung einen Blick in die Geheimnisse seiner Werkstatt. Ihm allein die Ehre!

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über den Ursprung und die Entwicklung der gegenwärtigen Arbeit will ich speciell in Bezug auf geschichtliche Ereignisse während der letztverfloffenen Jahrzehnte nur bemerken, daß ich beim Beginn der Schrift auf eine nationale Einigung Deutschlands hoffte, sie als nothwendig für die Lösung der geschichtlichen Aufgabe des deutschen Volkes sogar voraussetzte, aber die Erfüllung dieser Gesichte nicht so bald zu erwarten wagte, als sie nach dem Willen einer höheren Walthung in der neueren und neuesten Zeit eingetreten sind.

Das „Schlußwort“, welches zu einer religiösen Einigung Deutschlands auf christlichem Grunde, aber ohne Rücksicht auf die einzelnen jetzigen Glaubensbekenntnisse, die allgemeinen Umrisse, wenn auch schon in bestimmter Weise geben sollte, fügte ich im Herbst 1862 der kleinen Schrift hinzu, damals halb entschlossen, diese dem Druck zu übergeben. Ich kam hiervon jedoch wieder zurück, eines- theils aus dem allgemeinen Grunde, weil, bevor eine Geistesgeburt das Licht der Welt erblickt, in Analogie der leiblichen Geburt für sie der Horazische Grundsatz: „— numque prematur in annum“ auch in unserer Zeit und zwar in verstärktem Maße Jedem zu empfehlen ist, andern- theils aber, weil ich in specielltem Bezug auf die hier vor- liegenden Fragen zu der Ueberzeugung gelangte, daß damals der Zeitpunkt für eine bestimmtere Anregung derselben noch nicht gekommen sei, hierfür vielmehr die schon lange freilich in der Geisteswelt auf jenes Ziel gerichtete Strömung

durch den Gang der inneren Geschichte, namentlich den äußeren Bestrebungen der Zeit und den materiellen Interessen derselben gegenüber, doch noch mehr in den unmittelbaren Vordergrund geführt werden müsse.

Ueber diesen und jenen Punkt wünschte ich damals auch selbst noch klarer und sicherer in meinen Ansichten zu werden.

Dies geschah aber nach einer ferneren Seite dadurch, daß sich mir mittlerweile das Verhältniß der Kunst zur Wissenschaft und Religion genauer und richtiger, als ich es früher ansah, erschloß. So entstanden weiter im Laufe der zehn Jahre seit 1861 sowohl „Anhang“ zum Schlussworte, als „Vorwort und Einleitung“. Entsprechend der letzteren, welche uns in die Natur als einen Tempel Gottes einführen und namentlich die Saiten des Herzens anschlagen soll, welche in Uhland's „Verlorener Kirche“ bei uns Deutschen mitklingen, entwarf ich im „Anhange“ einen näheren Plan für den seitens der Kunst als der Blüthe des Menschengewisses zur Ehre des Höchsten auszuführenden Bau eines deutschen Volksheiligthums. Ich bin freilich kein Fachkundiger, aber meine Vorschläge können wenigstens dazu dienen, manchen Gedanken dieser Schrift, künstlerisch hier zur Anschauung gebracht, aus dem auf dem Wege des Begriffes und Wortes nicht für Alle gleich leicht sich erschließenden Gebiete des Geistes deutlicher hervortreten zu lassen.

Möge ein deutscher Meister diese Ideen näher prüfen und deutsche Kunst das Werk unter dem Beistande einer höheren Hand seiner Vollendung weiter entgegenführen. Ist aber, irdisch ausgeführt, ein solches Werk für seinen Zweck zu klein und unvollkommen, oder in Rücksicht auf die Kosten zu groß, obgleich dieser Punkt anderen Aufwendungen unserer Zeit gegenüber hier nicht entscheidend sein sollte, so baue sich statt des Gotteshauses von Stein

größer und herrlicher im Geiste und Herzen des deutschen Volkes unter demselben höheren Beistande ein Heiligthum religiöser Eintracht auf, dessen äußere Darstellung in vollkommenerer Weise vielleicht einer späteren Zeit vorbehalten ist.

Die Zeit für den Beginn eines solchen, den Sinn des deutschen Volkes von der zu lange überwiegend gewesenen materiellen Seite des Lebens auf die höheren, idealen Bedürfnisse des Menschen hinleitenden Werkes in einer oder der anderen Art ist nach Verlauf von wiederum zehn und mehr Jahren aber da, und wir sind wohl durch die neueste Geschichte hinreichend darüber belehrt worden, daß auch die äußere Wohlfahrt ohne diesen inneren und höheren Segen nicht gedeiht. Nur auf dem Grunde des Christenthums in seiner ursprünglichen Einfachheit, wenn auch nicht mit Entfernung, doch mit richtiger Beurtheilung der zum Theil schon für die Apostel nöthigen Umkleidungen des geistigen Kerns, kann die vollständige Einigung der deutschen Bruderstämme erfolgen. Deutschland, aus Träumen zur That erwacht, ist nach blutigem Kampfe als Staat jetzt zu höherer Macht und Herrlichkeit erhoben, als es je auch in seiner glanzvollsten Zeit dagestanden hat. Aber dennoch wird dieser Bau unvollendet bleiben, der Friede in unserem Vaterlande nicht hergestellt werden, wenn nicht neben der politischen Gestaltung innerlich eine auf jenem festen Grunde herbeizuführende religiöse Einigung die seit Jahrhunderten entzweiten Glieder verbindet, als ein inneres Band aber auch die dem neuen Bundesstaate nicht angehörigen und die zerstreuten Glieder des deutschen Volkes umschlingt.

Nur in den religiösen und sittlichen Grundlehren des Christenthums als des die vergänglichen irdischen Dinge in das Licht einer unvergänglichen geistigen Welt stellenden und die Liebe zu Gott und dem

Nächsten als die wichtigsten Gebote enthaltenden Glaubens liegt ferner auch die Lösung der anderen Frage, welche neben der kirchlichen jetzt den Gegenstand eines großen Kampfes bildet, die Lösung der socialen Frage. Die jetzige Inangriffnahme dieser Aufgabe ist im höchsten Grade anzuerkennen und ein solches, freilich schweres Werk mit allen Kräften zu fördern. Aber neben den äußeren Stützen der Volkswohlfahrt ist die innere Hülfe, vor allem daher die Wiederbelebung des religiösen Sinnes, ebenso wichtig und, sollen jene Stützen von Dauer sein, sogar noch wichtiger.

Und nun noch die nachfolgenden Worte an dich selbst, liebes deutsches Volk, für welches, ohne dabei zwischen Hoch und Gering, Gelehrt und Ungelehrt zu unterscheiden, wenn nur hier wie dort Sinn für die geistige Seite des Lebens und ernstes Verlangen nach höherer Erkenntniß vorhanden ist, ich dieses Büchlein geschrieben habe. Ich lege dir dieses an dein treues deutsches Herz. Es kam vom Herzen und wurde zum Theil mit Herzblut geschrieben. Vertraue deshalb dich mir an, und wenn dir nicht sogleich beim ersten Lesen Alles klar verständlich ist, lies es wiederholt und geh' an die Quelle zurück, wo auch ich das Beste geschöpft habe. Vergleiche das „Buch der Bücher“, welches auch ich höher als jedes andere Buch halte, nachdem ich es in meiner Jugend dem Buchstaben nach, in seiner Schale kennen gelernt, dann aber seit einer Reihe von Jahren mit offenem Auge und offenem Herzen gelesen und in seinem köstlichen Kerne näher erkannt habe. Schlage also zur Erlangung dieser Erkenntnisse mit mir denselben Weg ein. Ohne ernste Geistesarbeit geht es aber dabei nicht zu. Bloßes Bibellesen ohne Forschen und ohne das Erforschte für seine und seiner Mitmenschen geistige

Wohlfahrt zu verwerthen, erscheint mir als ein ebenso todttes Werk, als wenn jemand das Buch der Natur, diese weitere Offenbarung Gottes, aufschlägt, ohne auch hier den Buchstaben, das Sinnbild, geistig in sich aufzunehmen. Denn sämtliche Gegenstände der Natur, der organischen und unorganischen, haben die Bestimmung, bei dem Menschen als der Krone der Schöpfung die entsprechenden Saiten seines Herzens in Schwingung zu bringen, zugleich aber ihn immer auf das Ziel, höhere Erkenntniß seines Verstandes und gleichen Schritt damit haltende Läuterung seines Herzens, hinzuweisen. Eine derartige Naturbetrachtung selbst sollst du sogleich kennen lernen. Jede andere, selbst die Forschung der in das Innere der Natur immer mehr eindringenden Wissenschaft ist einseitig, wenn sie nicht dabei zugleich jenen eigentlichen Zweck der Welt um uns und unter und über uns im Auge hat.

Stoße dich, das ist meine weitere Bitte, nicht daran, wenn ich dir hier und da, und nach und nach, sowie dein inneres Auge erstarft, immer mehr den Schleier lüfte, der diesem Auge bisher nicht gestattete, bei der natürlichen Welt, die nur ein Gleichniß der geistigen Welt ist, in diesen Geist einzudringen. Was du dabei etwa irdisch und sinnbildlich und vergänglich aufgibst, das empfängst du, darauf vertraue, im Geiste und in der Wahrheit und für die Ewigkeit mehrfach wieder. Für Kinder bleibe freilich die Milch statt der stärkeren Speise. Aber der Buchstabe werde auch hier nicht betont. Lehret die Kinder tief fühlen und klar denken. Das allein ist des „Menschen“ würdig.

Namentlich du aber, treues weibliches deutsches Herz, als die Hälfte und von dieser Seite als die bessere Hälfte unseres Volkes, du zartes und doch so todesmuthiges Frauenherz, welches ich seiner ganzen Tiefe und Höhe nach kenne, weil ich ja selbst ein solches mein nannte und

noch mein nenne, wenn auch die sterbliche Hülle im Grabe ruhet, du fester Ankergrund allen Stürmen eines bewegten Manneslebens gegenüber, welches du deinerseits im Gefühl deinen Glauben ebenso sicher hältst, wie es andererseits des Mannes Pflicht ist, auch dem Weibe nach dieser Seite hin sein begabteres Geistesauge, den männlichen Verstand zu leihen — du, deutsche Hausfrau und deutsche Jungfrau, erfülle du namentlich meine obigen Hauptbitten. Lies, was du nicht sogleich verstehst, — denn wie wäre das dem großen Umfange der Wissenschaften gegenüber nur möglich, da dir andere Sorgen des Lebens zunächst obliegen — lies solche Stellen nach einiger Zeit von neuem, geh' auch an jene oben angedeuteten beiden Quellen zurück, vor allem aber an die Quelle, wo du Gott unmittelbar trägst, an das reine Gefühl deines weiblichen Herzens. — Und nun noch einige kleinere Bitten, um dich mit heiterem Sinn an diese Geistesarbeit gehen zu lassen.

Stoße dich zunächst nicht an die vielen Steine, die dir im Anfange auf jenem Wege der Forschung und der nicht davon zu trennenden Anstrengung begegnen werden, bedenke mitleidig, wie du von Natur es bist, wie mühsam ich mitunter diese Steine, nachdem ich sie aus den Tiefen des Erdinnern hervorgeholt, mit dem Berghammer zerschlagen habe, um zu sehen, was darin enthalten war, und bedenke ferner, daß du — dein Frauenherz — ja selbst ein Diamant bist, der Schöpfung „schönster Stein“, so schön, wie keine Königskrone ihn trägt. Es könnte allerdings dir scheinen, erst da, wo Adam und Eva von der grünenden Erde Besitz nahmen, werde der erste Aufsatz für Frauen lesbar. Aber, wenn nun auch wirklich das erste Menschenpaar im Paradiese und das Menschengeschlecht überhaupt in seinem goldenen Zeitalter als seinen Flitterwochen ohne Steine und was dahin gehört fertig werden konnte, wie wäre es in unserem eisernen Zeitalter mög-

lich, wo Eisenerz und Kohle, zusammen im Schoß der Erde gefunden, die Welt in Bewegung setzen? Die Natur war nicht nur eine liebevolle und sorgsame, sondern auch eine verständige und sparsame Mutter. Schlagt also, ihr lieben Leserinnen, das Kapitel von den Steinen nicht über. Nicht wahr, das versprecht ihr mir? Die Hand darauf.

Fürchtet euch ferner nicht vor dem dunklen Schoß der Erde, in den ich euch allerdings führen muß. Ich kenne ja eure drei Sterne am Himmel, die auch die meinigen sind: Glaube, Liebe, Hoffnung, die sollen euch und mir bleiben, und wenn wir wieder aus dem Schoß der Erde zurückgekehrt, so soll euch auf unserm weiteren Gange durch Wald und Flur die Sonne nur um so schöner glänzen und am Abende sollen uns jene drei Sterne nur um so heller leuchten. Zunächst aber lohne ich euch, wenn ihr diese Fahrt in die Unterwelt wagt, mit einem Blumenstrauß, freilich keinem so großen, wie die Mode mit der übrigen Unnatur eurer von solcher Herrin abhängigen äußeren Erscheinung ihn euch darreicht, aber mit einem vielfarbigen, duftigen Feldblumenstrauß, den wir zusammen selbst pflücken und worin wir noch allerlei geistige Blüthen aus unserem deutschen Dichter- und Sängerkain einflechten wollen, unter Beistimmung aller gesiederten Sängers in Flur und Wald. Dazu verspreche ich euch ferner aus dem Innern der Erde — ich kenne ja neben euren starken auch eure liebenswürdigen, uns Männern zugewandten schwachen Seiten — noch manches goldene Geschmeide und funkelnde Edelsteine. Ja, die sind dort bezaubert, aber mit Hülfe des Berghammers könnt ihr die Thüren zu diesen Schatzkammern sprengen. Dies sind übrigens keine vergänglichen Schätze, die als Gold erscheinend, nachher in Kohlen sich verwandeln, wie im Volksmärchen, sondern Schätze der Herzenskammer, die nicht von Motten und Rost verzehrt werden.

Ich kenne endlich eure liebenswürdige Eva-Natur auch darin, daß ihr erstens gern an das Ende eines Buches eilet, dieses wohl zuerst, die Vorrede zuletzt, oder, weil diese nun vermeintlich überflüssig, auch wohl gar nicht leset, und zweitens, daß ihr keine Ueberraschungen liebt, selbst keinen „Jul-Klapp“, wovon ihr vermittelt eines Blickes und wäre es durch ein Loch, viel kleiner als ein Schlüsselloch, nicht wenigstens eine Ahnung bekommen hättet. In beiderlei Beziehung benutze ich daher in dem weiteren Verlaufe dieser Einleitung eure der Wißbegierde zu Hülfe kommende liebenswürdige Schwäche. Ich gebe euch also, auf das ganze Buch schon hier vorbereitend, gleich der Ouverture als den Vorklängen zu einer Oper nachstehend einen kleinen Vorgeschmack von dem weiteren Inhalte desselben und zugleich einen leitenden Faden für das Lesen des Büchleins in die Hand, bleibe euch auch selbst auf der Fahrt in den Schoß der Erde sowohl als später auf unserem Spaziergange und auf dem Fluge zu unseren Sternen stets als ein in heiterer Weise zusprechender, ermuthigender Freund zur Seite. Euch soll dort wie hier nicht schwindeln. —

Wir theilen nun — eingedenk des Spruches: „Morgens- stunde hat Gold im Munde“ sind wir früh, wenn auch, wie sich nachher zeigen wird, noch immer für einen solchen Tag nicht früh genug aufgestanden, es ist kurz vor sechs Uhr und Sonntag — unser Tagewerk nach meinem unmaß- geblichen Vorschlage folgendermaßen ein:

Ich rechne für die Fahrt in das Innere der Erde bis dahin, wo eigentlich nichts mehr zu sehen ist, sondern das nun folgende Gestein nur etwa noch Risse und Spalten bis zu dem inneren Feuer enthält, sonst aber nur als eine dicke Steinkruste dieses umschließt, sowie von diesem Ziele unserer unterirdischen Reise zurück an die Oberwelt: zwei Stunden. Dann eine halbe Stunde Ruhe und Morgen-

imbiß, um uns für unsere Wanderung durch Feld und Flur und Wald zu rüsten. Nach 1¹/₂ Stunden, also zehn Uhr, treffen wir in letzterem ein und verweilen bald ruhend, bald wandernd ebenso lange in seinen grünen Hallen, nachdem sich ein älter Bekannter von mir, der Bewohner jenes kleinen Hauses da oben vor dem Walde unserer Gesellschaft noch angeschlossen hat. Er gehört in mehr als einer Beziehung dazu. Halb zwölf Uhr frugales Mahl und Mittagsruhe am Waldessaum, dort auf der steilen Höhe, von wo aus wir unser ganzes liebes Heimathland in seiner bunten Abwechslung zwischen Hügelland und Wiesengrund, zwischen Holzbusch und Gehöft nach der Seite überschauen, wo die dem „Brocken“ ähnliche Kuppe des „Röterberges“ alle Berggrücken ringsumher überragt und der „Solling“ gleich einem blauen Bande am östlichen Horizonte sich hinzieht. Ein gutes Fernrohr hat einer der an der Wanderung theilnehmenden Freunde mitgenommen. Nachmittags, wenn die Sonne nicht mehr zu hoch steht, Rückweg wieder durch einen anderen Theil unserer Flur und mit dem letzten Strahl der Abendsonne daheim am häuslichen Heerd. — Einverstanden?

Von keiner Seite Widerspruch oder Verbesserungsantrag. Der vorgeschlagene Reiseplan ist daher einstimmig angenommen.

Also — den ersten Schritt abwärts gewagt mit dem Bergmannsgruß: „Glück auf!“ und dem Schlußreim des Bergmannsliedes: „D’rum hinaufgeschaut und auf Gott, auf Gott vertraut.“ — — In der nahen Stadt ertönt das Geläut zum Frühgottesdienst. — — So schauerlich, ihr werdet dies sogleich selbst finden, ist es „dort unten“ übrigens nicht, wie es in Meerestiefen „fürchterlich“ sein mag. Seeungeheuer giebt es hier freilich ebenso viele und sogar größere wie auf dem Meeresgrunde, aber sie sind alle bezaubert. Nur mit dem Zauberstabe des

Geistes, unserem Berghammer, werden sie wieder belebt, aber, versteht sich, auch nur geistig. Man braucht sich also vor ihnen ebenso wenig zu fürchten wie vor Gespenstern. — —

Doch — — ich wollte euren Muth nur auf die Probe stellen. Ihr sollt es aber bequemer mit der unterirdischen Fahrt haben. Mit Hülfe dieser euch vorgelegten geognostischen Bilder einer jeden Schöpfungsperiode oder von jedem Schöpfungstage, wenn ihr diesen lezten unwesentlichen Ausdruck lieber beibehalten wollt, machen wir nämlich diesen Theil unserer heutigen Reise viel leichter und ebenso gut nur im Geiste, und zwar fangen wir hier, wie auch in der Erde selbst diese Perioden auf einander folgen, zweckmäßig mit dem Ende, also mit der neuesten Schöpfung nach der Sintfluth an, gehen dann weiter zurück auf Adam's Zeit, und so immer weiter dem Anfange zu bis dahin, wo der Schöpfer sein erstes „Werde“ sprach.

Und nun schauet also — ich gebrauche diesen Ausdruck gern da, wo das geistige Auge neben und sogar vor dem leiblichen sehen soll, nach dem Vorgange meines nun auch bereits entschlafenen verehrten Freundes, dessen Geist auf seinen Wanderungen durch die Länder Europas und zuletzt sogar auf seiner Fahrt nach Aegypten und Ostindien viele solche geistig belebte Bilder aufgenommen und der uns Freunde seit längeren Jahren so regelmäßig wie das „Mädchen aus der Fremde“ mit seinen „Tauben“, wie er diese Reisebeschreibungen nannte, erfreuet hat — ihr schauet also zunächst unter der Oberfläche der Erde, wie es zu Noah's Zeiten auf derselben aussah und wie die Thiere, welche vor der Sintfluth auf der Erde lebten, in Noah's Arche in einigen Paaren geborgen, von da aus, nachdem sich die Wasser allmählich verlaufen, zunächst auf den Bergen und an den Bergabhängen und dann immer weiter auf der trocknenden und neu mit Grün sich kleiden-

den Erde sich wieder ausbreiteten. Ihr schauet dann weiter hinabsteigend die Zeit, von der euch auch das Buch aller Bücher erzählt, wo Gott das erste Menschenpaar schuf, zunächst den „Adam“ in der Sprache der semitischen, den „Mann“ in der Sprache der indogermanischen Völker, eines und das andere Wort aber ein „denkendes Wesen“, den mit dem Geiste Gottes zum Unterschiede von der unvernünftigen Thierwelt begabten „Menschen“ bedeutend. Damit dieser nun „nicht allein sei“, wurde ihm im Schlafe von Gott eine Rippe genommen und zur ersten „Frau“ oder zur „Eva“ gebildet. Beide sind also ein Fleisch, und geistig sollen sie sich gegenseitig ergänzen. Nun seht ihr auch an den Knochen der Thiere, die versteinert im Schoße der Erde zugleich mit denen der ersten Menschen gefunden wurden, daß die Zeit und das Glück des Paradieses, worin Adam und Eva als in einem Garten Gottes unter dessen eigenen Augen lebten, nur eine sehr kurze gewesen sein muß, vielleicht auch nur ein Traum war, und zwar ein Traum von ihrer alten, schöneren Heimath, der die Menschenkinder ja alle, auch wir sämmtlich noch jetzt angehören und wohin unsere Herzenssehnsucht über Berge und Meere und Sterne hinaus daher auch noch immer uns ziehet — der Heimath bei Gott.

Nachdem aber die ersten Menschen Gottes Gebot übertreten hatten, so hörten sie in ihrem Gewissen dieselbe Stimme, die auch noch jetzt an des sündigen Menschen Ohr donnert, nämlich Gottes Stimme und dessen nämlichen Donnerworte: „Dornen und Disteln soll dir der Acker tragen, und im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen, bis daß du wieder zur Erde werdest, davon du genommen bist.“ Dieses Wort des Herrn, bei dem Alles Wahrheit ist, hat sich denn auch erfüllt, wie ihr das dort in der Erde, soweit sie über die ältesten

Zeiten des Menschengeschlechts Urkunden enthält, und nicht weniger auf der Erde aus der Geschichte der Völker wahrnehmen könnt, nachdem das Menschengeschlecht während der Jahrtausende seines Bestehens sich gemehrt und gleich einem Baume seine Nester und Zweige ausgebreitet hat.

Welche Kämpfe aber der Mensch damals, um sein tägliches Brod, d. h. neben wildwachsenden Wurzeln und Baumfrüchten zunächst als Jäger das Fleisch und das Knochenmark der Thiere sich im Schweiße seines Angesichts zu verdienen, mit der ungezähmten Thierwelt um sich führen mußte, und zwar ohne alle jetzigen Waffen, also lediglich mit dem tapferen Muth und außer der kräftigen Faust, etwa noch mit dem zugeschärften Stein, den er als erste Art in einen Baumast fügte — davon zeugen die im Schoße der Erde über jene Zeit aufgefundenen sicheren Urkunden.

Eben solche Urkunden finden wir, tiefer in den Schoß der Erde hinabsteigend, für jede weiter dem Anfange zu liegende Periode der Schöpfung. Ihr schauet hier riesige Vierfüßer und Vögel, wie sie kaum die Fabel ersinnen kann, dann Drachen über die Phantasie eines Dichters hinaus, und Schneckenhäuser von der Größe eines Pflugrades, ferner wunderbare Fische und Krebse und Thiere, wozu wir in der jetzigen Schöpfung kaum ähnliche mehr haben, endlich neben dieser Millionen und Billionen von Thierleichen enthaltenden Gräberwelt auch verkohlte Wälder, worin Farrenkräuter und Schachtelhalme die Höhe und Stammesdicke von Palmen hatten und in unabsehbaren Flächen einige Theile der Erde bekleideten. Ueber und unter diesen Waldgräbern sehet ihr dann aber die mannigfaltigsten Erze, die nützlichen Metalle, Kupfer, Zinn und vor allem das Eisen und die edlen Metalle, Gold und Silber, die dem Menschen in ihrer Verwendung zu

dem von Hand zu Hand wandernden Gelde, zu schönem Schmuck und Geräth dennoch neben dem Glück auch oft Unglück bringen und die ihm eigentlich nur zur Prüfung darin gegeben sind, ob er sie zur geistigen und sittlichen Veredelung für sich und Andere, oder, wie er nicht soll, zum Sinnengenuß, zu Eitelkeit und Thorheit der Welt oder wohl gar zum Unheil für sich und seinen Nebenmenschen verwendet.

Damit sind wir denn dem inneren Kerne der Erde, wo diese Erze und ein Theil der Gesteine im Feuer gebildet worden, näher gekommen und wir haben nun auch unsererseits die Feuerprobe bestanden und können also den Rückweg in die Oberwelt antreten, wo wir, zum freundlicheren Sonnenlichte wieder gelangt, die Grubenlampe auslöschten werden. Wir steigen also von Leiter zu Leiter wieder „zu Tage“, nehmen uns hier und da ein Andenken an unsere unterirdische Fahrt mit und begrüßen, Gott im Herzen dankend, aber auch nicht minder voll Ehrfurcht die weise Ordnung seiner Werke, selbst im finsternen Erdenschoß, bewundernd, „das himmlische Licht“, unsere schöne grüne Erde und den noch schöneren blauen Himmel darüber mit Sonne, Mond und Sternen. —

Nun also, nachdem wir für fernere Fortschritte auf dem weiten Gebiete der Wissenschaft den Grund gelegt, zum wohl verdienten Morgenimbiß, den wir alle mitgenommen haben und wobei wir die unbeschränkteste Gastfreundlichkeit uns gegenseitig erweisen. Ohne Scherze aber geht es dabei, schon der Abwechslung wegen nach unserer ernstesten Fahrt, nicht zu. Namentlich wird, da wir doch nun durch Feld und Busch, durch Wiese und Wald, frei und heiter wie der Vogel in der Luft streifen wollen, überlegt, welche Vögel sich für einen solchen Naturgenuß wohl die beste Gestalt und die zweckmäßigste Kleidung angeschafft haben. Die Ansichten darüber sind getheilt. Denn der Vergleich liegt

oft nahe und die Mode — nicht selten das Gegentheil der Natur, und darum auch ebenso oft geradezu ein Hinderniß für den Genuß der freien Natur — ist doch auch eine schwache, liebenswürdige Seite von Eva's Töchtern. Nichts destoweniger sind wir nach scherzhaftem Hin- und Herreden darin einverstanden, daß die Kleidung des Pfaues, ohne daß wenigstens zwei eigens dazu angestellte Perlhühner den glänzenden, aber schleppenden und überall hindernden Schweif trügen, gänzlich für den obigen Zweck zu verwerfen sei. Watschelnde Enten, pathetisch einher schreitende Hühner, vor Allem aber der komisch aufgeblasene Truthahn sind ebensowenig geeignet für solche Wanderungen. Der Spatz ist zwar ein geborener Bagabund, überall zu Hause, wo es etwas zu leben giebt, und ebenso unverschämt wie jener, aber er hat keine Stimme zum Gesange, um seine Gefühle gebührend auszudrücken. Das gehört auch zu einem Wanderer in der freien Natur. Noch viele Vogelnaturen werden hierauf angesehen, jedoch nach näherer Prüfung verworfen. Aber der Staar, als erster Frühlingsvogel, gesellig, munter, durch die schönsten, gedehntesten Flötentöne wie durch Flügelschlag, Schnabelgeklapper und sonstige komische Gebarden seinen Gefühlen Ausdruck gebend, bald in Feld und Flur, bald auf den Spitzen der höchsten Bäume, bald in der Stadt, bald auf dem Lande — er ist ein geborener Wanderer und Sänger, und zu seinem Gefolge gehören alle jene zahlreichen Genossen mit dem schlanken Wuchs, dem unscheinbaren und doch so schönen Gefieder, den graziösen Bewegungen und vor allem mit der lieblichen Stimme — vornan die Meisterin dieses Sängerkhore, die Nachtigall, dann das Rothkehlchen, das Goldhähnchen, die Grasmücke, das Schwarzkäppchen, die ganze Familie der Drosseln, die der Lerchen, Ammern, Finken und Meisen, endlich die so gern der menschlichen Wohnung sich nähernden treuen Schwalben, wenn sie nicht neben dem kurzen

Fußgestell den langen „Schwalbenschwanz“, den Vogelstrack hätten.

Ueber solche Gespräche sind wir denn auch in die rechte Stimmung versetzt, um von der Mode zur Natur überzugehen, um alle ihre Töne der reinen, unschuldigen Freude ebenso in uns erklingen zu lassen. „Dem Licht entgegen“ heißt unser Wahlspruch mit der Lerche, die eben aus einem Bohnenfeld vor uns sich aufschwingend, ihren freudigen Dank dem Schöpfer entgegenjubelt. „Dem Licht entgegen“ ist auch ein Gedichtchen überschrieben von Heigel, zu schön, als daß es hier, gleichsam als ein Weckruf für unsere Wanderung und nach Jahreszeit und Umgebung passend, nicht wenigstens theilweise einen Platz finden sollte:

„Im Juni war's, an einem von den Tagen,
Die zu der vollen Sommerherrlichkeit
Den Zauber noch des Mai's im Antlitz tragen,
Den Duft und Schmelz der Frühlingszeit.
Ganz sonnig waren und doch lind die Lüfte,
Die Wellen küßte nur ihr Hauch;
Die Wiese blühte, wie das Felsgeklüfte,
Die ganze Erde war ein Rosenstrauch.“

Und nun folgen einige Strophen, worin die Vergangenheit in der Gestalt eines lebensmüden Mütterleins, das Antlitz „verklärt von einem Lenz jenseits der Sterne“ und die Zukunft in ihrem Enkel „ganz in sein kindlich Spiel verloren auf nimmer müdem Wiegenpferd“ sinnig dargestellt wird. Nun heißt es jedoch weiter:

„Inmitten aber dieser Beiden
Stand sie, die wunderschöne Maid,
Ihr Haupt erhoben, sich am Licht zu weiden,
Das sie umwallte wie ein Flügelfleid,
Am Lichte, das auf ihren Locken
Recht wie ein Himmelsjegen lag,
Und ins Geläut der Morgenglocken
Aufjauchzte sie: O Sonnentag!

Ihr Fuß berührte kaum den trägen,
Den niedern Staub, im Flug' bereit,
So lächelt sehnend sie und doch gefeit,
Der Genius des Tags, dem Licht entgegen"

Auf! diesem Genius nach durch Gottes schöne Natur,
doppelt schön in ihrem heutigen Sonntagschmucke. Und
nun bekommt ihr, liebe Freundinnen — so darf ich euch
jetzt schon wohl nennen — den schönsten Blumenstrauß,
den Natur und Poesie in ihrer sinnigen Einfachheit geben
können, und ein Kranz von noch schöneren Geistesblüten
unserer Dichter in Wort, in Stein, in Farben und in Tönen
soll euch später in den Aufsätzen selbst vorbehalten bleiben.
Ich kenne ja alle Saiten eures Frauenherzens, die bei
süßen Tönen und holden Klängen in Natur und Kunst
mitklingen. — —

„Reise geht durch mein Gemüth
Himmliſches Geläute,
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling' hinaus in's Weite.“

beginnt eine klare Glockenstimme in unserer Mitte zu singen
und wir stimmen mit ein und ertheilen der Tonangeberin
nach beendigtem Liedchen den Preis mit dem Ehrennamen
„Unsere Lerche“, den sie für den Tag beibehält. Und sie
verdient auch sonst diesen Namen. Denn ein schlichtes
weißes Kleid, nicht zu lang und nicht zu kurz, nicht zu
weit und nicht zu eng, ein Strohhut mit fliegenden
Kosabändern und darunter sie selbst die schönste Rose
— so fliegt sie, allzeit heiter in Gespräch und Gesang,
uns voran.

Nun geht's an's Blumenpflücken. Zuerst hier im
wogenden Kornfelde die Cyane, die blaue Flockenblume,
womit auch „unser Schiller“ beginnt:

„Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein.“ —

Ja, Treue und Fleiß finden ihren goldenen Lohn. Zur Treue nehmen wir dann daneben sogleich die Liebe in der brennend-rothen Blüthe des wilden Mohns. Daran schließt sich aber durch natürliche Gedankenverbindung dort am sonnigen Rain neben dem duftenden Dosten der gewürzige „Thymian“ in Weber's für ewige Zeiten lieblichem Liede der Brautjungfern. — Nun wird der Blumenstrauß immer vielgestaltiger, immer bunter an Farben. Zu den früheren Blumenkindern gesellen sich einige Blüthen und Knospen der einfachen Rose, der in Zartheit der Farbe und in graziöser Schwingung der Zweige auch neben den gepflegten stolzeren Schwestern lieblichen Blumenkönigin der freien Natur, ferner der rothe und weiße Klee, nebst dem „Kleeblatt-Bier“, das ein Sonntagskind unter uns sogleich auf den ersten Blick in dem blühenden Kleefelde entdeckt hat, dann daneben der gelbwollige Wundklee und der goldgelbe Hornklee und Ginster, dann die weiße; roth angehauchte Doldentraube der heilsamen Schaafgarbe und einige Blumenknöpfchen der beruhigenden ächten Kamille, weiter aber dort an dem Holzstrange von Haselnußstauden und Rüstern unter Beistimmung des darin nistenden redseligen Hänflings und Schwarzkäppchens die vermeintliche größere Schwester jenes wohlthätigen Blumenkinds, die hohe nickende Blume mit dem Sonnengesicht und dem weißen Strahlenkranze, worauf eben ein farbiger Falter sich in seine idealen Träume versenkt, während der Realist der Insectenwelt, der rüstige, kampfgeübte Käfer am Boden seiner Arbeit und seinem Genusse nachgeht.

Nun mit dem Schmetterlinge im Fluge vom Hügel hinab in die Wiese, um dort aus ihrem Teppich und vom Uferrand des Baches noch manches Blümchen unserem Strauße hinzuzufügen. Da ist nicht lange zu suchen. Gelbe Ranunkel und weiße Labkrautranke, rothe Lichtnelke und deren Schwester die flockige Kuckucksblume, Hahnen-

kamm und eine Rispe des Bittergrases, von der Kindheit her uns als „Sparbrod“ bekannt, reihen sich ein und einige blühende Grashalme von den wirklichen Ureltern unserer Halmenfrüchte geben nickend ihre Freude an den schönen Kindern zu erkennen, auf die sie hinabblicken. Auch ein Weidenröslein vom Bachesrande gesellt sich hinzu, um von dem süßen Gemurmel zu erzählen, dem es „gelustert“ hat, und zuletzt, denn es muß auch daheim jeder bedacht werden, für das Kanarienvögelchen, welches manchen von uns am Abend mit der Frage empfangen wird: Hast du mir auch etwas mitgebracht? — einige Zweiglein des rothbraun blühenden Ampfers.

Aus dem Wiesengrunde wieder hinauf zum Walde, in dessen Vorhalle nach kurzer Wanderung uns das Geisblatt im Hag mit seinen kräftig-süßen und dennoch „Je länger je lieber“ von uns eingesogenen Düften die Sinne berauscht und uns alle Herrlichkeiten jenes Naturdomes ankündigt. Nun aber, ehe wir in diesen eintreten, holen wir, wie ich vorher es ankündigte, meinen alten Freund in dem Häuslein vor uns ab. Er weiß Bescheid, hat unser Mittagsbrod und einige Flaschen rheinischen Nebensaftes aus der Stadt heute morgen herbeigeholt und den Wein in dem nahen Born der Nixe kühl erhalten. Außerdem will er uns noch eine kleine Ueberraschung bereiten. Näher gefragt habe ich nicht darnach. Denn „Neugier ist mein Fehler nicht“. Wir gehn also auf das kleine Haus vor dem Walde zu, das gegen Westen durch den Berg geschützt, nach den übrigen Himmelsgegenden die entzückendste Aussicht darbietet. Ihm zur Seite ein Gärtchen mit den nöthigen Gemüsebeeten und dem nie fehlenden Stück braunen Kohl, zunächst am Hause aber ein Beetlein, mit rothgefüllten Marienblümchen eingefast und darauf ein Rosenstrauch in voller Blüthe, einige noch blühende Goldlack, rothe Nachtviole oder Matronale, ein Lavendelbusch und ein

„Hucht“ Eberraute (*Artemisia abrotanum*), welche letztere niemals in dem Strauße fehlen darf, den eine Frau vom Lande als „Kufelbusch“ mit zur Kirche nimmt und gleich dem Flacon der Stadtdame gebraucht, wenn sie schläfrig oder „unsachte“ wird. Vom Garten aufwärts am Berge sich erhebend das kleine Feld des Hausbesitzers, mit Halm- und Hackfrüchten, namentlich unserer Brodfrucht, der Kartoffel bestellt. Auch das Stück Wein, eben in seiner himmelblauen Blüthe, fehlt nicht, um im Winter den Flachs für das Spinnrad der Hausfrau zu liefern. Zwischen Garten und Feld ein Bienenschauer, dessen fleißige Bewohner ab- und zufliegen. Die ebenso fleißigen Bewohner des Hauses haben uns erwartet. Der stattliche Haushahn, einer von der alten schönen Art dieses Fasanengeschlechtes, die noch nicht durch cochinchinesische Kreuzung verunstaltet ist, kündigt uns mit freudigem Schrei und Flügelschlag an und fordert dann auch seinen Hofstaat von ebenso schönen Fasaninnen auf, uns ihren Kratzfuß zu machen.

Der „Teite“ oder Hausvater, im mittleren Lebensalter, kräftig gebaut und auch an Augen und Haar ein ächter Nachkomme Teut's, tritt uns nun mit freundlichem Morgengruß einige Schritte vor dem Hause entgegen und in diesem empfängt uns ebenso die muntere Hausfrau, rüstig, blühend und noch etwas mehr geröthet am Herde, worauf ein offenes Feuer von trockenem Reisigholz knistert und die einfache Mittagssuppe in dem darüber hängenden Topfe brodelt. Nun müssen wir erst in die Stube eintreten, worin zur Feier des Sonntages Tisch und Brettstühle gescheuert sind, der Fußboden mit weißem Sande bestreut ist. Das übrige Stubengeräth ebenso einfach und sauber. Vor den geöffneten Fenstern nach dem Garten zu blühen in Töpfen einige Pelargonien und daneben steht ein Glas mit einem Feldblumenstrauße, noch mit mehr Kindesinn und Kindeseile als der unsrige gepflückt. An

der weißen Wand aber führt die kleine Schwarzwälder Uhr einen so munteren, kräftigen Pendelschlag, als wollte sie sagen: Ich tausche nicht mit meinen Schwestern in der Stadt mit dem ausländischen Namen, die sich in Gold und Malabaster kleiden und als Ueberzieher noch ein Glashaus besitzen. Dort ist's Schein, so wie vieles Andere. Man steht trotz der Uhr nicht früher auf, beachtet auch ebenso wenig Mittags- und Schlafenszeit, sondern macht die Nacht nicht selten zum Tage. Hier aber regele ich wirklich das Leben, Hand in Hand mit meiner Schwester, der Natur und mit dem treuen Sommergäste, dem Schwalbenpaar, das alljährlich unter dem Dache des Hauses nistend, Morgens am frühesten erwacht und mit beredter Zunge zum Aufstehen ermuntert.

Wir müssen nun auf ausdrücklichen Wunsch der Hausfrau, die uns in Abweichung von ihrem mehr in der Stadt verkehrenden Manne in ihrem „Plattduitsk“ unterhält, erst einen Augenblick Platz nehmen. „Nu setten seu sek un womet kann ek seu deunen? Met eunem Drunk Melke, ganz frisk van morgen molken?“ Die Gabe darf nicht ausgeschlagen werden, und nun wollen wir uns auch dankbar erweisen und bitten also die freundliche Geberin, uns zu begleiten und an unserm Mittagsmahl theilzunehmen. „Nei“, entgegnet sie uns aber herzlich lachend, „ek mot hui mui-nem Kleunsten bliiben, do achter in' er Weugen, deu sek eben verniehemen lät. Newwer iuse lütke Guit, wat nau en betten bleue is un sek huir olltuit achter mui verkrüppt, fall mie gohn un seu den eunen taubunnen Korf henup drägen.“ Ha, ha, heißt es nun. Das ist das Geheimniß, aber — alles fest verschlossen und kein Löchelchen an dem Korbe, der nur schwer ist, als befände sich eine gefüllte Suppenterrine darin. Die Uhr schlägt zehnmal, in der nahen Stadt und in dem noch näheren Dorfe unten im Thale ertönen wiederum die heiligen Kirchenglocken,

jekt zu dem Hauptgottesdienste. Es muß also aufgebrochen werden, um nach beendigtem Geläut auch in unserer heutigen Kirche zu sein. Wir reichen zum Abschiede sämtlich der Hausfrau die Hand, die uns mit freundlichem Wort bis vor die Hausthür begleitet. „No, vel Bergneugen im greunen Walle, und wenn im Härvest den Appel un Twesfen ruij sint, dann beseuken seu us mol wieer. Den jungen Frölenz fällt auf eun Hannigbotter dotäu häwwen, denn den Junne sint sluitig un Bläumen giebt et diesen Summer in Görens un im Feile den Menge.“ „Awwer Seu, leuwet Frölen,“ redet sie noch besonders eine von unseren Jungfrauen, eben jenes Sonntagskind an, dessen oben erwähnt worden, „Seu häwwe ek, do ek nuipe täukuike, ol mol seuhn. Seu sint nohgrae grötter woren, dotäumol wören Seu nau eun Luit vellicht eun Johr öller os muint jint un Seu hadden in eunem Klawernfeile hui Warwech's Howe, den jekunt dem Teutemegger hört, eun Kleublattveur seuken wollen un wören eun betten achter den Dellern, den mui meuten, os ek van Wantrup's Howe herdal ging, taurügge blewen un do was uit dem Klawern eun Hase upsprungen un Seu hadden sek sau dieger verjagt, dat Seu bittre Thrienen grennen un liut schriggen. Ek säe: leuwet Kuind, den Hase deut dui jo niks, teuw mol eun betten, säe ek, gluij fielt heu sek üimme un maht dui Männekens täu. Un richtig. Kaurd, van Natur nisquirig, deut dat denn auf un offe ek nu Has-up! räupe, löpt heu flink un twes dür eun Stück Käul, dat heu för den Winter wol mol täugluij in Augenschuin niehmen wolle, dem Holte täu. Es wiske dem luitken Frölen met der Schörten den Thrienen uit den Neugen, dat et den Motter nich seuhe un nu was olles wedder gäud, un ek höre achter mui nau lange Seu Has-up, Has-up räupen. Awwer — do häwwe Seu jo wörflich jekunt eun Kleublattveur funnen. Dat bedütt, wenn man achtteggem Johre äuld is, binnen Johrestuit eun'n Bruimen.

No, werren Seu man nich räuth. Et häwwe auf näu säu'n drüget Blättken un näu männig annert Blättken un Bläumken in muinem Gesangbauke liggen un geern bläddere et darin täu Tuiten un manche Thriene is auf ol up eun Bläumken un den Gesang daniben fallen un näu vörlieden las et säu'en Gesang, wobui eun Börgißmeunnich as Teufen liggt. Ätwer van Dage, wo Seu täuhaupe in den scheunen Wald gohet, häwwe et mui ol eunen muiner Leuwlingsgefänge täurechte leggt: „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht, die Weisheit deiner Wege — —“ vom äulen Gellert. So, wenn et den drüdden Bers lese: „Dich predigt Sonnenschein und Sturm, dich preist der Sand am Meere — —“ dann trett mui auf fakem 'ne Thriene in't Auge, ätwer ed is eune Thriene det Dankes. — Un nu mot et schwank eus mol muinen Kleunen täufreden stellen. Heu röhr't sek ol wieer. Gohn Seu met God, leuwet Frölen, bluiven Seu hübsk gesund un munner un denket Seu öwer't Johr daran, wat et Seu seggt häwwe.“ — Damit ins Haus zurücktretend, entzieht sie sich unseren Blicken und wir schreiten nun freudig und doch feierlich gestimmt dem Walde zu, der Mann und „dat lütke Luid“ mit ihren Körben voran.

Ich meinerseits nun erzähle, bis wir im Walde anlangen, noch kurz, wie und wo ich meinen Freund zuerst kennen gelernt habe. Das war an einem Sonntag-Nachmittage, wo ich mit meiner Familie auf einem weiteren Spaziergange begriffen, die Botanisirbüchse, einstweilen mit einigen Erfrischungen gefüllt, abwechselnd mit den Knaben tragend, auf einem Punkte eben hier in der Nähe dieses Hauses stehen blieb, entzückt von der Schönheit der gleich einem Bilde sich einrahmenden Landschaft. Als ich meine etwas vorausgeschrittene Familie zurückrufe, um meine Freude zu theilen, tritt jener Mann an mich heran und sagt: „Ja, nicht wahr, das ist schön, und noch schöner ist

es, wenn Morgens beim Sonnenaufgang die Vögel munter werden in den Blüthenbäumen und im nahen Hagen. Man geht dann noch einmal so freudig an die Arbeit.“ Er ist Maurer und geht jeden Morgen, so lange die Jahreszeit bei diesem Handwerk nicht hinderlich ist, die Stunde nach der Stadt hin und Abends von dort wieder her, im Winter hilft er den Meierbauern an ihren Arbeiten oder er verdient im Forst einen Tagelohn. Ich schlug die Augen nieder bei jenen Worten, erhob sie aber sofort wieder und sagte: „Ja, ihr Landleute habt Recht. Zum rechten Naturgenusse gehört auch die rechte Gemüthsstimmung, und die ist niemals besser beim Menschen, als Morgens, wenn er früh vom Lager sich erhebt und in Gottes freie, schöne Natur hinaustritt.“ Wir schieden mit einem herzlichen Händedruck; seitdem sind wir uns auf meinen Spaziergängen öfter begegnet und wir grüßen uns wie alte Freunde. Mir aber ist es seit jener Zeit erst recht klar geworden, welche Saiten des Herzens zu dessen Läuterung von der Natur, in der Nichts ohne Bedeutung für den Menschen ist, angeschlagen werden sollen. —

Wir treten schweigend ein in den Dom, den die Natur auf Bergeshöh', dem Himmel näher zur Ehre des Höchsten mit schlanken Säulen und grünem Gewölbe aufgebauet hat.

Feierliche Stille in diesem Tempel Gottes; feierliche Stille in unserem Herzen, auch einem Tempel Gottes. Zwei Stimmen, ein hoher Sopran und ein schöner Tenor erklingen in diese Stille hinein mit dem Liede:

„Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh',
In allen Wipfeln
Spürest du
Raum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.“

Ja, Goethe's Herz mag in dem Dome auch oft Ruhe gesucht haben. Aber der Friede, „der alles Leid und Schmerzen stillt“, mußte doch vom Himmel herab in seine Brust kommen. Denn vollkommen selig ruht es sich nur an des Vaters Herzen.

Unser Gottesdienst, der während der anderthalb Stunden im Walde, meistens in Uebereinstimmung mit der heiligen Natur schweigend gefeiert wird, drückt sich am besten in Uhland's „verlorener Kirche“ aus. Das schöne Gedicht mag ganz hier seinen Platz finden.

„Man höret oft im fernen Wald
Von oben her ein dumpfes Läuten,
Doch Niemand weiß, von wann es hallt,
Und kaum die Sage kann es deuten.
Von der verlorenen Kirche soll
Der Klang ertönen mit den Winden,
Einst war der Pfad von Wallern voll,
Nun weiß ihn keiner mehr zu finden.

Jüngst ging ich in dem Walde weit,
Wo kein betretner Steig sich dehnet,
Aus der Verderbniß dieser Zeit
Hatt' ich zu Gott mich hingesehnet.
Wo in der Wildniß Alles schwieg,
Bernahm ich das Geläute wieder,
Je höher meine Sehnsucht stieg,
Je näher, voller klingt es nieder.

Mein Geist war so in sich gefehrt,
Mein Sinn vom Klange hingenommen,
Daß mir es immer unerklärt,
Wie ich so hoch hinauf gekommen.
Mir schien es mehr denn hundert Jahr,
Daß ich so hingeträümet hätte;
Als über Nebeln, sonnenklar
Sich öffnet' eine freie Stätte.

Der Himmel war so dunkelblau,
Die Sonne war so voll und glühend,
Und eines Münsters stolzer Bau
Stand in dem goldnen Lichte blühend.

Mir dünkten helle Wolken ihn,
Gleich Fittigen, emporzuheben,
Und seines Thurmes Spitze schien
Im sel'gen Himmel zu verschweben.

Der Glocke wundervoller Klang
Ertönte schütternd in dem Thurme,
Doch zog nicht Menschenhand den Strang,
Sie ward bewegt vom heil'gen Sturme.
Mir war's, derselbe Sturm und Strom
Hätt' an mein klopfend Herz geschlagen;
So trat ich in den hohen Dom
Mit schwankem Schritt und freud'gem Zagen.

Wie mir in jenen Hallen war,
Das kann ich nicht mit Worten schildern.
Die Fenster glühten dunkelklar
Mit aller Märt'rer frommen Bildern;
Dann sah ich, wunderbar erhellt,
Das Bild zum Leben sich erweitern,
Ich sah hinaus in eine Welt
Von heil'gen Frauen, Gottesstreitern.

Ich kniete nieder am Altar,
Von Lieb' und Andacht ganz durchstrahlet.
Hoch oben an der Decke war
Des Himmels Glorie gemalet;
Doch als ich wieder sah empor,
Da war gesprengt der Kuppel Bogen,
Geöffnet war des Himmels Thor
Und jede Hülle weggezogen.

Was ich für Herrlichkeit geschaut
Mit still anbetendem Erstaunen,
Was ich gehört für sel'gen Laut,
Als Orgel mehr und als Posaunen:
Das steht nicht in der Worte Macht,
Doch wer darnach sich treulich sehnet,
Der nehme des Geläutes Acht,
Das in dem Walde dumpf ertönet!"

Unsere stille Andacht, nur selten durch einen Austausch
von Empfindungen unterbrochen, schließt dann mit dem

vom Männerquartett ausgeführten Gesange des ebenfalls von Uhland gedichteten Liedes:

„Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur;
Noch Eine Morgenglocke nur,
Nun Stille nah und fern.

Unbetend knie' ich hier.
O süßes Graun! geheimes Wehn!
Als knieten Viele ungesehn
Und beteten mit mir.

Der Himmel, nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn!“

Nun wird von geschäftigen Frauenhänden unser einfaches Mittagmahl an einem schönen Platze auf grünem Teppich ausgebreitet. In heiterer Stimmung gruppirt sich Alles darum. Die Geister des alten Vaters Rhein werden entfesselt und entfesseln ihrerseits wieder die Brüder im Menschenherzen. Es wird erzählt, gescherzt, gelacht. Der Humor sprudelt. Wie Federbälle fliegen seine Funken Schlag auf Schlag hinüber und herüber, nie verlegend, nur zuweilen zur Würze neben dem uslen'schen auch das attische Salz verwendend. Gleich wie von einem elektrischen Strom werden die Geister der ganzen Gesellschaft von diesen Geistesfunken berührt. Jeder im Kreise empfängt und giebt.

Mit uns wird's nun auch um uns im Walde wieder lebendiger. Die Vögelein, die vorher für die Kinderchen im Neste und für sich selbst sorgten und dann etwas Mittagruhe hielten, beginnen eines nach dem anderen ihre Konzertinstrumente zu stimmen. Da intonirt zuerst der Buchfink seinen bekannten Glückwunsch „zum neuen Frühjahr“. Dann folgen die Variationen der zahlreichen Graudrosseln, eine noch mehr als die andere zum Genusse der schattigen Kühle des Waldes einladend. Noch gemüthlicher

aber drückt sich der Wechselgesang zweier Amseln oder Schwarzdrosseln darüber aus. Solche Zufriedenheit des Herzens wäre dem Menschen immer zu gönnen unter den Sorgen des Lebens. „Steh' hübsch früh auf“, ruft von Zeit zu Zeit der „Bogel Bülo“ oder die Golddrossel dazwischen. Aber den Preis trägt immer die Meisterin des Gesanges selbst davon, die Nachtigall mit ihren süßen, schmelzenden Flötentönen. Nun stimmen auch wir im vollen Chor von Männer- und Frauenstimmen das schöne Lied an:

„Am stillen Hain,
Im Abendschein,
Wenn der Himmel sich röthet
Und die Nachtigall flötet,
Gedenk' ich dein,
Dann gedenk' ich dein“

— — — — —

und dazu kommt nun das bisher verdeckte Gericht — eine Terrine voll der aromatisch duftenden Walderdbeere, vom „lütken Luit“ und dessen Mutter heute im Morgenthau ganz in unserer Nähe am Waldesabhänge gepflückt und zu unserem Nachtiß bestimmt. Nun ist die Freude erst vollkommen. Alles dankt dem schlichten Manne, der, während er mit Hammer und Kelle den Tag über beschäftigt ist, so richtig im Herzen fühlt, daß Freude verbreiten erst die rechte Freude ist, und nicht der Genuß der würzigen Frucht eigentlich ist's, was die Stimmung bis zu ihrem Gipfel-punkte hebt, sondern das Gefühl, daß so viele gute Menschenherzen hier in Eintracht eine reine Geistesfreude genießen. Nun wird die Unterhaltung immer lebendiger, die Herzen öffnen sich, Mund und Augen lachen. Das Konzert der gefiederten Sänger nimmt auch Antheil an unserer Freude. Ihre Symphonie wird immer vollständiger, immer harmonischer. Der Specht schlägt von Zeit zu Zeit mit dem Taktstocke auf, wenn ein neues Stück beginnen soll,

und der Haupthumorist, der Ruckuck, kann nicht müde werden, über die Grillen und Sorgen der Menschen sich lustig zu machen. „Hattest ja, als du mich zum erstenmal im Frühjahr hörtest, noch etwas Geld in der Tasche, wenn auch nicht viel. Hast's also auch das ganze Jahr. Laßt Gott ferner sorgen, der ja die Lilien des Feldes kleidet. Seid nur hübsch fleißig, thut eure Schuldigkeit. Dann geht Alles gut“, und damit zu einem entfernten Baume davonfliegend, lacht er von dort aus von neuem sein: Ruckuck, Ruckuck uns zu.

Ja, er hat freilich gut lachen, der Schalk. Er läßt andere für seine Kinder sorgen, und damit werden die Gesichter wieder etwas ernster. „Das letzte Glas,“ ruft „unsere Lerche“, „auf alle unsere Lieben in der Nähe und Ferne, Groß und Klein, Alt und Jung“, und Alles stößt noch einmal an, und das Mahl wird mit gegenseitigem Händedruck gesegnet. —

Nun erheben wir uns wieder, um noch etwas im Waldesschatten den alten Rath: post coenam stabis vel passus mille meabis zu befolgen. Manche von uns sind noch im Gespräch begriffen und freuen sich des Tages, der noch mehr des Schönen geben wird. Manche pflücken nun aber auch selbst von jener aromatischen Frucht, die gleichsam als die Quintessenz von Waldesduft und Waldesfrische anzusehen ist, und gedenken, die kindliche Art des Sammeln und Aufreihens dieser Frucht auf einen Grassalm wiederholend, der Zeit, wo auch sie als Kinder, von Eltern geleitet, die ersten Erdbeeren im Walde selbst aßen, um recht eigentlich an der Hand der Natur nach Kindesart zu lernen, nämlich zu „schmecken, wie freundlich der Herr ist“, und zugleich für Genügsamkeit und Sparsamkeit und für die Hauptsache, für die Freude am „Geben, das ja seliger ist als Nehmen“, den Grund zu legen. Mannigmal freilich, besonders bei den ersten unsicheren Kindesritten in Uebung dieser Tugenden, würde auf dem Heimwege die Erdbeerreihe

immer kleiner und nur wenige blieben übrig für „Großmütterchen“ oder für das kleine „Brüderchen“, das den Spaziergang noch nicht mitmachen konnte. Aber nach und nach erstarkte doch der Wille, der die Selbstsucht bekämpfte und dann nachher in jenem seligen Gefühl auch seinen Lohn empfing.

Aber „es muß geschieden sein“, wenn's dem Herzen auch weh thut. Denn schon werden die Schatten etwas länger, ein frischer Hauch schüttelt mitunter die Wipfel der Hochbuchen, und kleine weiße Wolken am westlichen Horizonte kündigen möglicher Weise noch einen Regenschauer an, wäre es auch nur, um die Pflanzenwelt gleich dem Gärtner Abends ein wenig zu tränken, damit die holden Blumenkinder desto besser schlafen.

„Lebe wohl, du schöner Hain
In dem Frühlingskleide.
Dir will ich mein Liedchen weihn,
Gh' ich von dir scheide.
Deiner Vögel Chorgesang
Trage meines Liedes Klang
Ueber Berg' und Auen —
Ueber Berg' und Auen“,

beginnt unsere Chorführerin, und wir stimmen mit ein in dieses kindliche Lied, selbst gleich Kindern vergnügt, und schwingen die Hüte, woran hier und da eine Farnkrautfeder oder Liebe und Treue in Gestalt einer Mohnblume und Cyane die anmuthige Zier bilden.

Als Rückweg wird der Tagesordnung gemäß ein von dem Hinwege verschiedener genommen. Unser Freund „Bornholte“ giebt uns noch auf eine kurze Strecke mit dem Töchterchen das Geleit. Dann nimmt er Abschied, vielleicht am freudigsten von uns allen bewegt. Das „lütke Luit“, dessen Namen wir nun auch erfahren, „Gertrud“, bekommt noch einiges Backwerk für sich und das kleine Brüderchen, und wir scheiden „auf baldiges Wiedersehen“.

Auf dem Heimwege beruhigt sich nun die Gesellschaft nach und nach wieder von der gehobenen Freude zum stillen Nachgenusse, zur Betrachtung, zu gegenseitiger Mittheilung von Freud und Leid. Die Blumensprache bietet allerlei Stoff dar. Schneeglöckchen und Himmelschlüssel kommen in Erinnerung, die Thiere fangen an zu sprechen, selbst solche, deren Zweck wir anfangs gar nicht einsehen wollen. Die Steine reden sogar mit darein, heute morgen war das ja in sehr vernehmlicher Art der Fall. Die ganze Natur kommt in Einklang mit dem Menschenherzen, das zu allen diesen verschiedenen Lauten den Schlüssel des Verständnisses hat. Hier und da mischt sich auch ein Klang süßer Wehmuth als hineingehörig in diese Harmonie. Das Gespräch erhebt sich zu höheren Regionen und versenkt sich dabei, was ebenfalls zusammengehörig, in die Tiefen des Menschenherzens. Die „Seligkeiten“ im Jenseits werden besprochen und in reinen geistigen Freuden des Erdenlebens, wie wir sie heute zum Theil genossen haben, wie sie aber noch höher und vielseitiger in der Bergpredigt Christi enthalten sind, die Anfänge dazu gefunden. Aber die höchste Seligkeit jenseits muß es sein: Gott zu schauen, mit ihm ganz wieder vereinigt, einen klaren Blick in sein Walten zu thun und an seinem Wirken theilzunehmen. Doch zu einer solchen Stufe der „Reinheit des Herzens“ gelangen wir in unserem Erdenleben nicht. Es wird noch fernere Stufen für die geistige Entwicklung im Jenseits geben und edlere, vollkommeneren Freuden dabei als unsere hiesigen Anfänge. Jenen Spruch der Bergpredigt drückt auch die alte, aber meistens durch die Religionen des Konfutsse und Buddha verdrängte Sinto-Religion der Japanesen nach der schönen Darstellung Werner's in seiner Schrift über die Fahrt des von ihm vor längeren Jahren geführten Kriegsschiffes in sinniger Weise dadurch aus, daß im eigentlichen Heiligthum des Tempels an einfacher Wand ein großer,

runder Spiegel hängt, und wer vor der versammelten Gemeinde in diesen sehen kann, ohne zu erröthen, der sieht das Angesicht Gottes. Aber Niemand nahe mit Kummer und Gram im Herzen; eine freudige Stimmung, ein heiteres Herz allein kann die Andacht verrichten. Werner hat dem Jahresfeste beigewohnt, wo die treuen Anhänger jener alten Religion einer nach dem anderen in das Heiligthum treten müssen; aber — keiner hat gewagt, den Blick zu erheben. —

Nun wird auch unser Blumenstrauß durch neue, hier auf dem Rückwege heimische Blumenkinder noch vervollständigt. Dazu bieten sich dar: die Aehre der kornblauen Heckenwicke und daneben der schneeweiße Elfenbecher der Zaunwinde, auch der Glockenblumen mehrere von verschiedener Größe, die das Geläut der Elfen bei ihren Festen besorgen. Und da ist am Wiesenrande das vanille-duftende weiße Breittölbchen und o Wunder — aber das thut das Sonntagskind in unserer Mitte, die fliegendtragende Ophrys — *ophrys muscifera* — ja die Seltenheit müssen wir beim botanischen Namen nennen, und unser Lehrer in der Botanik soll sie für sein Herbarium haben. Nun müßten wir, sehe ich hinzu, noch ein zweites Wunderkind unserer Blumentwelt finden, das den lieblichsten Pantoffel führt, den man sich denken kann, eine einheimische Schwester der Blume, die Hausfrauen als warnendes Zeichen, gleich der Ruthe hinter dem Spiegel für die Kinder, so für den Mann, wenn er Abends zu lange im Weinhaufe verweilt, vor dem Fenster pflegen — *Cypripedium calceolus*, ja der allerliebste Frauenschuh auf dem allerliebsten Frauensfuß, nämlich auf dem der cyprischen Göttin selbst. Aber — dieser Fund wollte uns nicht gelingen.

Statt dessen ertönt jedoch hinter uns ein feines Kinderstimmchen: „Nehmt mich mit, nehmt mich mit“, und siehe da — ein verspätetes Weilchen steht im Schatten einer

Hecke fast ganz verborgen. Ich näherte mich ihm, und es blickt mich so treu an, das duftige Blumenkind, das immer schüchtern ist und die Gesellschaft der anderen, stattlicheren Schwestern nicht gern theilt, und noch ein Thränchen vom Morgenthau hat es im Auge. Ich pflücke es und stecke es an mein Herz, und da haucht es freudig sein kurzes Blumenleben aus. —

Die Sonne neigt sich immer mehr dem westlichen Horizonte zu. Mücken tanzen in ihrem goldenen Strahl und werden zum Theil von Schwalben mitten in diesen Freudenfesten dem unerwarteten Tode geopfert. In der Natur ringsumher wird's ruhiger. Nur von der nahen Stadt her trifft nach und nach ein Ton unser Ohr. Unsere Meistersängerin stimmt das Lied an: „Gold'ne Abendsonne, Wie bist du so schön, Wie kann ohne Wonne Ich dein Antlitz sehn.“ Schau — da stehn am Bachesrand recht zu guter Stunde jene Blümchen mit ihren Engelsaugen, die uns immer zurufen: Vergiß mein nicht! Nein, ihr holden Blauäugelein, ihr sollt nicht vergessen werden. Wir gedenken immer eurer und anderer solcher Augen dort in Himmels Höhen. Und nun pflücken wir jeder einen vollen Strauß und wandern damit schweigend an die Gräber des nahen Friedhofes, wo auch solche Kinderaugen ruhen und auch solche Blümlein zu schöneren Himmelsblumen erschlossen sind. Da stehen auch deine Sterne, deutsches Frauenherz, am Himmel über dir und am Himmel in dir, ja jene ewigen Sterne, die den Erdenpilger ermuthigen sollen, wenn der Schnee die Gräber deckt, dann auch am Abendhimmel symbolisch als Jakobsstab im schönen Sternbilde des Orion dort im Süden erscheinend — Glaube, Liebe, Hoffnung. Ja, sie leuchteten wohl ermuthigend dem Apostel des Herrn und nach ihm manchem Erdenpilger, der auf mühevoller Wanderung eines solchen Stabes bedurfte. Aber unser Hoffnungsgrün vom Winter ist erfüllt. Rosen

blühen auf den Gräbern unserer lieben Todten, und wir tauschen Rosen für Bergißmeinnichtsträuße ein und stecken sie an unser Herz, und siehe — nun ist es so still in diesem geworden, und damit im Einklange spannt sich in einer Regenwolke des östlichen Himmels Gottes Friedensbogen über uns aus, eine Brücke von der Erde zum Himmel bauend, worauf Engel auf- und niedersteigen. Die Sonne sinkt dem Horizonte zu, von den Thürmen der Stadt ertönt das Geläute zum Schluß des Sonntags, und Engelchöre in dem großen Dome, der sich über unserem Haupte wölbt, singen: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“ Wir sinken nieder und stimmen mit ein in den Weltenchor, und eine sichere, feste Stimme im Herzen sagt uns: Ja, wir sehen sie wieder, alle unsere Lieben, deren irdische Hülle im Grabe ruht, wir sehen sie wieder dort im Lande des Friedens, wo keine Thräne mehr fließt und wo wir mit ihnen gemeinschaftlich alle edlen und reinen Freuden des Erdenlebens hundert- und tausendfach edler und reiner genießen sollen, von Stufe zu Stufe geläutert und seliger werdend, bis wir in der alten Heimath bei „Ihm“ anlangen, dessen Namen über alle Namen ist. Ja, dann werden wir Gott schauen, den ewigen Geist, der war, ehe Himmel und Erde waren, und der sein wird, wenn sie nicht mehr sind; der Erde und Himmel und Himmelshimmel mit seinem Allmachts- worte erschuf und der noch jetzt Alles darin lenkt und ordnet; der über die Grenzen der Himmelshimmel, über allen Raum und alle Zeit hinaus, aber auch im Menschenherzen als ein guter Vater wohnt, wenn wir seine liebe Stimme nur hören wollen; der die Gesichte des einzelnen Menschen wie des ganzen Menschengeschlechts nach seinem Rathe leitet und in dessen Vaterhause für Wesen den Menschen theils ähnlich, theils schon höher entwickelt, noch viele solche und noch schönere Wohnungen

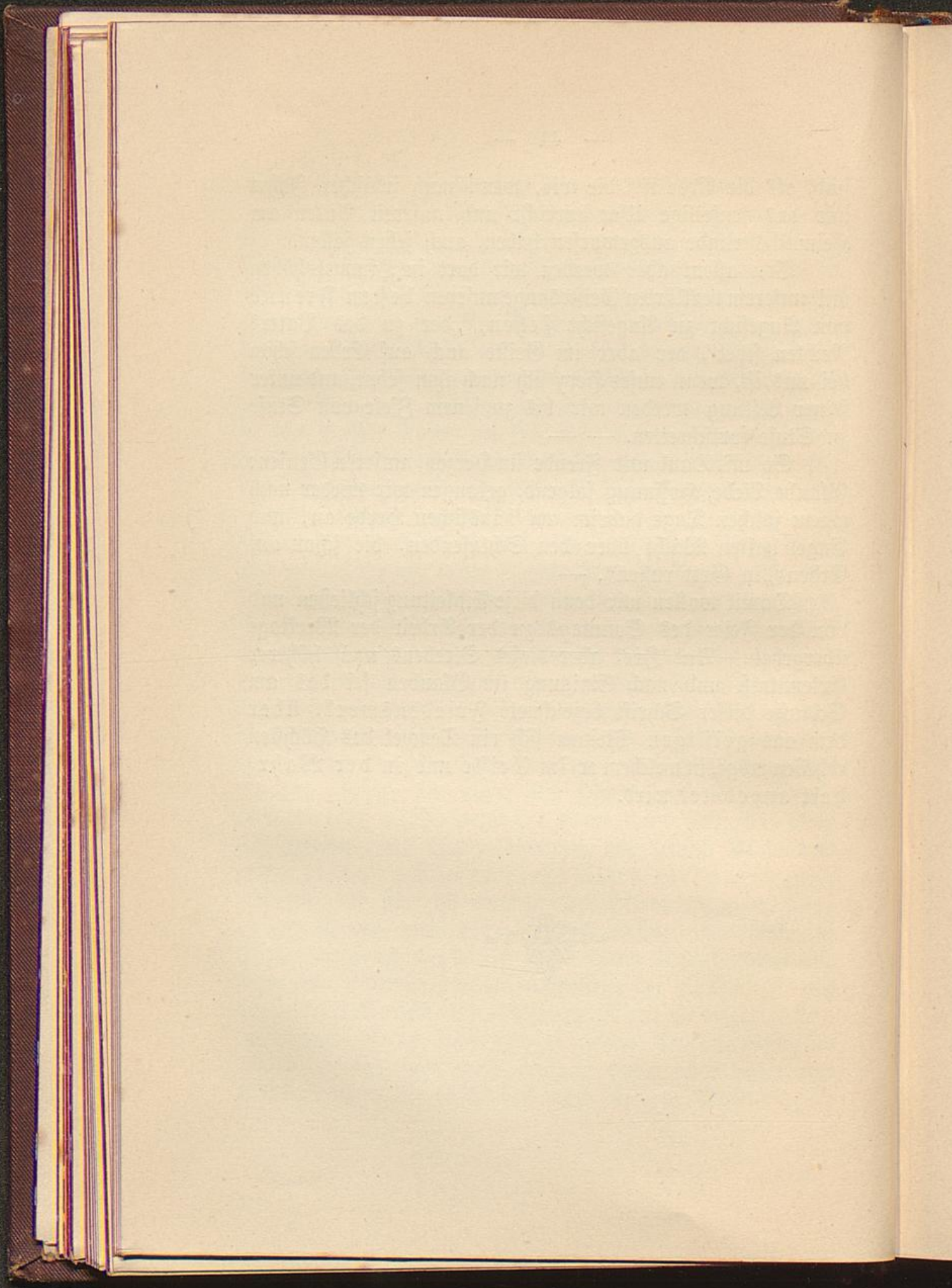
sind, als die Erde ist, die wir, wenn nach irdischer Fahrt wir das jenseitige Ufer erreicht und unseren Anker am Heimathstrand ausgeworfen haben, auch sehen sollen.

Vor allem aber werden wir dort in Himmels Höhen mit unserem verklärten Geistesauge unseren besten Freund von Angesicht zu Angesicht sehen, „der zu des Vaters Rechten sitzt“, der aber im Geiste auch auf Erden schon bei uns ist, wenn unser Herz sich nach ihm sehnt, und unter seiner Leitung werden wir bis zu jenem Ziele von Stufe zu Stufe fortschreiten. — —

So mit Dank und Freude im Herzen, unseren Genien: Glaube, Liebe, Hoffnung folgend, gelangen wir wieder nach einem solchen Tage daheim am häuslichen Herde an, und Engel halten Wacht über den Schlafenden, die schon auf Erden „in Gott ruhen“. —

Damit wollen wir denn diese Einleitung schließen und von der Feier des Sonntags zu der Arbeit der Werktage übergehen. Das Ziel aber dieses Strebens nach höherer Erkenntniß und nach Einigung im Glauben sei das am Schlusse dieser Schrift bezeichnete Friedenswerk, über dem aus geistigen Steinen sich ein Tempel des Höchsten erheben möge, in welchem er im Geiste und in der Wahrheit angebetet wird.





I.

Geologische Anschauungen
auf geweihtem deutschen Boden.



I
Geschichte der Pflanzungen
auf geographischen Breiten





Das älteste über unser Land vorhandene schriftliche Denkmal reicht noch nicht zweitausend Jahre zurück. Es ist dies jene Stelle in den Annalen des Tacitus, wo dieser römische Geschichtschreiber bei Darstellung des Feldzuges des Germanicus im Jahre 15 nach Christi Geburt des „Saltus Teutoburgiensis“ in der Nähe der Ems und Lippe als des Schlachtfeldes erwähnt, wo, für das römische Heer damals noch sichtbar, sechs Jahre früher drei seiner besten Legionen vernichtet waren.

Vielleicht um einige Jahrtausende weiter zurück reichen, wie sich von selbst ergibt, theilweise die Sprachdenkmäler in den Namen unserer Berge und Wälder, unserer Flüsse und Bäche; in den Grenzbezeichnungen der Marken, worin die ersten Einwanderer das in Besitz genommene Land eintheilten; in der Benennung ihrer ersten Ansiedelungen, ihrer im Kriege nöthigen Zufluchtsstätten oder Burgen und der für ihre heiligen Opfergebräuche wie für die Geschäfte des Friedens bestimmten Versammlungsplätze oder Male. Das jetzige „Detmold“ war ein solches früheres Teut- oder großes Volks-Mal, wo Zweige deutschen Stammes unter ihrer „Großenburg“ — der Teutoburg wahrscheinlich von altersher tagten und möglicher Weise

eben vor jener Varusschlacht nach vorangegangener religiöser Handlung den Cheruskerfürsten Hermann zu ihrem Herzog erwählten.

Aber — was bedeuten diese wenigen Jahrtausende gegen die Hunderttausende und Millionen von Jahren, von denen uns die dem Schoße der Erde in unserm Lande entnommenen Steindenkmäler als nicht geschriebene und doch zuverlässige Urkunden, als stumme und doch beredte Zeugen erzählen. Sie erstrecken sich über eine Zeit, wo von unserm Lande und überhaupt von Land als dem über das Meer emporgehobenen Theile der festen Erdrinde zumeist noch keine Rede war, ebensowenig vom Menschen oder einem andern in der Luft athmenden Geschöpfe. Was jetzt Land, jetzt Berg und Wald und Flur ist, bildete damals lange Zeiten hindurch den mehr oder minder ebenen Meeresgrund, der von Schaalthieren und andern Geschöpfen der See belebt, von Meeresalgen bekleidet wurde.

Wollen wir nun mit Hülfe dieser Bilderschrift der Schöpfungsgeschichte, die dem aus einer höhern Heimath stammenden Geiste des Menschen gleichsam als das kleine Alphabet zu der größern Sternenschrift des über seinem Haupte aufgeschlagenen Buches hinterlassen wurde, den Versuch machen, die Urgeschichte unseres Landes als die fortschreitende allmähliche Entwicklung unseres Bodens während jener eben bezeichneten Zeit bis zu dem Abschnitte, wo der Mensch seinen Wohnsitz daselbst aufschlug, darzustellen, so müssen hier nothwendig einige allgemeine Sätze als mehr oder minder bekannte Ergebnisse der neueren Forschungen auf den Gebieten der Geologie und Geognosie in der Kürze in Erinnerung gebracht und vorangeschickt werden. Sie bilden nämlich gleichsam den Obersatz zu dem zweiten Theile dieses Aufsatzes, den sich vorfindenden geognostischen Verhältnissen unseres Landes, und führen uns von selbst zu der eigentlichen

Entwicklungsgeschichte unseres heimathlichen Landes
— als dem Schlusssage.

In Rücksicht auf diese letztere, hier zunächst gestellte Aufgabe werde ich denn auch bei dem zweiten Theile umsomehr auf das für die Lösung derselben Nothwendige mich beschränken, als von einer anderen, besser unterrichteten Seite hierüber bereits geschriebene, speciellere Mittheilungen zu erwarten sind, die ich meinerseits bei diesem Vortrage schon habe benutzen können.

Ein Wort aber noch vorher.

Ein Gelehrter des Auslandes, der als eine der jetzigen Hauptautoritäten auf diesem Felde der Wissenschaft anzusehen ist, antwortete vor einigen Jahren, als er gefragt wurde, ob er denn nicht einmal unser Land wiederum besuchen wolle: „Ihr Land bietet zu wenig geognostisches Interesse dar.“ Sollte dies der Fall sein, jener also Recht haben, so hatte mein hiesiger Freund Unrecht, durch dessen Wunsch allein ich veranlaßt worden bin, den gegenwärtigen Aufsatz für die heutige Versammlung des Vereins zu schreiben.

Darum meine Bitte um Nachsicht.

Wir wollen bei der nun zunächst folgenden kurzen Uebersicht der Urgeschichte unserer Erde nicht bis in jene den eigentlichen Anfang ihrer Entstehung bildende früheste Periode zurückgehen, wo auf des Schöpfers Wink die Sonne und mit ihr die sie umkreisenden Planeten wahrscheinlich, wenn auch den neuesten Hypothesen gegenüber nicht ohne Zweifel, aus einer im unermesslichen Weltenraume als Sternnebel schwimmenden Gasmasse von ungeheurer Ausdehnung zu den jetzigen Kugelgestalten nach Naturgesetzen sich rundeten und allmählich verdichteten. Es genügt vielmehr, wenn wir hier mit jener weiteren Periode beginnen, wo unser ganzes Sonnensystem im Allgemeinen, wenn auch noch nicht in seiner völligen jetzigen Entwicklung

im Einzelnen, bereits ausgebildet war. In dieser anfänglichen Zeit der Erde als eines selbstständigen Theiles des nunmehr gegliederten Ganzen war der Erdkörper, was er im Innern nach der gewöhnlichen, wenn auch neuerdings bestrittenen Ansicht noch jetzt ist, eine feuerflüssige Masse, welche die verdichteten Bestandtheile in sich vereinigte, während die noch gasförmig gebliebenen den glühenden Kern als undurchsichtige Atmosphäre umgaben.

Durch fortwährendes Ausströmen der Wärme mußte der feuerflüssige Ball an seiner Oberfläche allmählich erkalten, sich an dieser eine immer weiter nach Innen vordringende Kruste bilden, auf letzterer aber ebenfalls nach einem bekannten Naturgesetze nun ein Theil des Dunstkreises als Wasser sich niederschlagen, so daß jetzt der helle Sonnenstrahl die minder dichte Hülle des Erdkörpers durchdringen konnte. Es ist dies der Zeitabschnitt, wo der Schöpfer, vor dessen ewigem Geiste Tausend und Millionen von Jahren gleich Tagen sind, für die Erde nach der heiligen Schrift sein erstes Allmachtswort sprach: „Es werde Licht!“

Das damals aus der Atmosphäre niedergeschlagene Wasser enthielt große Mengen anderer Bestandtheile als das jetzige. Diese schwereren Bestandtheile senkten sich zu Boden, so lange das Wasser ruhig war, und bildeten mit den von der Erdrinde abgewaschenen körnigen Theilen — den Quarzsand- oder schlechtweg Sandkörnern — Niederschläge, die unter dem Druck der darauf lastenden Wassermasse allmählich zu Gestein sich verhärteten.

Aber das Feuer des Erdinnern ließ diesen Bildungen des Meeres keine Ruhe, besonders nicht, wenn durch Risse und Spalten der Erdkruste Wasserströme als feindliches Element in die feurige Masse sich ergossen, die dadurch entstandenen, bis auf den höchsten Grad erhitzten Dämpfe die Erdrinde blasenförmig hier und da auftrieben, sie end-

lich zerrissen und nun durch diese größeren Schläunde mehr oder weniger noch flüssige Ströme des Erdinnern selbst, jene aufgeschichteten Niederschläge des Wassers durchsetzend und später zu Granit, Grünstein, Porphyr, Trachyt, Basalt sich verhärtend, hervordrangen. Nach anderen Ansichten sind freilich nur die beiden letzteren Gesteine ähnlich wie die spätere Lava auf diese Art entstanden, wogegen die übrigen, namentlich der Granit, der in die Meerestiefe versenkten Erdkruste angehören und ihre Umänderung unter Einwirkung des Meerwassers und seiner Bestandtheile erfahren haben.

In Folge jenes Kampfes wurde mit den aus dem Erdinnern hervorgedrungenen Massen ein Theil der Erdrinde als festes Land über die Meeresfläche emporgehoben, auf dem sich mittelst Luft und Sonnenstrahles nun nach den Seeeschöpfen und vielleicht aus den Seeeschöpfen auch für das Land durch Gottes Allmacht auf eine für den Menschen mehr oder minder unbegreiflich bleibende Weise Pflanzen und Thiere entwickeln konnten.

Auf einem anderen Theile der Erdrinde entstanden ebenso oft, wenn die Hebung nachließ, umgekehrt Senkungen und in Folge davon Verstürzungen der verhärteten Bildungen des Wassers. Berg und Thal — die tiefsten Thäler der Erde enthält das Meer — haben also dem letzten Grunde nach denselben Ursprung.

Diese Kämpfe zwischen dem von außen eindringenden Wasser und dem Feuer des Erdinnern mußten aus dem angegebenen Grunde, wenn auch in immer längeren Zwischenzeiträumen, wiederkehren, wegen der inmittelst stärker gewordenen Erdkruste sogar immer gewaltfamer werden, daher auch bedeutendere Erhöhungen oder Senkungen der Erdoberfläche in ihrem Gefolge haben, sodaß die höchsten Berge der alten und neuen Welt, das Himälagebirge, die Alpen, die Andeskette, nicht etwa, wie es scheinen könnte,

zu den ältesten, sondern zu den jüngeren Gebirgen der Erde gehören.

Wenn durch solche neue, an Höhe und Umfang bedeutenderen Hebungen der Erdrinde der dem Meere vorher gehörige Raum beschränkt wurde, so mußte sich dasselbe, wenn nicht zugleich Vertiefungen in ihm entstanden, nothwendig über das mindest gehobene Land ergießen, die auf diesem lebende Pflanzen- und Thierwelt also in dem nach wieder eingetretener Ruhe aus Trümmern des früheren sich bildenden neuen Niederschlages begraben werden, bis auch dieser letztere durch Hebung oder vermittelt des Zurücktretens des Meeres in Folge in demselben entstandener Vertiefungen wiederum nach Verlauf eines Zeitraumes an Luft und Licht gelangte und neue Pflanzen- und Thierschöpfungen ernähren konnte.

So entspricht jeder Feuer-Revolution des Erdinnern eine neue Bildung des Wassers an der Erdoberfläche, und die Schöpfung einer Zeitperiode lagert über der der anderen — vorangegangenen.

Ehe wir zu diesen Bildungen der einzelnen Zeitperioden übergehen, mag hier noch bemerkt werden, daß nach dem Ergebnisse der neuesten Forschungen der Grund für die Bildung wenigstens eines Theiles* der Gebirge, namentlich der Kettengebirge, weniger in Hebungen durch aus dem Erdinnern hervordringende Massen als in der Zusammenziehung und Faltung der Erdrinde bei fortschreitender Erstarrung des Erdinnern zu suchen ist.

Wenn wir das die Erdkruste zunächst bildende, nach der früheren Annahme keine Spur von Pflanzen- oder Thierleben, dafür aber desto mehr Erzadern enthaltende krystallinische Schiefergebirge als älteste Grundlage für die späteren Bildungen des Wassers (Sediment- oder Flözgebirge) einer- und andererseits die ihnen, wahrscheinlich nach dem die Erde bereits vom Menschen bewohnt

wurde, folgenden Diluvial= (Fluth-) und noch fortwährend entstehenden Alluvial=(Anschwemmungs-)Bildungen abrechnen, so zählen wir zwischen beiden Erdschichten sieben aufeinander geschichtete Reihenfolgen oder Gruppen von Bildungen oder sogenannten Formationen des Wassers, von denen jede Gruppe wiederum mehrere Glieder enthält, nach einem unter diesen aber meistens ihre kurze technische Bezeichnung erhalten hat. Sie heißen von unten nach oben:

 Grauwacke oder Silur= und Devon=Formation,
 Alte Steinkohle,
 Zechstein,
 Trias=Gruppe (von buntem Sandstein, Muschelfalk
und Keuper),
 Jura,
 Kreide,
 Molassen= oder Braunkohlen=Gruppe.

Die sechs ersten sind vom Meere gebildet. In der siebenten wechseln bereits Bildungen des Meer= und des süßen Wassers. Die Diluvialgebilde gehören allein dem letzteren an.

Jede Formation ist in ihren verschiedenen Gliedern der Hauptsache nach während eines und desselben Zeitabschnittes entstanden, wenn wir auch diese verschiedenen Zeiträume der Fortbildung der Erdoberfläche und der Pflanzen und Thiere auf derselben im allgemeinen keinesweges als scharf abgegrenzte, ohne Uebergänge und Zusammenhang anzusehen haben. Denn die obenbezeichneten Hebungen oder Senkungen erfolgten meistens nicht plötzlich sondern sehr allmählich, wie solche allmähliche Hebungen, abwechselnd mit früheren Senkungen an der scandinavischen Ostküste noch jetzt beobachtet und zu ungefähr einem Fuß für 100 Jahre berechnet werden. Etwas Aehnliches findet an den Küsten von England und Schottland statt.

Die Art der Gesteine innerhalb einer Formation entscheidet nicht immer über dieselbe. Wir finden z. B. in der Kreide neben dieser und dem Kalkstein auch Sandstein, im Muschelfalk Gyps und Thon zc. Mit Sicherheit kann deshalb die eine Formation von der anderen nur durch die sich als Versteinerungen in ihr findenden festen Theile von Pflanzen und Thieren, am häufigsten Schaalthieren unterschieden werden, weshalb man ganz richtig die letztere Art der Petrefacten „Leitmuscheln“ oder in einer anderen, nicht minder richtigen Beziehung „Denkmünzen“ der Ur-geschichte benannt hat. Im oben angedeuteten Sinne von Urkunden besitzen wir aber an der in unserem Museum vorhandenen Sammlung speciell dem hiesigen Lande angehöriger Petrefacten die „Regesten“ der Lippischen Ur-geschichte.

Die obigen Formationen sind nirgend auf der Erde vollständig über einander geschichtet. Denn die Umwälzungen der Erdoberfläche waren erstlich immer mehr örtliche als allgemeine. Wo ferner die unteren Meeresbildungen schon über das Wasser gehoben waren, konnten die oberen sich nicht mehr ablagern. Auch haben Wasserfluthen sie oft von Stellen fortgeschwemmt, wo sie wirklich bereits vorhanden waren. Aber nie lagert, mit Ausnahme von sog. Berwerfungen, die ältere Formation über der jüngeren. Ebenso können wir annehmen, daß wo wir auf der Erde auch in den weitesten Entfernungen in einem Gestein dieselben Leitmuscheln finden, diese Gegenden ungefähr, wenn auch wegen der Wanderungen dieser Seeeschöpfe nicht ganz zu derselben Zeit vom Meere bedeckt waren.

Den der Masse, wenn auch nicht den Arten nach größten Reichthum von Pflanzen, worunter namentlich riesige Schachtelhalme und Farnkräuter, letztere als die Palmen der Urwelt zu erwähnen sind, hat die mit der Steinkohlenbildung gleichzeitige frühe Periode hervorgebracht,

wo die Erde noch weniger als nachher an ihrer Oberfläche erkaltet und sonach in Verbindung mit der größeren Feuchtigkeit dem Pflanzenwuchs ohne wesentliche Rücksicht auf die sog. Zonen überall günstiger war als nachher. Dennoch nimmt man an, daß zur Beschaffung der Holzmasse, deren es z. B. zur Bildung der 164 Steinkohlenflöze bei Saarbrück zu einer Gesamtmächtigkeit von 400 Fuß bedurfte, wenigstens $1\frac{1}{2}$ Million Jahre erforderlich waren.

Die Arten der Thierwelt einer Formation finden sich in der darauf folgenden, mit Ausnahme von einzelnen Arten nicht wieder. Neue, vollkommener organisirte Thierformen treten vielmehr an die Stelle der früheren erloschenen. Auch hinsichtlich der Thierklassen, also im allgemeinen, findet ein Fortschritt von der niederen zu der höheren Organisation statt. So folgen aufsteigend nach einander: Strahl-, Weich- und Gliederthiere; Fische; Reptilien; Vögel und Säugethiere. Fische finden sich bereits unterhalb der Steinkohlen. Mit dieser Periode beginnen dann die Reptilien, der Hauptsache nach auch dem Wasser angehörig, namentlich die riesenhaften Eidechsen zu vergleichenden Saurier. Von Säugethieren finden sich zuerst sichere Spuren im mittleren Jura. Doch beschränken sie sich fast auf einige Beuteltierarten. Spuren von Vögeln sind bis jetzt erst in den Schichten der obern Kreide gefunden. Den vollen Reichthum von Pflanzen- und Thierformen entwickelt fortschreitend aber dann die letzte oder siebente obige Periode der Erdbildung und die ihr zunächst folgende Zeit. Zugleich mit den Ueberresten vom Mammuth, dem Elephanten jener Zeit, vom Nashorn, vom Höhlen-Löwen und Bären im ältesten Diluvium finden sich nach den jetzt wohl genügend darüber vorliegenden Beweisen bis jetzt auch die ersten Spuren vom Menschen als dem Schlußsteine der ganzen gegenwärtigen Schöpfung. Für das Alter des Menschengeschlechts kann nach neueren Entdeckungen und

geologischen Berechnungen wenigstens ein Zeitraum von 100,000 Jahren, wahrscheinlich aber ein viel bedeutenderer angenommen werden.

Gehen wir nun von diesen allgemeinen Sätzen zu einer geognostischen Schilderung unseres Landes selbst über, so steht zunächst von sog. plutonischem und vulkanischem als aus dem feuerigen Erdinnern in der oben angegebenen Weise hervorgebrungenen Gestein, von dem einige Arten die höchsten Grate der mit ewigem Schnee bedeckten Berge der Erde bilden, keines in unserem Lande zu Tage. Nur ganz in seiner Nähe bei Sandebeck am Fuße des Belmarstot zeigt sich am Endpunkte einer damit in Verbindung stehenden, von Südosten hierher gerichteten Hebungslinie als jüngstes dieser Gebirge der weiterhin am Habichtswalde, Meißner und Vogelsberge verbreitete Basalt. Ebenso fehlt es an Aufschlüssen des in Deutschland z. B. im Böhmerwalde, im Erz- und Riesengebirge theilweise zu hohen Kämmen und Kuppen emporgehobenen krystallinischen Schiefers, der im Frankenwalde, am Harze, am Rheine sich findenden Grauwacke, der Steinkohle mit dem oft darauf lagernden „rothen Todtliegenden“ (in England, Belgien, an der Ruhr und Saar, in Thüringen, am Kyffhäuser — dem Felsengrave des Kaisers Rothbart), des Zechsteins oder Kupferschiefergebirges (z. B. im Mansfeldischen und vor allem in dem russischen Gouvernement Perm). Diese älteren Formationen liegen unter unserem Lande in unerreichbaren Tiefen, wenn eine oder die andere aus den oben angegebenen Gründen nicht ganz fehlt.

Erst von dem untersten Gliede der Triasgruppe, dem bunten Sandstein finden sich vereinzelt Spuren an der südöstlichen Grenze unseres Landes, z. B. bei Heesten, wonach also seiner Zeit dasselbe ganz oder theilweise mit anderen Gegenden Deutschlands, wo sich diese rothen, gelben und braunen, oft schieferigen Sandsteine finden, z. B. in

dem Schwarzwalde, dem Odenwalde, dem Spessart, der Wesergegend bei Hörter und Holzminden, bei Pyrmont, einen gemeinschaftlichen Meeresgrund bildete.

Den eigenthümlich lieblichen, wenn man will gemüthlichen Charakter eines wellenförmigen, von kleinen Flüssen und zahlreichen Bächen belebten Hügellandes, den nur diese und jene Gegend unseres Vaterlandes gleichsam als „ein Deutschland im Kleinen“, namentlich das schwäbische Neckargebiet, aus demselben Grunde, jedoch ohne den in der hiesigen Art des Anbaues liegenden ganz besonderen Reiz, mit unserem und dem im Südost ihm benachbarten ehemals paderbornschen Lande theilt, verleiht demselben jedoch der Muschelkalk als weiteres Glied der Triasgruppe. Mit Ausnahme des der Kreideformation angehörigen eigentlichen Teutoburger Waldes und der vor demselben sich herziehenden, ebenfalls zur Kreide, wenn auch zu einem anderen Gliede der letzteren gehörigen Sandsteinbergkette bildet der Muschelkalk im übrigen mit dem theilweise darauf lagernden Keuper, der wegen seiner meistens loseren Beschaffenheit dann den Hügeln noch sanftere Rundungen ertheilt, sowie mit stellenweisen Lehm- und Sandablagerungen aus der Diluvial- und Alluvialzeit unseren heimathlichen Boden, der seinem fleißigen und genügsamen Bebauer freilich die Arbeit nicht leicht, aber auch eben deshalb „das Leben süß und nicht zur Last macht“, ihm selbst an den Bergen reichliches und nahrhaftes Korn, an den zu steinigen Stellen namentlich die Esparsette als vortreffliches Viehfutter liefert. Das zum Theil sehr harte und dauerhafte Gestein selbst aber gewährt einen großen Theil des Materials zum Chaussée- und Häuserbau, enthält mehrere Gypslager und in seinen Tiefen das Salzlager, welches unsere Soolquelle zu Uflen speist.

Der ebenfalls zur Triasgruppe noch gehörige Keuper, mit seinen rothen und blauen Mergeln wie mit seinen mehr

oder weniger festen Sandsteinbildungen kommt fast im ganzen Lande vor und lagert zum Theil auch auf den Bergen, so wie er namentlich die abgerundete Kuppe des höchsten derselben, des Rötterberges (1507') bildet.

Die dann folgende Juraformation, welche von dem Juragebirge der Schweiz, wo dieselbe vorzugsweise entwickelt ist, ihren Namen hat und von unten nach oben in den Lias oder schwarzen, in den braunen oder mittleren und in den weißen oder oberen Jura mit sehr vielen Unterabtheilungen eingetheilt wird, ist ebenfalls an vielen Stellen unseres Landes vertreten. Aber es sind meistens nur kleinere, in das Triasgestein eingelagerte Mulden oder gar nur unbedeutende Ueberreste früherer Schichten, die theilweise wohl sogar ihre ursprüngliche Stelle verändert haben. Wir nennen hier die Liasmulde im Thale von Falkenhagen, bei Schwalenberg beginnend und bis zur Weser bei Polle sich erstreckend, und andere, meistens unbedeutendere Vorkommen bei Belle, bei Leistrup, in der Lemgoer Mark, im Exterthale, am Fuße des Belmarstot, im Schlinge, bei Stapelage, Bistinghausen, Derlinghausen, Niederbarthhausen, zwischen Uflen und Herford. Der Lias enthält in seiner oberen Abtheilung, nach einer darin vorkommenden Leitmuschel auch wohl Posidonien-schiefer benannt, häufig Thoneisensteinnieren und Schwefelkiese, sowie die von thierischem Fett untergegangener Seeeschöpfe durchdrungenen sogenannten bituminösen Schiefer, woraus das „Steinöl“ gewonnen wird. Der Asphalt des Todten Meeres ist nichts als solches Steinöl, welches noch jetzt dort, durch vulkanische Kräfte im Erdinnern bereitet, in verhärteten Stücken aus der Salzfluth auftaucht.

Vom braunen oder mittleren Jura, dessen unterste Schichten sich in geringen Anfängen über dem Lias bei Falkenhagen zeigen, finden wir mehr oder weniger beträchtliche Vorkommen in der Tangenbecke bei Horn, am Fuß-

wege von Holzhausen nach Berlebeck, nahe oberhalb der Hiddeser Mühle am Heidenbache (richtiger wohl Haienbach) bei Derlinghausen und weiter in der Richtung des Gebirges nach Bielefeld. Dieser mittlere Jura, durch den *Ammonites Parkinsoni*, den *Belemnites Aalensis* und die *Trigonia costata* als Leitmuscheln vorzugsweise gekennzeichnet, ist in unserer Nähe hauptsächlich an der Porta Westfalica 200 Fuß mächtig entwickelt und dort wie weiterhin in der Weserbergkette, an der Ludener Klippe, Paschenburg, sowie noch weiter oben, etwas von der Weser zurücktretend, am Id bei Bodenwerder von einer Bildung des weißen Jura, dem sogenannten Korallenkalk felssartig überlagert. Von diesem oberen Jura ist neuerdings in verschiedenen Leitmuscheln, namentlich *Cidaris Blumenbachi* und *Exogyra virgula* auch in unserem Lande eine schwache Spur neben dem Fußwege von Holzhausen nach Berlebeck am Stemmberge entdeckt worden.

Eine merkwürdige Süßwasserbildung zwischen der Jura- und Kreidegruppe als Bildungen des Meeres ist im nordwestlichen Deutschland, dem nördlichen Frankreich und der Südostspitze Englands der im Walde von Tilgate in der englischen Grafschaft Sussex als selbständige Bildung zuerst erkannte und darnach so bezeichnete Wälderthon, wichtig wegen der neben Sand- und Kalkstein sich darin findenden jüngeren Steinkohle, wovon zum Theil sehr reiche Flöze unser Land im weiten Bogen vom Osterwalde bis Bielefeld umgeben, gerade an der Grenze unseres Landes bei Derlinghausen aber wahrscheinlich ausgehen. Jene Gegenden müssen also, ehe sie vom Kreidemeer wieder bedeckt wurden, längere Zeit hindurch Sümpfe gebildet haben, in denen die Niederschläge der Atmosphäre und die Abschwemmungen des höher gelegenen Landes sich sammelten, ohne ins Meer einen Abfluß zu haben.

Von der Kreidegruppe, deren oberstes Glied, die

weiße Kreide, die Felsen der englischen und französischen Küsten bildet, in Deutschland sich aber nur auf der Insel Rügen (Stubbenkammer) findet, haben wir in unserem Lande der Hauptsache nach nur zwei Glieder, nämlich den nach dem Hils, einem Berge im braunschweigischen Weser-districte benannten Sandstein und den Kreidekalkstein oder sog. Pläner, mit den hier und da in der Bergkette, namentlich an der südwestlichen Seite der Grotenburg, zwischen beiden vorkommenden quarzigen und thonigen Schichten des sog. Gault und dem von dunkeln Adern durchzogenen Flammenmergel. Der Hils sandstein, welcher von dem ebenfalls zur Kreidegruppe gehörigen, aber höher in derselben lagernden sog. Quadersandstein, der sächsischen Schweiz z. B., sich geognostisch unterscheidet, bildet die zum Theil unbewaldete, zum Theil mit schlechten Buchen-, dagegen mit einzelnen guten Nadelholzbeständen bekleidete, von Derlinghausen bis zum Belmarstot durch unser Land und weiterhin nach beiden Seiten sich erstreckende, zugleich die merkwürdige Felsengruppe der Externsteine enthaltende Kette von Bergen, welche sich theils ebenso hoch theils niedriger dem vom Pläner gebildeten, mit dem Stolze unseres Landes, den herrlichen Buchenhochwäldungen geschmückten eigentlichen Teutoburger Walde vorlagert.

Der zur oberen Kreide gehörige Kreidekalk, den man als sog. Waldkalk gebrannt gern als Mauermörtel benutzt, bezeichnet in seinen zum Theil zu steilen Klippen, z. B. bei den Bärenlöchern im Haintale emporgehobenen Schichtenköpfen, die östliche Grenze eines sich bis Münster über Westfalen erstreckenden großen Beckens einer derartigen Meeresbildung. Auf der anderen Seite unseres Landes findet er sich jenseits der Weser in östlicher Richtung erst bei Alfeld wieder; in nordöstlicher bei Wunstorf, Sarstedt und Liebenburg im Hannoverschen.

Die untere Kreide, Neocomien- oder Hilsbildung, zu

der der Hils sandstein gehört, kommt hier und da bei Petershagen, im Schaumburgischen, ausgedehnter am Deister wieder zum Vorschein und zieht sich von da nach dem Hils selbst. Diese Bildung enthält nicht selten bauwürdigen Brauneisenstein, worin auch wahrscheinlich das vor einigen Jahren bei Grevenhagen entdeckte Vorkommen besteht, während die zu Altenbeken nahe dabei gegrabenen und verhütteten Erze der Liassformation angehören.

Aus der abwechselnd durch Meer und Süßwasser gebildeten Molassengruppe, sowie aus der sich daran schließenden Zeit des Diluviums oder der „großen“ allgemeinen Süßwasserüberschwemmung (Sintfluth), welche gesammte Bildungen man auch wohl mit dem gemeinschaftlichen Namen: Tertiärgebirge, zum Unterschiede von dem sekundären Gebirge (Kreide, Jura, Trias) und dem Uebergangs- oder Primärgebirge (Zechstein, Kohle, Grauwacke) bezeichnet, sind für unser Land zunächst das für Glas- und Porzellanfabriken wichtige Lager von blendend weißem Sande im Nettlinge bei Lemgo, der Süßwasserfalk bei Friedrichsfelde und an einigen benachbarten Orten mit schönen Conchilien, sowie ein vielleicht bauwürdiges Braunkohlenlager bei Wiembeck, und neuerdings ein gleiches, durch den Eisenbahnbau bei Schieder aufgeschlossenes Vorkommen hier zu erwähnen. Dann gehören hierher das große Sandfeld, welches sich als „Senne“ einem Theile des westfälischen Kreidebeckens aufgelagert hat und von dessen Tiefe die daraus gegrabenen Blihröhren zeugen, ferner Backenzähne vom Mammuth, die in der Tangenbecke und Werre als Ueberreste dieser riesigen Bierfüßer der Diluvialperiode gefunden sind, und endlich die zahlreichen Granitblöcke, welche als verirrte Wanderer aus dem fernen Norden, wahrscheinlich während der für den Anfang der letzteren Periode meistens jetzt angenommenen vorübergehenden Eiszeit in Nord- und Mitteleuropa hierher gelangten. Unter

ihnen zeichnet sich der sog. Johannisstein bei Lage durch ansehnliche Größe aus. Einer davon ist auch zum Würfel unter dem Brandes-Denkmal bei Salzuflen benutzt worden.

Damit haben denn auch wir unser Land in seinem jetzigen geognostischen Zustande, von jenem obigen Faden richtig geleitet, durchwandert und wir müssen nun, den Wanderstab ruhen lassend, um uns von der allmählichen Entwicklung des heimathlichen Bodens während der Urzeit ein annäherndes Bild, soweit dies überhaupt möglich ist, zu entwerfen, durch denselben Faden gesichert, noch einmal in die Labyrinth der Erde hinabsteigen, werden uns aber hoffentlich am Tageslichte bald mit einem Glück auf! wieder begrüßen.

Ob schon während der weit entlegenen Periode der Steinkohlenbildung unser Land aus dem Meere emporgehoben war und demnach die zu dieser Ablagerung nöthige früheste Pflanzenwelt entstehen konnte, läßt sich, wie oben angegeben, nicht ermitteln. Dafür, daß später nach Bildung des Muschelkaltes der Boden aber theilweise gehoben war, so daß die in den Senkungen zurückgebliebenen Meeressalzen zu Salzlagern verdunsten mußten, scheinen unsere Soolquellen zu Uflen, Kalldorf, Schieder im Zusammenhange mit denen zu Rehme einer- und zu Pyrmont andererseits zu sprechen. Nichts destoweniger ist diese Formation gewiß zum großen Theil vom späteren Keuper und vom Jura wieder überlagert, also durch das Meer von neuem bedeckt worden.

Die erste bedeutendere Hebung ging aber während der Juraperiode wellenförmig über unser Land und die ihm im Südost benachbarte Gegend. Solche größere und kleinere Wellen, oft mit den feinsten Kräuselungen der damals theilweise noch nicht vollständig verhärteten Steinmasse sehen wir im Muschelkalke in unserer Nähe, z. B. links an der Chaussee nach Heiligenkirchen von der „Eis-

fellergrund“ bis zum „blauen Stege“ und beim Eingange in Berlebeck rechts an der Chaussee, als Ausdrücke der im Erdinnern damals wogenden Feuerwellen. Gewaltigere derartige Wellen bildeten unsere Muschelkalkberge mit dem zum Theil noch darauf lagernden, zum Theil aber in die Senkungen daneben hinabgeglittenen Keuper. Auch die Bildung des schwarzen Jura war vollendet und die des braunen Jura eben im Beginnen, als jene wellenförmige Bewegung von Osten nach Westen ihren Anfang nahm, so daß zunächst bei der Hebung des Rötterberges der über dem Keuper lagernde Lias in das Falkenhager Thal hinabsank und dort die jetzige Mulde bildete, während das stufenweise nach Westen durch weitere Hebung zurückgedrängte Meer den braunen Jura der Tangenbecke und den weißen Jura des Stemmberges mehr oder weniger vollständig noch abgelagern konnte. Als die Hebung des Bodens bis zu der Grenze des zurückweichenden Meeres, welche jetzt unsere Sandsteinbergkette im Westen des Landes beschreibt, gelangt und damit die Juraperiode geschlossen war, bedeckte also schwarzer, brauner und weißer Jura, allmählich vom älteren zum jüngeren Gliede abnehmend, unser Land und lagerte auch theilweise noch über dem Muschelkalk und Keuper der gehobenen Berge. Wo er bis auf die wenigen jetzt noch vorhandenen Ueberreste geblieben ist, werden wir sogleich weiter unten sehen.

Nach dem Schlusse dieser Periode und der dann zunächst folgenden, oben erwähnten Süßwasserbildung des sog. Wälderthons hob sich, wie wegen der hier eben berührten Beziehung noch erwähnt werden muß, ehe wir weiter gehen, allmählich auch die damals durch die „Porta“ noch nicht unterbrochene Weserbergkette mit ihren zum weißen Jura gehörigen Korallenfelsen, sowie weiterhin der eben solche Felsen enthaltende Berggrücken des Id. Das Meer beschrieb nach allen diesen Hebungen des hiesigen

Landes und der Nachbarländer also einen großen Bogen um dieselben, der durch die späteren Hilsbildungen als neue Niederschläge des Meerwassers im Anfang der Kreideperiode noch jetzt deutlich bezeichnet wird.

Nach Ablagerung des Hils sandsteines als obersten Gliedes der Hilsbildungen, wozu nach seiner Mächtigkeit wohl eine lange Zeit erforderlich gewesen sein wird, und vielleicht während der Bildung des daran sich schließenden „Gault“ erfolgte nun aber in der Richtung der jetzigen Bergkette, im Zusammenhange mit weiteren inneren Erdrevolutionen statt der bisher allmählichen eine mehr plötzliche und gewaltzamere Hebung und zugleich Senkung jener neuesten Meeresbildung selbst, wodurch, wie die später durch neue Wasserfluthen bloßgelegten Gyrternsteine zeigen, die Schichten des abgelagerten Sandsteines zum Theil sogar senkrecht mit ihren östlichen Schichtenköpfen aufgerichtet, mit ihren westlichen Ausgängen aber in unergründliche Schlünde des Erdinnern hinabgestürzt wurden, gegen das Meer nun einen natürlichen Felsendamm bildend. Von dieser wahren Chylophenarbeit zeugen die als kleine unbenuzte Werkstücke liegen gebliebenen Trümmern an der Ostseite der Grotenburg und des Stemmerberges.

Hinter diesem Riesenwall der Urwelt lagerte nun das nach und nach wieder beruhigte, durch fernere allmähliche Hebung des Küstenrandes weiter zurücktretende Meer den Kreidekalk oder Pläner innerhalb des großen, nordöstlich durch die Landzunge der beiden Bergketten eingeschlossenen westfälischen Busens und weiter in einem die frühere Hilsbildung concentrisch bis in die Nähe des Harzes umgebenden Bogen in mächtig entwickelten Schichten ab. Die letzteren lassen auf eine lange Zeit des Friedens zwischen Feuer und Wasser schließen.

Dennoch war dies kein beständiger und selbst jener Riesenwall nicht im Stande, nach Ablagerung des Pläners

die überwogenden Fluthen des Meeres von dem dahinter beschützten Lande abzuhalten. Möglicherweise mit der allmählichen Hebung der Ostküste des neuen, nach seiner späteren Entdeckung — Amerika benannten Welttheiles, welche von der Mitte des atlantischen Oceans aufsteigend sich bis zu den Spitzen der Rocky-Mountains und der Cordilleras erstreckte, erlitt das Meer bis zu der später wieder eingetretenen Vertiefung seines Grundes eine so bedeutende Raumbeschränkung, daß es nothwendig die Küste des europäischen Festlandes und also auch den Felsendamm unseres Landes überfluthen mußte. Thurmhohe Wogen stürzten sich über die Sandsteinbergkette in das dahinter gelegene Land, wuschen die weicheren Gebilde aus, rundeten die Rücken der Berge und gruben tiefe Einschnitte in dieselben, bildeten weiter bis an die Weserbergkette einen großen See oder Meeresbusen, aus dem nur die höheren Berge gleich kleinen Inseln hervorschaueten, brachen dann endlich sich Bahn durch die „Porta“ und führten durch diese eine Menge unserer obenlagernden Juraformation in den Meeresgrund der Nordsee. Die Externsteine aber, längere Zeit einen Wasserfall von mächtiger, aber allmählich abnehmender Höhe und Breite bildend, blieben gleichsam als versteinerte Hünen der Urzeit aufrecht stehen, um dem späteren Menschengeschlechte von ihren Kämpfen mit den Feuer- und Wassergeistern in sehr beredter Weise zu erzählen.

Die Natur selbst kam jedoch nach Verlauf eines Zeitraums unserem Lande gegen das Meer zu Hülfe. Als nämlich der große Dampfkessel im Innern der Erde so geheizt war, daß nicht nur die „neue Welt“ dadurch über das Meer gehoben wurde, sondern die ganze Erdrinde selbst in Gefahr war, auseinander zu springen, da öffneten sich zur rechten Zeit die Vulkane auf den Gipfeln der Andeskette als eine Reihe von „Sicherheitsventilen“. Die inneren Wasserdämpfe und Lavaflüsse strömten aus und die gespannte

Erdrinde senkte sich allmählich zu der jetzigen Tiefe des atlantischen Oceans; die jetzt den Teutoburger Wald bildenden Schichtenköpfe des vorher vom Meere abgelagerten Kreidekalks hoben sich, wenn auch zu einem Theile ihrer jetzigen Höhe erst in späterer Zeit, auf der Strecke von der Dörenschlucht bis Halle sich sogar oft überstürzend, durch neue Revolutionen des Erdinnern empor und das Meer wich ungefähr bis zum sandigen Ausflusse des Rheins und zu der Einmündung der Ems in das „deutsche Meer“ zurück. —

Es folgt in der Urgeschichte der Erde nun die letzte oder tertiäre Periode, in deren erstem Abschnitte noch mächtige Meeresablagerungen und Hebungen stattfanden, unter anderen die den Bierwaldstätter See umgebenden Berge und Felswände, der Rigi, der Pilatus &c. emporgehoben wurden, in der aber dann nach Entstehung der Binnengewässer Fluß und Seewasser mit einander abwechselten, bis die letzte, theils durch örtliche, theils durch allgemeine Ursachen herbeigeführte und mit Ausnahme der höheren Gebirge wohl über sämtliche Theile des gehobenen Landes, wenn auch nicht zu gleicher Zeit sich erstreckende große Süßwasserfluth eintrat, welche den vom Meere gewonnenen Boden für den ganzen Reichthum und für die volle zu entfaltende Schönheit der jetzigen Pflanzen- und Thierschöpfung ausfüllen und einebenen half, von unfruchtbaren Meeresüberresten reinigte und für die weitere Entwicklung des Menschen als eines socialen Wesens in mannigfacher Weise, zugleich mit Vernichtung des für die Ausbreitung des Menschengeschlechts störenden Theils der damaligen Thierschöpfung, vorbereitete.

Ist, wie neuerdings von Geologen namentlich wegen der in den Braunkohlenlagern sich findenden, den jetzigen Baumarten Nordamerikas unverkennbar ähnlichen Pflanzenresten angenommen wird, dasjenige was nach Platon's Angabe im Timäus ein Priester zu Saïs dem Solon bei

Gelegenheit seiner Reise in Aegypten von einer jenseits der „Säulen des Herkules“ im jetzigen atlantischen Ocean in frühester Zeit vorhanden gewesen, durch spätere Erdbeben aber in das Meer gesunkenen großen Insel erzählte, nicht völlig eine Fabel, machte also während der Tertiärzeit das innere Erdfeuer den Versuch, eine feste Brücke zwischen Europa und Afrika einer- und Amerika andererseits herzustellen, von der in den Inseln des atlantischen Oceans nur einige Pfeiler stehen geblieben sind, als die Vulkane auf Island, Teneriffa und vielleicht auch die uns näher gelegenen am Rhein u. ihre Schlinde öffneten und in Folge davon die emporgehobene Insel wieder hinabsank, so erklären sich in einfacher Weise auch speciell für unser Land die aus der Tertiärperiode in demselben sich findenden, von Wasserfluthen uns zugeführten verschiedenen Ablagerungen. Zunächst bildete sich, als durch die Hebungen im Meer die Mündungen der Flüsse an der Nord- und Nordwestküste Deutschlands zurückgestaut wurden, zugleich mit den übrigen derartigen Sandablagerungen der norddeutschen Ebene über dem Pläner eines Theils vom westfälischen Becken das große Sandfeld, die Senne, deren auf dem Wege vom „Peterstieg“ nach „Hartröhren“ noch jetzt erkennbaren Sandwellen zum Theil sogar über den Rand des Gebirges sich ergossen und zwischen letzterem und der Sandsteinbergkette beim Externstein, bei Berlebeck, der Hiddeser Mühle uns kleinere, dagegen weiterhin, wo die Berge niedriger und die Schluchten weiter waren, in den Nemetern Lage und Schötmar größere Sandlager hinterließen, welche dem östlich gelegenen Theile des Landes ganz fehlen. Nur noch ostwärts von Lemgo finden wir nicht weit von dem aus früheren Conchilien bestehenden Süßwasserfalle und ebenfalls nicht sehr entfernt von dem Wiembecker Braunkohlevorkommen als einem im obigen Falle uns zugesandten Geschenke der ins Meer hinabgesunkenen

Insel Atlantis, das oben ferner erwähnte weiße Sandlager als das non plus ultra eines derartigen Quarzes. Ebenso sind zahlreiche Kies- und fast im ganzen Lande die für den Bau menschlicher Wohnungen wichtigen Lehmlager vorhanden. Durch die nordwestlichen Thalöffnungen und die Porta Westfalica aber gelangten — zu einer Zeit, wo die den Samum entsendende Wüste Sahara noch Meeresboden war und ferner der später die nordwestlichen Küsten Europas erwärmende Golfstrom noch eine andere Richtung längs des nordamerikanischen Kontinents nahm, die Gebirge Nord- und Mitteleuropas daher noch größere Gletschermassen enthielten — die über die Ebene von Norddeutschland verbreiteten Granitblöcke auch in unser Land, gleichsam als die zurückgelassenen Spielbälle der nun hoffentlich für immer zurückgewichenen neckischen Wassergeister. —

Dies ist die Urgeschichte unseres Landes, wie ich sie mir mit Hülfe der obigen „Regesten“ im übrigen geistig reproducirt habe und wie ich sie dem besseren Urtheile wirklicher Urhistoriker von Fach überlassen will. Ich sage zu diesen: „Kommt und schauet; habe ich Unrecht, so will ich mich gern belehren lassen.“ Mir wollte aber die Annahme eines bekannten geologischen Schriftstellers, wornach, wenn ich mich recht erinnere, der Teutoburger Wald und das Wesergebirge als die Ränder eines breiten Erdspaltes, also gleichsam einer klaffenden Wunde der Erdoberhaut zu betrachten wären, innerhalb welcher Doffnung sich dann unser und das benachbarte Muschelkalkland emporgehoben habe, nicht zusagen, da dieser durch die sehr verschiedenen geognostischen Bestandtheile beider Gebirgszüge gar nicht gerechtfertigten Annahme auch die oben erwähnte liebliche Schönheit des Landes und die gesunde Gemüthlichkeit der darauf großgezogenen Bevölkerung zu widersprechen scheint. Ich schloß daher in der oben näher angegebenen Art auf eine stufenweise allmähliche Zurückdrängung des Meeres

nach Nordwesten, wie die Natur in der letzten Zeit der Kreideperiode sie nach Ablagerung der weißen Kreide noch selbst fortsetzte, diese nämlich zu den Felsenküsten von England und Frankreich erhob und dem Meer zwischen beiden nur einen schmalen Durchgang in dem sog. Kanal als einer Porta Westfalica im größeren Maßstabe ließ und wie dieses Werk des Eindeichens, nachdem der Mensch von dem Lande der alten Belgen, Bataver und Friesen Besitz genommen hatte, von Menschenhand, natürlich nach menschlichen Kräften, noch bis auf diese Stunde fortgesetzt wird. —

Nun aber, um den Schluß dieses Aufsatzes bis dahin zu führen, wo wir denselben begonnen haben, noch etwas in der Kürze über die ersten Bewohner unseres Landes und die ihren Niederlassungen an den Abhängen des Teutoburger Waldes — in dem jetzigen Lipperlande — vorangegangenen Vorbereitungen.

Erstlich bedurfte es zum Anbau des Landes, zur Ernährung der Pflanzen- und Thierwelt wie des Menschen selbst der Flüsse und Bäche. Durch die Hebung des Kreidekalkes zu den Gipfeln des Teutoburger Waldes setzte sich in dieser Beziehung der Osten und Westen, Weser- und Rheinflußgebiet aus einander. Der Kamm des Teutoburger Waldes bezeichnet für einen großen Theil seiner Ausdehnung genau die Wasserscheide. Unser Land kam aber bei dieser Theilung des gemeinschaftlichen Wasserreservoirs zu kurz, indem die bei weitem größere Wassermasse vermöge der Senkung der gehobenen Plänerschichten nach Westen den Lippe- und Emsquellen abgegeben werden mußte, während wir im wirklichen Sinne nur den Ueberfluß derselben durch die höher hierher gelegenen Oeffnungen des Gesteins bekamen. Eine Ausgleichung dieses Nachtheils liegt in dem schönen Dom des Buchenhochwaldes, unter dessen Säulenhallen wir sonst nicht mit wirklicher Geistes- und Herzens-erhebung wandern könnten und den auch die in Bezug auf

das Wasser und, wie wir lächelnd hinzufügen können, auch rücksichtlich des Sandes bevorzugten paderborner Nachbarn gern besuchen, so wie ferner in den lieblichen Bächlein, der „Sichtheupte“ und „Berlebecke“, an denen sich unser Sinn genügen läßt und die in ihrem traulichen Gemurmeln uns allerlei Märchen aus dem Walde erzählen, so z. B. daß das Meer, unser alter Feind, seine Wolken als „Segler der Lüfte“ hierher sende, um uns spöttischerweise seine „Grüße“ zu überbringen, in Wirklichkeit aber um bis in die tiefsten Gründe des Teutoburger Waldes einzudringen und nachdem sie als plaudernde Wellen der Ems und Lippe aus dem Walde wieder ent schlüpft, dem Meere vom alten Küstenlande zu erzählen. Mag dies sich nun verhalten wie es will. Wir Lipper sind in dem Verhältnisse zum Meer uns consequent geblieben. Wir wissen nämlich recht gut, daß, wenn es dem alten Feinde noch einmal einfallen sollte, zurückzukehren, wir dann die Deicharbeiten der Holländer und Friesländer zu verrichten hätten, und helfen deshalb vermöge eines natürlichen Zuges diesen unseren Bormännern als treue Bundesgenossen gegen den gemeinschaftlichen Feind bei ihren übrigen Arbeiten, dem Torfgraben, dem Wiesemähen, dem Ziegelbrennen.

Doch zurück zu unserer Darstellung, in der wir bis zu dem Punkte gekommen waren, wo der Mensch, der Herr der Schöpfung, seinen Einzug halten sollte. Welche Mühe und Arbeit der Mutter Erde war dem vorausgegangen. Wie oft waren die Arbeiten langer Jahrtausende binnen kurzem wieder zerstört. Aber sie ließ nicht nach, die treue Mutter. Und — nachdem sie für die fernsten Geschlechter sorgsam ihre Borrathskammern mit dem Heizmaterial für die Wintermonate, für die Feueressen und Dampfrosse, mit dem zur Gesundheit für Menschen und Thiere nöthigen Salz, sogar mit dem Del zur Beleuchtung gefüllt und dabei noch manchen Schatz an edlen und nützlichen Metallen und

funkelnden Steinen für den, dem vergänglichen Leibe nach ihr, dem unsterblichen Geiste nach aber dem Schöpfer selbst angehörigen Sohn geborgen hatte — wie schmückte sie da zu dem festlichen Tage seiner Ankunft selbst ihre Wohnung aus. Die Berge und Thäler bekleideten sich mit Grün und hunder Blumenpracht, trugen allerlei Wurzeln, Halme und Früchte, und als diese Nahrung da war, erschienen die fleißigen Bienen und farbigen Falter, darnach die gestiederten Säger des Waldes und die vierfüßigen Thiere, die dem Menschen zur Theilnahme an seinen Arbeiten und Kämpfen, zu seiner Nahrung, seiner Kleidung dienen, an denen neben der schönen Pflanzenwelt sein Sinn sich erfreuen sollte. Zuletzt war der Tag gekommen, wo Gottes Allmacht den Menschen nach seinem Bilde, zwar aus Stoffen der Erde erschuf, aber ihm den unsterblichen Geist einhauchte, der das göttliche Ebenbild als ein denkendes, sittlich freies Wesen zum Herrn der ganzen bisherigen Schöpfung machen sollte.

Die Wiege des Menschengeschlechtes oder wenigstens eines der Hauptstämme desselben liegt, wie namentlich nach den Ergebnissen der neueren Forschung über die Verwandtschaft der Sprachen anzunehmen ist, fern im Osten. Dort auf den Hochebenen Trans und an den Abhängen des Himalayagebirges, in dem Quellengebiete der heiligen Ströme, des Indus und Ganges, konnte jenes Menschengeschlecht in einer auch ohne viele Arbeit freigiebigen Natur sich bald mehren und zu dem mächtigen arischen Stamme anwachsen, der, von den Höhen allmählich in die tiefer gelegenen Länder hinabsteigend, sich nun von da südlich, aber auch immer weiter nach Westen und Nordwesten vordrängte, also im Ganzen dem Zuge des früher zurückgewichenen Meeres und den an seine Stelle getretenen Flüssen folgte. So gelangten dann längs der auch in späterer Zeit eine Völkerstraße bildenden Donau von jenem großen Hauptstamme

der Menschheit einzelne Völkerstämme, und zwar, wie man annimmt, erst Celten, und dann als germanischer Volkstamm die Deutschen in das von diesen auch nach dem späteren Eindringen der Slaven größtentheils noch jetzt bewohnte, das Herz Europas bildende, mit allen Schönheiten der Natur reich ausgestattete Land — das „deutsche Vaterland“, innerhalb dessen die einzelnen Stämme des Volkes, vom Stromgebiete der Donau westwärts weiter in dem des Rheins und seiner Nebenflüsse, nordwärts an Ems, Weser und Elbe bis zum Seegestade und innerhalb der cimbrischen Halbinsel, südlich bis in die Thäler der Alpen ihre Wohnsitze ausbreiteten. —

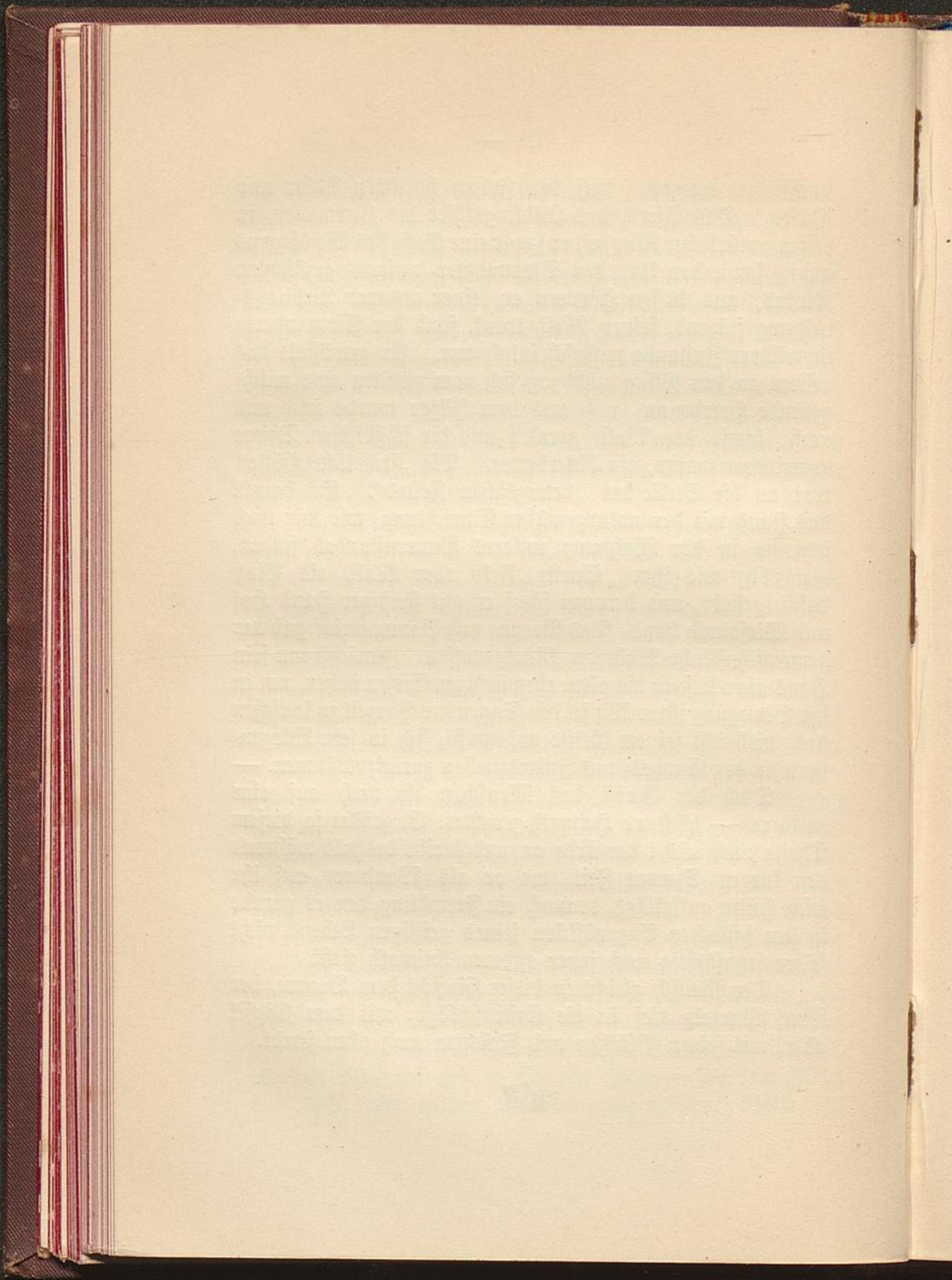
Unser liebes Teutoburger Land ist aber gewiß nicht eines der letzten Länder gewesen, welches jene Einwanderer des Ostens zur neuen Heimath sich erwählten. Wenn auch die Abhänge und Thäler des eben bezeichneten Gebirgslandes im fernen Asien fruchtbarer waren, einen üppigeren Pflanzenwuchs und eine reichere Thierwelt enthielten, so konnte doch unser Land damals im Ur-, wie jetzt im Kulturzustande, sich mit vielen anderen Ländern, die jene unsere Vorfahren durchwandert hatten, gewiß messen. Mächtige Eichen und Buchen, zum dichten Laubdach gewölbt und dem farbigen Sonnenstrahl nur hier und da den Eingang gestattend, bekleideten die Thäler wie die Rücken der Berge. Haselnußstauden, Weiß- und Schwarzdorn, an den Abhängen der Sandsteinbergkette der Wachholderstrauch und die immer grüne Stechpalme bildeten das Unterholz. Durch dieses schlangen sich von Säule zu Säule des vom Odem der Gottheit durchrauschten Waldheiligthums als natürlicher Zierath anmuthig Epheu, Waldrebe, Brombeerranke, die wilde Rose und das Geißblatt; an den unbewaldeten Stellen der Berge und in der Senne blüheten Eriken und Ginster. In den Wäldern gab es für den Jäger außer dem Hirsch und Reh, dem wilden Schwein auch Bären, Wölfe und

Luchse zu erlegen. Auf den Felsen horsteten Adler und Falken. Das Pferd, das Lieblingsthier des Germanen, in dessen natürlicher Klugheit er sogar eine Gabe des Weissagens ahnte, sowie den Ur, den Stammvater unseres gezähmten Kindes, aus dessen Hörnern er, einer anderen Lieblingsneigung folgend, seinen Meth trank, fand der Einwanderer in wildem Zustande wahrscheinlich vor. Er gewöhnte das erstere an den Pflug und zog sich vom zweiten eine milchgebende Heerde an, und aus dem Jäger wurde nach und nach, sowie der Wald gerodet und die schädlichen Thiere vermindert waren, ein Ackerbauer. Die „friedliche Hütte“ trat an die Stelle des „beweglichen Zeltes“. Er bauete das Haus mit der naturgemäßen Einrichtung, wie wir noch jetzt sie in der Wohnung unseres Bauernstandes finden, einzeln, wie ihm „Quelle, Feld oder Wald als Platz dafür gefiel“, und darum schuf er mit fleißiger Hand Hof und Wiese und Land. Das Brenn- und Baumaterial gab der gemeinschaftliche Wald der Markgenossen. Zunächst um sein Haus aber ließ er die alten ehrwürdigen Eichen stehen, um in der Bewegung ihrer Wipfel den Sagen der Vorzeit zu lauschen und, vielleicht seinem Geiste unbewußt, sich in sein Wiegenland an den Ganges- und Indusquellen zurückzuträumen. —

Doch der Geist des Menschen ist noch auf eine andere — höhere Heimath gerichtet. Er gehört ja diesem Theile nach nicht der Erde an und bleibt deshalb während der kurzen Spanne Zeit, wo er als Wanderer auf ihr seine Hütte aufschlägt, dennoch ein Fremdling, den es gerade in den schönsten Augenblicken seines geistigen Lebens nicht selten sehnsüchtig nach jener anderen Heimath zieht.

Der Mensch gleicht in dieser Hinsicht dem Baume, der seine Wurzeln tief in die Erde schlägt, mit dem Gipfel aber, mit seinen Blüthen und Früchten nach oben strebt.





II.

Der menschliche Geist.



II
Der menschliche Geist



Bei der Bearbeitung des Vortrages über die Urgeschichte unseres Landes, welche ja eine nur in den engeren Rahmen eines Bildes eingefasste Schöpfungsgeschichte der Erde selbst nach den jetzt darüber geltenden Ansichten ist, mußten sich mir die auch wohl bei Anderen entstandenen Fragen als unabweisliche aufdrängen: Wie aber nun, wenn nach allen diesen Wandlungen, die durch Feuer und Wasser im Laufe der Zeit sowohl mit der Erdoberfläche selbst als mit den Pflanzen und Thieren auf derselben nach den uns urkundlich vorliegenden Beweisen vor sich gingen, nun eine neue derartige Erdumwälzung von den im Erdinnern noch immer kämpfenden, durch Erdbeben und Lavaergüsse von Zeit zu Zeit sich kund gebenden Gewalten, wenn auch vielleicht in noch so ferner Zukunft herbeigeführt würde? — Wie nun weiter, wenn dann mit einem Mal oder jedenfalls nach und nach nicht allein die jetzt im Meere wie auf dem Lande befindliche Pflanzen- und Thierwelt sondern auch das Menschengeschlecht nach seiner jetzigen Organisation erlöschen und, in neuen Niederschlägen des Meeres begraben, den früheren sieben Hauptformationen desselben als achte hinzugefügt würde? — Im Fall aber, wie zu vermuthen, die Erde in ihrer neuen

Gestalt auch mit einer neuen und, wie sich ebenfalls nach der aufsteigenden Reihenfolge der jetzt vorhandenen Schöpfungen annehmen ließe, vollkommeneren Pflanzen- und Thierwelt und mit einem vollkommener organisirten Geschlechte denkender, sittlich freier Wesen belebt würde, wie stände es dann mit dem jetzigen Menschengeschlechte? Wird dieses, wenn auch von seinem früheren Vorhandensein im obersten Gestein der Erde sich Ueberreste finden, von seinen höher begabten Nachfolgern vielleicht der früheren und der jetzigen Thierwelt beigezählt werden? Oder werden unsere Nachfolger uns als ebenbürtiges, wenn auch noch auf einer niedrigeren Stufe mit Vernunft begabter Wesen stehendes Brudergeschlecht anerkennen? — Und vor Allem, wie wird es, wenn wir auch mit der Schöpfung des Menschen die Umwandlungen der Erde als geschlossen ansehen wollen, nach dem Tode des einzelnen Menschen und nach dem einstmal sicher eintretenden Ende der Erde und des Menschengeschlechtes mit dem menschlichen Geiste? Ist dieser auch nur ein Ausfluß, vielleicht die Quintessenz der irdischen Stoffe, woraus unser Leib besteht und müßte also mit diesem ebenfalls in die Urstoffe, woraus die Erde gebildet ist, zerfallen? Oder ist der Geist etwas für sich Bestehendes, Unzerstörbares, vor dem Körper als irdischem Gefäße bereits Dagewesenes und also nach Abstreifung dieser Hülle auch wiederum ein für sich Bestehendes, sogar von den Schranken, den Bedürfnissen und den Gebrechen des Leibes Befreites?

Ist die letztere Frage bei näherer, von uns anzustellender Untersuchung zu bejahen, dann können freilich etwaige weitere Wandlungen der jetzigen Schöpfung und auch das Ende der Erde die Menschen als deren nur vorübergehende Bewohner und dem Geiste nach einer höheren Heimath angehörig, nicht berühren, aber auch der

für jeden Sterblichen sicher eintretende Tod den einzelnen Menscheng Geist nicht vernichten.

Wir knüpfen damit unseren Faden wieder da an, wo er am Schlusse des Aufsazes über die Urgeschichte unseres Landes vorläufig abgerissen wurde, und fragen also: Was ist der Geist? Ist er etwa, wie oben erwähnt, der feinste Extract der irdischen Bestandtheile? Nun, unsere neuere Chemie weiß die verschiedenen Zusammensetzungen der Urstoffe in diese wiederum zu zerlegen und jeden für sich darzustellen. Sie thut nicht allein dies, sondern sie bestimmt auch, was bei weitem schwieriger ist, das quantitative Verhältniß der einzelnen Bestandtheile, wengleich ein ferneres, für die Verschiedenheit der Zusammensetzungen ebenso wichtiges Verhältniß, die Gruppierung der einzelnen Bestandtheile, freilich auch für die Chemiker bis jetzt noch ein Geheimniß ist. Aber die letzteren mögen auflösen und wieder zusammensetzen, sie bringen wohl Säuren, wohl Aether und Spiritus, jedoch keinen Geist hervor. Die Erde oder vielmehr die inneren Erdkräfte, namentlich das Feuer, welches z. B. denselben Stoff, der uns als Bleifeder dient, mit höheren Hitzegraden und unter anderen uns theilweise noch unbekanntem Einwirkungen der Erdkräfte zum Diamant krystallisirte, vermochten doch noch etwas Anderes wie unsere geschicktesten Chemiker und Hütten-directoren. Aber den Geist konnte das Feuer nicht herstellen. Ebenowenig das demselben feindliche Element, das Wasser. Beide trugen, wie wir früher gesehen haben, allerdings die Stoffe herbei, um unsere Erdrinde mit ihren verschiedenen Gesteinen und Erzgängen zu bilden. Aber die kleinste Pflanze, das unbedeutendste Seegeschöpf, Muscheln von einer Kleinheit, daß wir Tausende von ihnen bei einem Kreidestriche verwenden, wußte selbstredend nicht das Feuer, aber auch das Wasser für sich nicht hervorzubringen, wengleich nach Seite der Natur das Wasser

die älteste Wiege der Schöpfung gewesen und selbst für die Landgeschöpfe während der ersten Zeit ihres Daseins auch immer geblieben ist.

Aber, wird wohl entgegnet, es kann dennoch möglich sein, daß die Erde in ihrer Jugend zu derartigen organischen Erzeugnissen wohl die Schöpfungskraft besaß, wenn man allerdings auch zugeben muß, daß jetzt, wo die Erde gealtert, keine Pflanze, selbst nicht das geringste einen nackten Fels nach und nach bekleidende Moos, der kleinste an unseren Trauben oder Kartoffeln als Krankheitsstoff erscheinende Pilz ohne bereits vorhandenes und dorthin getragenes Samenkorn, und ebensowenig das kleinste Insect oder Infusionsthierchen ohne ein vielleicht in Luft und Wasser für uns ganz unsichtbar schwebendes Eichen entstehen kann. Wie geht es dann aber zu, fragen wir dagegen, daß gerade mit dem zunehmenden Alter der Erde, wie wir gesehen haben, vollkommeneren Pflanzen und Thiere entstanden und zuletzt sogar erst in ihrem hohen Alter, als die Erde endlich nach vielen Umwälzungen zum Wohnplatz für das vollkommenste Geschöpf eingerichtet war, die Krone der ganzen Schöpfung — der Mensch als Bewohner der Erde auftrat? Woher stammt denn dessen Geist? Hat diesen vernünftig denkenden, nicht den Naturgesetzen unterworfenen, sondern dem eigenen Gesetze nach freiem Entschluß folgenden Geist entweder unmittelbar oder, wenn wir der neuerdings sehr verbreiteten Ansicht folgen wollen, daß die nach einander entstandenen verschiedenen Arten von Geschöpfen auch aus einander im Laufe einer unermesslichen Zeit zugleich mit den Umwandlungen des Erdkörpers selbst sich entwickelt hätten, wenigstens mittelbar die Erde und die sie umgebende Luft, das Feuer oder das Wasser hervorgebracht? Das kann, wie dies von selbst einleuchtet, nicht sein. Aber, wenden jene wieder ein, es giebt noch andere Naturstoffe

und Naturkräfte. Es sind noch da die anziehenden Kräfte der Schwere und der chemischen Verwandtschaft, sowie ferner die bis jetzt noch wenig ergründeten, zugleich anziehenden und abstoßenden Naturkräfte der Elektrizität, des Magnetismus und des damit verwandten Galvanismus. Die Macht der ersteren sehen wir insbesondere an den zerstörenden Wirkungen des Gewitters, den Einfluß der zweiten Kraft bei der Magnetnadel. Der Magnetismus der Erde selbst bringt aber auch wahrscheinlich das wunderbare Nordlicht als den Verlauf eines magnetischen Gewitters hervor, und endlich nimmt man jetzt auch an, daß dieselbe allerdings geheimnißvolle Kraft bei Erzeugung der schönen Krystalle, die wir im edeln Gestein bewundern und welche die Chemie der Natur nicht vollständig nachbilden kann, thätig gewesen ist, indem nämlich die Krystalle, wenn ihr Bildungsproceß einmal eingeleitet war, mittelst chemisch-elektrischer, d. h. magnetischer Thätigkeit sich ihren Stoff aus den fernsten Gegenden ganz allmählich herangezogen haben. Aber, wie weit ist die Bildung des allerdings schönen und regelmäßigen Krystalls noch von der organischen Bildung der Pflanze, des Thieres oder gar des Menschen entfernt.

Hier ist also ein anderes, alle diese materiellen Stoffe und Kräfte an Feinheit und selbstständiger Bewegungsfähigkeit noch übertreffendes, ihnen daher auch nicht etwa unterworfen, sondern umgekehrt sie beherrschendes Element aufgetreten, welches jene Stoffe und Kräfte sich aneignet und nach den im Urkeime in ihm enthaltenen Vorbildern zu organischen Einzelnwesen umbildet, in den verschiedenen Formen der Pflanzen- und Thierwelt aber bis zum Menschen auch qualitativ sich steigert. Mit diesem beginnt eine Stufe von lebenden Wesen, die überwiegend mit geistigen Kräften und zum Unterschiede vom Thier namentlich mit Selbstbewußt-

sein, mit Vernunft und Freiheit des Willens ausgestattet sind und die vermöge dieses geistigen Uebergewichtes sich nicht allein die ganze übrige Schöpfung immer mehr unterthan machen, sondern auch eben als vorzugsweise geistig angelegte und darum neben der leiblichen der geistigen Nahrung bedürftige und geistig wachsende, dieses geistigen Selbsts aber sich bewußte Einzelwesen auch eine Fortdauer als solche haben müssen.

Ein materieller Stoff ist also der Geist und vor allem der menschliche Geist nicht. Auch der sogenannte Aether, der als der feinste materielle Stoff nach der allgemeinen Annahme das Weltall erfüllt und jeden anderen materiellen Stoff durchdringt, dessen Bewegungen uns Licht und Wärme, Electricität, Magnetismus und Galvanismus, sowie unsere sinnlichen Wahrnehmungen vermitteln, kann dem Geiste freilich zunächst als Kleid, als Leib dienen oder kann etwa als seine eigentliche Wohnung betrachtet werden, in der er, vom irdischen Leibe befreiet, nach seinem Willen überall ohne Rücksicht auf Entfernung gegenwärtig ist, kann aber nicht dasselbe mit ihm sein.

Was ist nun aber der menschliche Geist, der auch mit dem kürzeren Ausdrucke: der Geist, in den folgenden Erörterungen gemeint ist? — Das werden wir am besten sehen, wenn wir zunächst uns die Fragen beantworten: Wie äußert sich der Geist, welches sind seine Wirkungen? Welches sind ferner seine Werkzeuge und Kräfte, vermittelst deren er sich äußert und wirkt? Und wo ist sein Wohnsitz, seine Werkstätte? Dann nach Beantwortung dieser Fragen wird uns von selbst klar werden, was der Geist und wo seine Heimath, sein Reich ist.

Wie äußert sich also zunächst der Geist? Wir haben gesehen, nicht in den Kräften der Natur, selbst nicht in den gewaltfamen Kämpfen, die Feuer und Wasser als feindliche,

die Electricität und Magnetismus als verwandte Naturkräfte mit einander beziehungsweise vereint führen. Aber — wenn dir ein treuer Freund die Hand drückt, vielleicht beim Abschiede auf kurze Zeit, vielleicht beim Abschiede für diese Erdenzeit; wenn ein Blick, ein Wort Bande der Liebe und Freundschaft knüpfen, die über das Grab hinaus dauern; wenn sich zwei Menschen für flüchtige Minuten wie zufällig zusammenfinden, die einige Worte des Geistes oder Herzens austauschen, ohne sich vorher gekannt zu haben, ohne auch beim Abschiede nach dem Namen zu fragen, auf den es ja bei einer Berührung der Geister nicht ankommt, sich aber die Hand reichen und sagen: „Wir sehen uns wieder!“ — ja wohl, fügen wir unsererseits hinzu, wenn nicht diesseits, doch jenseits der Erdenstrahlen — dann hast du des Geistes Wehen gefühlt und nimmst solche Augenblicke mit hinüber in dein hiesiges und dein künftiges Geistesleben.

Wir wollen zu einer anderen, wenn du willst heitereren Seite des geistigen Lebens übergehen, obgleich dieses überall nur ein und dasselbe ist und in ihm Freude und Wehmuth — wie in der Freudenthräne des irdischen Auges zusammentreffen. Der Wein ist gewiß unter den irdischen Genüssen eine Gabe der Götter. Es soll nun nach der materiellen, die Dinge nur immer nach der irdischen Außenseite betrachtenden Ansicht der im Wein vorhandene Geist oder Alkohol das Belebende, in Maß genossen Stärkende, Anregende für die Nerventhätigkeit des Menschen sein. Aber ist es Das allein? Warum schmeckt der Wein köstlicher und bekommt auch besser, wenn wir in Gesellschaft, wenigstens mit einem guten Freunde ihn trinken, und warum kommt es dennoch wieder auf die Zahl der Gesellschafter als einen mehr oder weniger äußeren Umstand für die belebenden Wirkungen dieses Genusses nicht an? Warum gehört dazu umgekehrt manchmal sogar eine kleinere

Anzahl von Freunden? Darum, weil der Geist dabei thätig sein, weil der Geist im Wein eigentlich nur die Schwingen deines Geistes lösen, nur die Thür deines Herzens für den Freund öffnen und auch auf diesen wiederum in gleicher Weise einwirken soll.

Wir fühlen also das leise, unseren ganzen inneren Menschen durchströmende, belebende Wehen des Geistes; wir sehen in Freundeskreisen seine kleinen Funken gleich den electrischen hin- und hersprühen. Aber es giebt auch brausende Stürme des Geistes; der Geist schleudert auch seine zuckenden Blitze. Es giebt sogar kürzere Zeiträume, wo der Geist aus seiner irdischen Bekleidung, diese vergeistigend, mehr oder weniger heraustritt und nur als sein eigenes Wesen erscheint. Ein solches Brausen des Geistes hört das geistige Ohr ganz unabhängig von dem etwa für die Sinne vorhandenen oder nicht vorhandenen Geräusch in Versammlungen, die von einem Gedanken, einer Willensrichtung geistig ergriffen sind. Solche Blitze schleudert das Wort eines Königs, eines Heerführers in ein ganzes Volk, in eine ganze Armee und verbindet dort wie hier die einzelnen Menschen zu ebensoviel Gliedern eines Gesamtwillens? Solch ein Wort war es, welches bei der Wiedererhebung Preußens, Deutschlands im Jahre 1813 König Friedrich Wilhelm III. an sein Volk richtete, und von dem Geiste seines Königs angehaucht, stand das Volk auf wie ein Mann. Und noch einmal sollte in unseren Tagen ein solches Königswort erschallen und nun in seiner vollen Bedeutung zur That werden.

Derartige geistige Gewitter standen in der jüngsten Vergangenheit mannigfach über den Ländern der alten und neuen Welt, und noch immer erheben sich neue drohende Wolken am politischen und am kirchlichen Horizonte. Im fernen Westen, dort in den Freistaaten von Nordamerika, hat man nach blutigem Bürgerkriege endlich begonnen, ein

altes, mit Fluch beladenes Unrecht zu sühnen, in dem schwarzen Menschen nämlich, wenn auch dessen Voreltern nicht auf den Hochebenen Asiens, sondern vielleicht an den schönen Quellsen des Nils ihr Paradies hatten, den seinem Geiste nach von einem Vater abstammenden Bruder anzuerkennen, ihn aber, bei dem so vieles in neuerer Zeit darauf hindeutet, daß auch dieser Menschenstamm in die Menschheitsgeschichte nach Gottes Rathschluß eintreten soll, nicht mehr zum Slaven des weißen Menschen herabzuwürdigen. Nicht minder sehen wir die Bewegungen des Geistes im fernsten Osten, wo die gleichsam versteinerte vieltausendjährige Bildung zweier Völker wieder in Fluß gebracht werden soll. Staaten, die, wie Oesterreich und das andere, noch immer weiter nach Osten vordringende mächtige Reich, beim Erwerbe ihrer verschiedenartigen äußeren Bestandtheile mehr oder minder bewußt von einer geistigen Idee, von einem geschichtlichen Berufe geleitet wurden, werden diesen Beruf erfüllen, wenn es ihnen gelingt, die äußere Verbindung auch innerlich, geistig zu befestigen. Im deutschen Vaterlande aber klopfte es, den Geist des im „rothen todtliegenden“ Gestein des Kyffhäusers nach der Volks Sage schlafenden Kaisers aus dem edlen Hause der Hohenstaufen erweckend, schon seit Jahren stark und immer stärker an die Wände seines Felsengrabes. Es ließ ihn dort nicht mehr ruhen auf dem Palmenlager der Urwelt, worauf er — der Kämpfer im heiligen Lande, gebettet war. „Das ist eine lange Nacht gewesen,“ sprach er beim Erwachen. „Aber der Tag bricht an. Da ist ja mein Deutschland, siegreich eben aus einem blutigen Kampfe mit dem übermüthigen Nachbar hervorgegangen. Und da ist ja auch mein alter Gegner auf Petri Stuhl.“ — Wie sieht es aber in Italien selbst, dem Lande jenseits der Alpen, wohin der Blick der Hohenstaufen so gern gerichtet war und wo dennoch ihr letzter Sproß auf dem

Blutgerüste endete — wie sieht es dort in der alten Weltstadt, die wie einst durch ihre Legionen, so später durch ihre Bannstrahlen die Welt beherrschen wollte, um die Zukunft und namentlich um diese Macht aus? Auch dort wie in unserm Vaterlande mußte die politische Neugestaltung ihren Abschluß erhalten, muß aber auch auf kirchlichem Gebiete noch eine Wiedergeburt des Geistes vor sich gehen. — Und, wie es in Zeiten großer geistiger Entwicklungen stets der Fall war, so steigen auch in unserer Zeit zum Kampfe mit den aufbauenden Kräften des Geistes zerstörende Gewalten aus den Tiefen menschlicher Selbstsucht und Leidenschaft auf, um jenen guten Geistern den Sieg zu erschweren, aber diesen auch desto entscheidender und dauernder zu machen. — —

Also in Staat und Kirche, wie in den socialen Verhältnissen geistige Gewitterluft und drohende Gefahren für alle Grundlagen menschlicher Gesellschaft. Die Erdumwälzungen der früheren gewaltigen Art haben, wie es scheint, seit der Mensch auf der Erde seinen Wohnsitz aufschlug, geendet, und nur wie mahnende Zeichen erscheinen von Zeit zu Zeit noch Erderschütterungen von mehr oder weniger zerstörender Wirkung. Aber im Reiche des Geistes dauern sie fort, diese zu neuen Schöpfungen führenden Kämpfe sich widerstrebender Kräfte.

Unter solchen drohenden Anzeichen am geistigen Himmel versenkt sich aber mit Recht der Geist in sich selbst. Er schöpft an der allgemeinen Lebensquelle der geistigen Welt das Gottvertrauen für die bevorstehenden Kämpfe, vereint mit andern, allein für sich. Den irdischen Leib als das Vergängliche gleichsam hinter sich lassend und zum eigentlichen geistigen Leben erwachend, schwingt er sich in der zur Andacht versammelten Gemeinde in sein — des Geistes Reich empor, oder er sammelt, im stillen Gebet mit seinem Schöpfer allein, jene Kraft, deren er sich be-

dürftig weiß. Solche Augenblicke einer Erhebung des Herzens zu Gott, mehr aber noch die Augenblicke einer zu Wort und That übergehenden, schon die Herrlichkeiten des Himmels schauenden religiösen Begeisterung sind es, wo der Geist aus seiner irdischen Hülle mehr oder weniger heraustritt und diese selbst geistig verklärt. —

Das sind jedoch alles nur einzelne Aeußerungen des menschlichen Geistes, wie ich sie bisher, vom Kleinen zum Großen und Erhabenen fortschreitend, hervorgehoben habe. Du begegnest ihnen überall auf der Erde, wo der Mensch seinen Wohnsitz aufgeschlagen und die Denkmäler seines Geistes aufgerichtet hat, in den gewöhnlichen Einrichtungen des Hauses wie in dem Anbau des Feldes, in den verschiedenen Erzeugnissen des Gewerbefleißes wie in den großartigen, immer von neuen Triumphen menschlichen Scharfsinnes begleiteten Verkehrsanstalten zu Wasser und Lande. Du schauest diese Aeußerungen des menschlichen Geistes überall in den Werken der Kunst und Wissenschaft bei den Kulturvölkern des Alterthums und der Neuzeit, sei es in den Trümmern der Königspaläste Babylons oder in den Königsgräbern Persiens, in den ägyptischen Pyramiden und Obelisken oder in den römischen Triumphbogen und Amphitheatern, sei es in den Göttertempeln des alten Griechenlands oder in den christlichen Domen des Mittelalters, in den Kunstsammlungen und Bibliotheken der europäischen Hauptstädte oder in dem Vordringen der Kultur in amerikanische Urwälder. Der menschliche Geist hat, wie ihm vom Schöpfer als eine seiner Aufgaben gestellt wurde, die Natur in ihren verborgensten Kräften allmählich sich „unterthan“ gemacht und schreitet noch täglich mit Riesenschritten hierin fort. Während daher selbst die für den unmittelbaren Dienst des Menschen bestimmten und darum mit den dazu nöthigen geistigen Anlagen versehenen Thiere als treue Diener auf Erden ihren Zweck erfüllen,

weisen des Menschen Geisteswerke wie noch mehr seine noch einer unendlich weiteren Entwicklung fähigen Geisteswerkzeuge auf seine höhere Heimath und seine stufenweise in einem ferneren Leben nach der irdischen Pilgerfahrt fortschreitende Bervollkommnung mit Nothwendigkeit hin.

Wir wollen nun beide, Geisteswerkzeuge und Geisteswerke, in ihrer Zusammengehörigkeit übersichtlich hier darzustellen suchen, da sich auf diesem Wege das Wesen und die ganze Herrlichkeit des von Gott selbst, ja seinem Geiste entlehnten und noch fortwährend von seinem Geiste genährten menschlichen Geistes ergeben wird.

Die Werkzeuge oder Kräfte, die der Geist zu seiner Wirksamkeit in ähnlicher Weise gebraucht, wie der Leib seine Sinneswerkzeuge und Körperkräfte, die aber im Grunde nur die verschiedenen Seiten bezeichnen, nach welchen sich der, eine einzige untheilbare Kraft bildende Geist äußert, sind nun die Denkkraft, das Gefühlsvermögen und die Willenskraft, außerdem für diese drei Kräfte: Denken, Fühlen und Wollen als ein gemeinschaftliches Archiv das Erinnerungsvermögen oder Gedächtniß.

Die Denkkraft enthält in sich wiederum einerseits das Begriffsvermögen, gewöhnlich als Verstand oder Vernunft bezeichnet, und andererseits das Anschauungsvermögen, die Phantasie oder Einbildungskraft. Beide Vermögen denken aber, das erstere in Begriffen und in den diese ausdrückenden Worten, das letztere in Anschauungen und in den diesen entsprechenden Bildern.

Der Verstand, von dem hier zunächst gehandelt werden soll, hat dem „Menschen“, wovon das Wurzelwort „man“, d. i. ein denkendes Wesen, noch in unserm Worte meinen und in dem lateinischen mens (Verstand) enthalten ist, den Namen gegeben und deutet zunächst auf seinen höheren Ursprung der Thierwelt gegenüber hin.

Was bei diesen „unvernünftigen“ Geschöpfen als Verstand erscheint, ist selbst bei den im Umgange mit den Menschen gelehrigsten Thieren, dem Pferde, dem Hunde, dem Elephanten und dem nachahmungsfüchtigsten Thiere, dem Affen, in der That es nicht, sondern nur einerseits der an die Stelle der Phantasie im menschlichen Geiste als sogenannter Instinct hier tretende natürliche Trieb, andererseits und vorzugsweise bei den für die nächste Umgebung des Menschen und zu seiner Hülfe bestimmten Thieren Gedächtniß. Dieses ist oft außerordentlich treu und durch scharfe Sinneswerkzeuge, namentlich den Geruch, äußerlich unterstützt. Dennoch würde auch das hiermit begabteste und dabei gelehrigste Thier in neuen, ihm unter Anleitung des Menschen und des ihm von diesem geliehenen Verstandes noch nicht vorgekommenen Fällen, wenn ihm der Lehrmeister nicht zu Hülfe käme, sogleich seine eigene Unvernunft erweisen. Der Hund, das treueste und, wie man sich ausdrückt, „klügste“ Thier, obwohl selbst ohne Verstand, beobachtet daher fortwährend das Auge des Menschen, worin sich hauptsächlich dessen Verstand ausdrückt, er erkennt darin seinen Herrn, dessen Winken er folgt, vor dessen ruhig auf ihn gerichtetem Blicke aber auch das wildeste und grausamste Thier, der Tiger, sein Auge niederschlägt.

Auch die Kunsttriebe und Wanderungen mancher Thierarten beruhen nur auf Naturtrieb und sind, wie es bei Betrachtung ihrer kunstvollen Arbeiten und der Planmäßigkeit ihrer Reisen auf den ersten Blick den Anschein hat, keineswegs Zeichen einer vollkommeneren Begabung im Vergleich zu jenen oben erwähnten, in der That viel höher organisirten Thierarten.

Wie nun der Keim des Samenkorns, im Mutter Schooße der Erde erweckt und eine Zeitlang genährt, diesen durchbricht, um sich dem Lichte zu erschließen und in Sonne und Luft seinen Pflanzenleib mit Hülfe des mütterlichen

Bodens, von dem sich die Pflanze nicht trennt, aufzubauen, so erblickt ebenfalls als ein „Keimendes“ das Kind bei seiner Trennung von der Mutter, wenn auch eine Zeitlang auf ihre Hülfe noch angewiesen, das Licht der Welt — den Sonnenstrahl, und mit diesem ersten Lichtstrahl, der sein leibliches Auge trifft, wird auch das Licht seines Geistes, der Verstand, angezündet, der sich nun von Stufe zu Stufe, anfangs geleitet, dann selbstständig, an der ihn umgebenden Natur und Menschenwelt, wie an der Betrachtung des geistigen Wesens im Menschen und in der Menschheit selbst zu seiner vollen Klarheit und Schärfe entwickeln soll.

Das Kind nimmt durch die Oeffnungen des Geistes nach der Außenwelt, Auge und Ohr, in ähnlicher Weise die Geistesnahrung zu sich, wie vermittelt des Mundes die Leibliche. Dem Auge des Kindes stellen sich in Licht- und Schattentwechsel sowie in den Farben des Lichtes Bilder aus seinem Gesichtskreise dar, die es seiner Gestalt und Stofflichkeit nach allmählich als selbstständige Gegenstände in der übrigen Umgebung erkennen, das Ohr vernimmt Laute, die es nach und nach in ihrer Bedeutung unterscheiden lernt. Den ersten Begriff, den des Raumes, erhält das Kind aber vermittelt des zum Greifen bestimmten Werkzeuges, der Hand, womit es erst nach vorgängiger Übung Entfernungen unterscheiden lernt, während es Anfangs nach nahen und weit entfernten Gegenständen mit gleicher Begierde greift. Später kommt die Hand des Kindes dem Auge auch hinsichtlich der Gestalt und des Stoffes eines Gegenstandes zu Hülfe, weshalb Kinder vermöge dieses natürlichen Triebes Alles gern mit der Hand berühren, weil die Anschauung ihnen noch nicht genügt. Den Begriff der Zeit erlernt das Kind durch die Stunden des Aufstehens und des Schlafengehens, noch mehr aber durch die Essenszeiten. In Spielen vergißt das

Kind aber auch wohl namentlich die Mittagsstunde, weil dem „glücklichen“ Kinde „keine Stunde schlägt.“ Von der eigentlichen Bestimmung der Zeit für den Menschen und von deren Werth bekommt das Kind aber erst mit der Schule einen Begriff. Raum und Zeit in ihrem Verhältnisse zu einander prägen sich als Begriffe dem Kinde von dem Zeitpunkte an ein, wo es die Füße zu ihrem Zwecke immer fertiger gebrauchen und nun Entfernungen nicht mehr bloß mit der Hand, sondern auch nach der darauf zu Fuß verwandten Zeit unterscheiden, vermittelst des letzteren Werkzeuges seinen Gesichtskreis auch bedeutend erweitern lernt.

Die eigentliche Entfaltung des Verstandes beginnt aber stufenweise mit der Erlernung der Sprache, wodurch der Mensch als sociales Wesen in den Kreis anderer gleichartiger Wesen, zunächst in den engeren Kreis der Familie, dann in den weiteren Kreis der Gemeinde und endlich in die immer umfassenderen Kreise als Glied eines Staates, eines Volkes, der ganzen Menschheit zur Erfüllung seines eigentlichen Lebenszweckes eintritt. Die Sprache, gleich dem Verstande dem Menschen als denkendem Wesen unter den übrigen Geschöpfen ausschließlich gegeben, ist recht eigentlich der Ausdruck oder die Versinnlichung des Verstandes, das Wort der „gewordene“, zum vollständigen Ausdruck gekommene Verstand selbst. Ein der Begriffswelt angehöriger Gedanke läßt sich daher auch in Worten ausdrücken. Er ist sogar für uns und Andere nur insoweit vollständig verständlich, als er diesen Ausdruck bekommt. Denn aus dem Gedanken entspringt vermittelst der Sprache hier das Wort, wie aus dem Keime Blatt und Blüthe. Die gestaltende Phantasie bedient sich der Worte als Bilder, wenn sie ihre Gedanken vermittelst der Sprache ausdrücken will, und kann dies, da die Sprache selbst einen großen Bilderreichthum enthält.

Die Gefühle endlich lassen sich nicht bloß in Worten, aber vollständig so wenig durch Worte als in anderer Weise ausdrücken. Manche Thiere haben wohl eine Stimme, einige vermögen sogar menschliche Laute nachzuahmen. Aber geistige Begriffe, Anschauungen und Gefühle vermittelt der Stimme in Worten auszudrücken oder zu sprechen vermag das Thier nicht, weil hierzu außer Anschauung und Gefühl der Verstand gehört, der dem Thiere fehlt, während die beiden ersteren, wie wir später sehen werden, einigen Thierarten selbst in höherem Grade verliehen sind.

Die weitere Verstandesentwicklung erfolgt während der Schuljahre unter Leitung und Anweisung der Eltern und Lehrer, während der „Lehr- und Wanderjahre“ durch eigene Fortbildung an der Hand des Lebens selbst, oft eines strengeren Lehrmeisters als jene früheren Erzieher waren. „Verstand kommt sogar nicht vor Jahren.“ Auf diesem Wege durch das Schulleben und durch die Schule des Lebens erlangt der Mensch sowohl die schneidige Schärfe des Verstandes, als vermittelt Aneignung fremder und Hinzufügung eigener Erkenntnisse den Schatz des Wissens im Archive seines Geistes, welche beide erforderlich sind, um in die Geheimnisse der Natur und des Menschengeistes durch Richtigkeit der Beobachtung und Sicherheit der Schlussfolgerung immer tiefer einzudringen und Gewißheit oder wenigstens einen der Gewißheit sich nähernden Grad von Wahrscheinlichkeit zu erlangen. Den höchsten Grad von Gewißheit gewährt dem menschlichen Verstande die Mathematik oder die Lehre von den Größenverhältnissen, weshalb sie neben der Sprache selbst auch ein Hauptmittel zur Schärfung des Verstandes ist.

Der letztere muß sich übrigens bescheiden, daß, wenn auch für ihn allerdings ein weit ausgedehntes Gebiet des Wissens bereits erschlossen ist und ein unabsehbares Feld für weitere Forschungen noch übrig bleibt, nichts

desto weniger einerseits dem Wissen des Menschen, also dessen Verstande wenigstens hier auf Erden absichtlich vom Schöpfer Schranken gezogen sind, worüber hinaus diese Geisteskraft trotz aller Schärfe nicht reicht und daß andererseits dennoch Gewißheit eben innerhalb jenes dem Verstande nur bis zu dem Schleier der Wahrscheinlichkeit eröffneten Gebietes dem Menschen auf einem anderen Wege, nämlich auf dem Wege des Glaubens und vermittelt des Gefühles verliehen ist, wenn zu dessen vollem Anflange die Saiten seines Herzens rein genug gestimmt sind. Wir werden sogleich weiter auf diesen Gegenstand zurück kommen. —

Wie beim einzelnen Menschen der Verstand sich nur allmählich entwickelt, so ist es in der Geschichte als dem Leben der Menschheit auch bei ganzen Menschenstämmen oder Völkern der Fall gewesen. Auch sie haben ihre Kindheit gehabt und sind erst nach und nach zum Mannesalter herangereift, manche Völker im Laufe der Jahrtausende, seit der Mensch auf der Erde wohnt, auch dem Greisenalter und darnach dem Tode anheim gefallen, während ebenso viele Völker endlich auch noch jetzt im Kindesalter stehen. Nach den neuesten Aufschlüssen im Schoße der Erde, nach den an verschiedenen Stellen in Höhlen oder innerhalb einer untergegangenen Pflanzenwelt aufgefundenen Ueberresten menschlicher Knochen hat zur Zeit, als in jenen die der jetzigen Schöpfung nicht mehr angehörigen wilden Thiere, der Höhlenbär, der Höhlenlöwe, der Mammuth als Riesenelefant der Urzeit sich bargen, auch der Mensch bereits die Erde sich unterthan und dort wahrscheinlich eben diesen Thieren den Aufenthalt streitig gemacht. Von den getödteten Thieren aß er das Fleisch sowie das Mark ihrer Knochen, welche letztere er wiederum zu allerlei Geräth benutzte. Zu Waffen wurden in dieser Zeit aber namentlich Steine zugerichtet, weshalb man die früher als das

„goldene Zeitalter“ des Menschengeschlechtes bezeichnete Kindheit desselben jetzt auch wohl die „Steinzeit“ nennt.

Mit der Sprache dieses ältesten Menschengeschlechtes endlich wird es auch gegangen sein wie bei den Kindern. Da die Sprache nämlich ihrem Ursprunge nach die Verkörperung, die Versinnlichung des Verstandes oder Begriffsvermögens ist, so wird eine jede einem Volke eigene, mit ihm selbst und seiner geistigen Entwicklung groß gewordene Sprache ihre Benennungen für geistige Begriffe zumeist aus der ein Volk umgebenden Sinnenwelt entlehnt und dadurch den entsprechenden Gedanken in ähnlicher Weise äußerlich bezeichnet haben, wie das Kind an einzelne Gegenstände seiner äußeren Umgebung seine Begriffe knüpft. Die eigene Sprache eines Volkes ist daher seine älteste, ursprünglichste, der Kindheit angehörige Poesie und göttlichen Ursprunges wie der Geist selbst, dem sie Ausdruck giebt. Der Genius der deutschen Sprache ist aber von Sallet tief empfunden und ebenso schön in den folgenden Zeilen ausgedrückt:

— — — — —
„Doch Muttersprach'! in dir, wo schön sich gatten
Das goldne Licht und dämmernd holder Schatten,
Wohllaut mit Schwertschlags Treffen eng verbunden,
Hab' ich für Alles, was mein Herz geschüttelt,
Als Wonn' durchweht, als Jammer wild gerüttelt,
Das schöne, wie das rechte Wort gefunden.“ —

An die älteste Kulturperiode, das Kindesalter der Völker schloß sich nach Auffindung von leicht schmelzbaren Metallen, namentlich Kupfer und Zinn und nachdem der griechischen Sage zufolge Prometheus den Göttern vom Himmel das Feuer entwandt hatte, eine weitere Zeit, wo mit diesen wichtigen Entdeckungen und namentlich auch mit der Benutzung des Feuers zur besseren Zubereitung der Speisen die Menschen aus bloßen Jägern nach Zähmung

einiger Thierarten theilweise Hirten und zwar wandernde Hirten, Nomaden wurden und statt der früheren Höhlen nun Zelte mit dem Feuerherde darin zur Wohnung nahmen. Mit der aus Erz und dann nach Auffindung des Eisens aus diesem härteren Metall herzustellenden Pflugschaar entstand der Ackerbau neben der früheren Jagd- und Viehzucht.

Nun traten an die Stelle der wandernden Zelte feste Wohnsitze in Häusern, aus Holz und Stein an den gerodeten Stellen des Waldes erbauet. Nun konnten sich auch erst die gesellschaftlichen Verhältnisse des Menschen vollständiger entwickeln. Neben der Landwirthschaft entstanden die Gewerbe zur Erzeugung der verschiedenen Bedürfnisse der häuslichen Einrichtung und der besseren Kleidung und Nahrung. Eine Folge des festeren Platzes am häuslichen Herde war die Häuslichkeit und mit ihr erlangte der frühere Jäger und Fischer und Hirt mildere Sitten. Nach und nach entstanden aus dem engeren Zusammenleben mehrerer Familien Gemeindeverbände in Dörfern und Städten. Die Bedürfnisse des Handelsverkehrs unter den verschiedenen Volksstämmen führten zur Schifffahrt, zu Karawanenzügen, zur Entdeckung von Wasser- und Landstraßen und diese wiederum zu Fortschritten in der Erd- und Himmelskunde. Wissenschaften und Künste erblühten bei einzelnen Völkern und wurden von ihnen auf dem Wege des Friedens oder des Krieges zu anderen Völkern getragen.

In den letzten vier Jahrhunderten der Kulturgeschichte der Menschheit folgte dann aber eine Entdeckung und Erfindung auf die andere. Sie können hier nur kurz angedeutet werden. Die Benutzung der Magnetnadel für die Schifffahrt machte die Entdeckung des neuen Welttheiles und den Welthandel möglich. Eine neue materielle Waffe erstand für den Menschen in der Erfindung des Schieß-

pulvers und eine neue geistige in der Erfindung der Buchdruckerkunst. Mit dieser und mit den für das Wort dadurch gewonnenen Schwingen war nun erst ein lebhafterer und allgemeinerer geistiger Verkehr zwischen den Völkern der Erde ermöglicht. Die Wissenschaften gelangten durch die Benutzung der aus dem Alterthume vorhandenen Schätze zu neuer Blüthe. Am Himmel entdeckten ein Kopernikus, Keppler und Newton die richtige Stellung unserer Erde und die Gesetze, nach welchen Planeten um Sonnen und Sonnen um Sonnen kreisen.

Andererseits gaben der Welthandel und die Vermehrung der edlen Metalle dem Gewerbefleiß einen nie geahnten Aufschwung in den Fabriken, namentlich seit im gegenwärtigen Jahrhundert die Dampfkraft und in gleichem Maßstabe die Fortschritte in den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaft fördernd hinzutraten, der Bergbau auf Eisen und Kohlen immer mehr an Ausdehnung gewann und durch Dampfschiffe und Eisenbahnen, Telegraphen und die neueste Erfindung — das Telephon und Mikrophon — Raum und Zeit nur noch als Begriffe im Vergleich zu früheren Zeiten erscheinen lassen. Gelehrte durchforschten nun Länder und Völker der Erde auch da, wohin früher nur selten der Fuß eines Reisenden gedrungen war. Dem Licht entwandte man die Bilder und mit der Sonne und selbst mit den entferntesten Nebelflecken am Himmelszelt knüpfte man vermittelst des im Prisma zerlegten und durch vergrößernde Gläser beobachteten Lichtstrahles Verbindungen an, die neben den Beobachtungen der Weltkörper durch Teleskope namentlich über die Bestandtheile derselben ganz neue Aufschlüsse gaben und den menschlichen Verstand die wundervollste Harmonie des Weltgebäudes und die Größe des Schöpfers erst recht begreifen ließen.

Nicht mindere Fortschritte, wie namentlich im gegenwärtigen Jahrhundert der Verstand des Menschen im

gesamten Gebiete der Natur mit Hülfe des physikalischen und chemischen Experimentes, des Mikroskopes und des Teleskopes machte, fanden andererseits auch auf dem Gebiete des menschlichen Geistes in Sprach- und Geschichtsforschung statt. Die Forschungen über den Ursprung und die Verwandtschaft der Sprachen führten zu ganz neuen Ergebnissen und verbreiteten Licht über manche bisher dunkle Perioden in der Geschichte der Völker und des ganzen Menschengeschlechtes. Die Geschichtsforschung selbst ging mit Anwendung der kritischen Methode mehr als je an ihre Quellen zurück, die nicht allein mit Hülfe der älteren und neueren Sprachkunde in den vorhandenen Schätzen des Alterthumes mit Einschluß der Urkunden der heiligen Schrift und in den Schriftstellern des Mittelalters sowie in den immer mehr sich ordnenden und nicht wie früher sich verschließenden Archiven, sondern ebenso reich auch in der erleichterten und in Bezug auf die Vorzeit namentlich durch umfassende Ausgrabungen erweiterten Länder- und Völkerkunde selbst sich eröffneten.

Wollen wir in der Entwicklung eines Volkes von Kindes- und Mannesalter desselben, ähnlich wie beim einzelnen Menschen, sprechen, so können wir sagen, die jetzigen Kulturvölker und voran das deutsche haben ihr Mannesalter in der Wissenschaft erreicht und als seine Vertreter in den obigen drei Zweigen der Wissenschaft stehen da: Alexander von Humboldt, Wilhelm von Humboldt und Schloffer. —

Nun gelangen wir auf ein neues Gebiet des menschlichen Geistes, wo die bisher behandelte Geisteskraft, der Verstand freilich keineswegs unthätig sich verhalten darf, aber dennoch ihre irdischen Schranken anerkennt und anderen Geisteskräften theilweise das Feld einräumt. Die höheren Erkenntnisse nämlich, welche über die lediglich dem Verstande zugewiesenen Gebiete hinausgehen, also die Er-

kenntnisse, welche die Bestimmung und Aufgabe des Menschen auf Erden, die Unsterblichkeit des Menschengestes, ein künftiges, höheres Leben, Gott als Schöpfer und Lenker der natürlichen und geistigen Welt, Gott als Gesetzgeber und Richter, die von jedem Menschen empfundene Unzulänglichkeit seiner Erkenntniß und seiner Willenskraft und die daraus folgende Nothwendigkeit des Gebetes um Erleuchtung und Kräftigung, das Verlangen nach Versöhnung mit Gott im Gewissen als dessen Stimme und endlich die Sehnsucht nach völliger Wiedervereinigung mit ihm als dem Quell aller Wahrheit und Seligkeit betreffen, also nicht wissenschaftlicher sondern religiöser Natur sind, können nicht allein mittelst des Verstandes sondern sie müssen zugleich mit dem Anschauungsvermögen und am tiefsten mit dem Gefühle erfaßt d. h. geglaubt werden. Es giebt also allerdings religiöse Begriffe, aber noch mehr religiöse Anschauungen und vor allem religiöse Gefühle. Wie auf der Seite des Verstandes der Geist des Mannes im Verhältniß zu dem der Frau überwiegend ist, so findet hier beim Gefühle und namentlich bei dem religiösen Gefühle das umgekehrte Verhältniß statt, und wie die Mutter dem Kinde die erste Leibesnahrung verabreicht, so giebt sie ihm auch hier in der Erweckung der religiösen Gefühle die erste Geistesnahrung. Des Vaters Aufgabe ist dagegen, die religiösen Begriffe des Kindes von Stufe zu Stufe zu berichtigen und dasselbe endlich zum eigenen weiteren Nachdenken hinzuführen. Denn das Gefühl, an sich immer richtig und gewiß, wenn es rein ist, würde eben wegen des Zwiespaltes im Menschenherzen auf religiösem Gebiete theilweise zu irrigen Anschauungen gelangen, wenn die Leuchte des Verstandes nicht daneben stände, wenn die Schwerteschärfe desselben den Nebel, der das Licht der Wahrheit öfter umhüllt, nicht zertheilte. Und diese Arbeit, diese Anstrengung des Ver-

standes soll dem Menschen nach Gottes weiser Fügung hier bei den höheren Erkenntnissen ebenso wenig erspart werden, wie auf den dem Verstande allein überwiesenen Gebieten. Denn wäre dem nicht so, wären wir sofort ohne solche Geistesarbeit über jene höchsten, wichtigsten Fragen unterrichtet, so fehlte es uns an dem Ideale des Wahren, mit diesem Ziele aber auch an dem Streben nach Erkenntniß der Wahrheit und damit wiederum an einem Hauptmittel unserer sittlichen Veredlung während unserer irdischen Pilgerfahrt nach dem Heimathlande, welches wir als Kinderseelen, als Keime, die Gott selbst in seinen Erdengarten pflanzte, am Morgen unseres hiesigen Lebens verließen und wohin wir am Abend desselben mit den Früchten des Sommers und Herbstes wieder heimkehren sollen.

Wie stellt sich nun aber seinerseits der von Natur vorsichtige, überall mit seiner Schärfe eindringende, keinesweges deshalb aber nur zersekende, zerstörende und niederreißende, sondern unparteiisch auch ebenso wohl vereinigende, erhaltende und aufbauende Verstand den religiösen Anschauungen und Gefühlen gegenüber?

Zunächst ist seine Stellung hier wie überall eine prüfende. Er untersucht also vor allem, ob das von Phantasie und Gefühl als wahr Angenommene seinem — des Verstandes — Gebiete angehört und hier die Schneide seines Schwertes vertragen kann. Auf diesem Gebiete genügt ihm kein Glauben sondern nur Wissen. Er scheidet von ihm deshalb Alles aus, was man ihn glauben machen will, was er aber besser weiß. Alle ächte Wissenschaft ist kritisch, alle ächte Religion kann diese Beleuchtung aber auch vertragen. Denn der Verstand ist andererseits auch gerecht. Er leugnet gar nicht, daß es außer seinem Gebiete des Wissens auch ein ihm zur Zeit noch theilweise verschlossenes und nur in höheren Entwicklungs-

stufen nach dem Erdenleben seiner Erkenntniß sich völlig eröffnendes Gebiet des Glaubens giebt. Er erkennt an, daß er auf diesem Gebiete wenn nicht weniger, doch keinesfalls mehr als die beiden anderen hier eintretenden Kräfte des einen, untheilbaren Geistes zu sagen hat. Wahre Wissenschaft ist daher sowohl dem Aberglauben als dem Unglauben abhold.

Um nun nach Aufstellung dieser Grundsätze über das gegenseitige Verhältniß von Wissenschaft und Religion überhaupt die bestimmten einzelnen Religionen, wie sie sich in der Geschichte der Menschheit fortschreitend und zusammenhängend als Religionsgeschichte entwickelten, mit Benutzung der obigen Grundsätze in der Kürze hier noch zu prüfen und dann am Ende dieser Prüfung zu der Frage zu gelangen, wie beide, Wissenschaft und Religion sich jetzt in der Gegenwart zu einander zu stellen haben, so verwirft zunächst die besser erleuchtete Wissenschaft diejenigen religiösen Vorstellungen der meisten alten Völker des Orients, wonach, wenn auch ursprünglich den Sinnbildern geistige Vorstellungen zu Grunde lagen, bei späterer Verdunkelung der letzteren doch die Natur selbst: das belebende Licht der Sonne und der die Nächte erhellende Mond, der fruchtbare Schooß der sich jährlich verjüngenden Erde, das bald schmeichelnd einladende, bald in wilden Wogen aufgeregte Meer, das Feuer in Gestalt des Blitzes und des ihm nachfolgenden Donners, der bald in heiterer Bläue lachende bald sein Antlitz in finstere Wolken hüllende und dann mit Regen die Erde befruchtende Himmel, als Gottheiten verehrt, oder wonach statt dieser unorganischen Natur Thiere, wie namentlich der Stier als das Sinnbild der Fruchtbarkeit im alten Aegypten oder, wie bei den Griechen, der Mensch selbst, in seiner körperlichen und geistigen Schönheit zum Ideal erhoben, vergöttert wurden. Der Verstand kann auch nicht damit übereinstimmen, wenn in

der Staatsreligion der alten Römer aus dem, wahrscheinlich öfters mit einem frommen Betruge der Priester verbundenen Fluge der Vögel oder wenn bei den alten Germanen aus dem Wiehern der Rosse der glückliche oder unglückliche Ausgang eines staatlichen Unternehmens, namentlich einer Schlacht gegen den Feind, geweissagt wurde. Aber der Verstand erhebt andererseits keinen Einspruch, sondern er billigt es sogar, wenn der Mensch von Erscheinungen in der Natur und im menschlichen Geiste, von dem Leben des einzelnen Menschen und der Geschichte ganzer Völker auf einen Schöpfer des Weltalls und auf einen Lenker des geistigen Reiches, also zum religiösen Begriff von Gott hingeleitet wird, oder wenn er in der Natur das Kleid der Gottheit, in dem Menschen und der ganzen Menschheit das Abbild Gottes, in der Naturordnung die höhere Ordnung der sittlichen Welt anschauet; wenn er ferner, obwohl Gott „nicht wohnet in Tempeln, von Händen gemacht“, dennoch ihm solche Wohnungen errichtet und äußerlich und innerlich mit dem Besten, was menschliche Kunst zu geben vermag, ausschmückt oder wenn er, wie namentlich der deutsche Volksstamm vom hohen Walde, als einem natürlichen Tempel Gottes, wie früher so noch jetzt „angemuthet“ oder wenn ein anderes Volk mit hervortretender musikalischer Anlage durch Töne des Gesanges und der musikalischen Instrumente in höhere Regionen geistig versetzt wird.

Ebenso stimmt der Verstand den ihm verbrüdernten Geisteskräften völlig bei, wenn nach den Ansichten der als Geistesreligion in der alten Welt im Gegensatz zu den Naturreligionen der übrigen Völker einzig dastehenden jüdischen Religion Gott sich dem inneren Auge und Ohre des Menschen durch Gesichte und Träume oder durch seine Boten offenbart oder wenn er durch den Mund der Propheten warnend, strafend, verkündend zu dem Volke spricht.

Denn noch jetzt fährt oft erhellend ein Blitz plötzlich durch die Nacht des Menschen, besonders dann, wenn er die eigentliche Aufgabe des Lebens versäumt, seine Zeit und Kraft im Sinnenrausch vergeudet. Noch jetzt ertönt nicht selten eine erschütternde Donnerstimme vor dem inneren Ohr des Menschen, wenn er gegen Gottes Willen und Gebot handelt. Noch jetzt nahet sich andererseits nach einem Sturm im Menschengemüthe gleich dem sanften Säuseln des Windes der göttliche Geist wie beim Propheten Elias. Noch jetzt läßt Gott einen geistigen Quell aus Felsen entspringen und geistiges Manna vom Himmel auf ein Volk herabfallen, wenn es, zu lange an materielle Genüsse gewöhnt, sich während der Prüfungen, die ihm auferlegt worden, nach den Fleischtöpfen Aegyptens zurücksehnt.

Dagegen erkennt der Verstand in Uebereinstimmung mit jenen Führern und Sehern des jüdischen Volkes und mit den letzteren als Verkündigern einer neuen Religion der inneren Heiligung und Versöhnung der Menschen mit Gott, so wie in Uebereinstimmung mit dieser Religion selbst die jüdischen Opfer und Gebräuche nicht als Wege an, die zu Gott führen.

Endlich kämpft der Verstand unparteiischer Weise selbst gegen den Unglauben seiner Weisen, wenn ein Theil dieser jene höhere Erkenntniß, die nicht ausschließlich ihres Amtes ist, mit der Wissenschaft überhaupt bestreiten will, welche alsdann der wahren Religion gegenüber ebenso als Aberglaube erscheint, wie die mit Irrthum behaftete Religion der Wissenschaft gegenüber als Aberglaube. Dahin gehört unter den philosophischen Systemen des Alterthums und der Neuzeit der Materialismus und der Pantheismus, jener überhaupt nur natürliche Stoffe und Kräfte, den Geist aber als ein Erzeugniß derselben, keinen Gott sondern nur eine mechanische Weltordnung,

keine höhere Hand sondern nur den Zufall als waltende Macht annehmend, dieser den Geist nur in und mit der Natur, aber nicht zugleich als Urgrund außer und über ihr anerkennend, Gott und Welt, Schöpfer und Geschöpf also für ein und dasselbe erachtend.

In derselben Weise, wie ächte Wissenschaft sich den alten Religionen gegenüber theils zerstörend, theils erhaltend, aber immer prüfend verhält, so ist sie nun auch der christlichen, als der einzig wahren, aber von ihrem Ursprunge an mannigfach umhüllten und in ihrer ganzen Hoheit und Klarheit einer wie in ihrer Macht und Bedeutung andererseits erst noch zu entfaltenden Religion eine solche Stellung schuldig, zu dieser aber auch berechtigt und berufen. Der innere Kern dieser Religion der Liebe ist freilich unzerstörbar, ein Fels, worauf ewig die Kirche gebaut werden muß. Aber dieser Kern wurde schon zur Zeit der Apostel deren und des Volkes Begriffsvermögen in mannigfachen Umkleidungen absichtlich von Christo selbst angepaßt, später aber gegen dessen Absicht mit Judenthum und Heidenthum von herrschsüchtigen Priestern und Fürsten in seiner ursprünglichen Einfachheit fast unkenntlich gemacht, und erst die wiederaufblühende Wissenschaft und der Mannesmuth eines Augustinermönches riß dieses künstliche Gebäude ein, welches sich noch Christenthum nannte, obgleich Christo selbst doch die Engelschaaren erst von da an zu Gebote standen als er den Dämonen der Hab- und Herrsch- und Ruhmsucht widerstanden hatte.

Luther hatte es in und an sich erlebt, daß der der Versöhnung mit Gott bedürftige Mensch dahin nicht durch äußere Werke, wie sie früher die jüdische und später die römische Priesterschaft ihm auferlegte, sondern nur durch die gläubige Zuversicht zu der Gnade Gottes sowie durch innere Heiligung und ferner nicht durch die Vermittelung eines Menschen, und säße er auf Petri Stuhl, sondern nur

durch Christus selbst als den einzigen Vermittler zwischen Gott und den Menschen geführt werden könne. Um diese Erfahrung, die Luther an der Hand der heiligen Urkunden unserer Religion an sich selbst gemacht hatte, auch für Andere fruchtbar zu machen, übersezte er die Bibel und eröffnete damit auch dem Laien wiederum diese ewig fließende Quelle aller wahren Religion, welche der Klerus aber aus demselben Grunde, wie früher die heidnische Priesterschaft ihre Geheimnisse, dem Volke verschlossen hatte. Leider, aber aus sich leicht erklärenden inneren und äußeren Gründen, gerieth das Werk der Reformation der christlichen Kirche bald wieder ins Stocken, und die protestantische Kirche selbst verfiel, ebenfalls durch die aller Religion immer verderblich gewesenen Dämonen der Herrsch- und Habsucht in den Fehler, den sie bei der katholischen Kirche bekämpft hatte. Auch sie schloß den Geist wieder in den Buchstaben ein. Erst dem blühenden Geisteszwerte eines Lessing und dem Vertreter deutscher Gründlichkeit des Wissens und kategorischer Strenge des Gewissens, Kant, war es im leztverflossenen Jahrhundert vorbehalten, den Geist von neuem zu befreien. Zu diesen beiden Leitsternen am geistigen Himmel wird alle deutsche Wissenschaft auf diesem Gebiete, wenn sie auch seither nach einer und der andern Seite vom richtigen Wege abgezogen worden ist und noch jetzt abgezogen wird, immer zurückkehren müssen. Die äußere Einkleidung einer reinen Geistesreligion werde als solche endlich vollständig erkannt von jedem, der vom Kinde zum Manne gereift ist und statt der Milch eine kräftigere Nahrung verlangt. Auch der Wein, der in Gottes Wort enthalten ist, soll dem Volke nicht versagt werden, wie die katholische Kirche den Kelch dem Klerus ausschließlich vorbehält, und in diesen Geist des ihn gleich einer Schale umhüllenden Buchstaben wird auch der Saie immer tiefer eindringen, wenn es ihm Ernst ist, das göttliche Wort

mit Verständniß aufzunehmen und zu bewahren in einem guten Herzen.

Die Bibel ist ein Religionsbuch und noch mehr, sie ist ein Buch der Religionsgeschichte vom einfachen aber bereits den Kern der späteren Entwicklung in sich enthaltenden Gottesglauben eines Abraham bis zu dem als künftigen Tag von ihm erschaueten neuen Stern, der in Bethlehäm als das Licht der geistigen Welt aufging, und wie das Menschengeschlecht, wie wir vorher sahen, seine Kultur und seine Sprache fortschreitend entwickelte, so geschah es auch auf diesem wichtigsten, höchsten Gebiete. Auch die Religion entwickelte sich zu einer Religion des Geistes und der Wahrheit und soll auf diesem Grunde sich fort und fort entwickeln, und aus dem Senfkorn soll nach Gottes Rathschluß ein Baum erwachsen, unter dem die Nationen der Erde wohnen werden.

Die Bibel ist, auch im Verhältniß zu den theilweise älteren Religionsbüchern anderer Völker, deren Verständniß uns die neuere Wissenschaft erschlossen hat, und trotz der schönen und tiefen Gedanken, welche in den indischen Vedas und in dem Zendavesta, dem Religionsbuche Irans, enthalten sind — „das Buch der Bücher“. Nie wird es Menschen gelingen, in Bezug auf des Menschen Geist und auf des Menschen Herz nach seiner ganzen Höhe und Tiefe etwas Besseres zu bieten, als was dort gegeben ist für jeden, der ein inneres Auge und Ohr dafür hat. Wer auf dem Gebiete der Erfahrungs-Seelenlehre nach dem leitenden Faden sucht, wer das Leben und Weben des Menschengeistes in seinem tiefsten Grunde kennen lernen und mit diesem Lichte der Erkenntniß die oft dunklen Pfade des Menschenlebens erleuchten will, der forsche in der heiligen Schrift. Sie wird ihm über alle Räthsel und Fragen seines eigenen Herzens zuverlässige Auskunft geben und den Zusammenhang des geistigen Reiches, von dem

der einzelne Mensch ein Glied ist, klar vor Augen legen.

Noch mehr. Wer den inneren Gang der Geschichte der Menschheit, der oft sehr verschieden ist von den augenblicklichen Erfolgen und Nichterfolgen der äußeren Geschichte, kennen lernen, wer die göttlichen Rathschlüsse verfolgen will, wobei es für das blöde Menschenauge nicht selten heißt: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege,“ der forsche in der heiligen Schrift. „Harre des Herrn. Sei getrost und unverzagt und harre des Herrn.“ Das Gotteswort ist der feste Anker für das einzelne Menschenherz wie für ein ganzes Volk, wenn auf stürmischer See die Lebenswogen hochgehen.

Aber die Bibel ist kein Buch, welches etwa den Fortschritten der übrigen Wissenschaften, mögen sie nun die Erde um und unter uns oder die Sterne über uns betreffen, Zwang anlegen will. Diese Dinge sahen die gotterleuchteten Männer, welche uns jene Schriften hinterließen, so an, wie es nach dem damaligen Stande der Wissenschaft möglich war. Aber selbst hier weisen sie von der Natur hin auf den Geist, von dem Geschöpf auf den Schöpfer, und dieser Gedanke findet in der jetzigen Wissenschaft nicht nur keinen Widerspruch, sondern was damals die Ansichten über die Schöpfung der Erde und des Himmels und über die Lenkung der Gestirne, wenn auch mit der Begeisterung und in den großartigen Bildern des neunzehnten Psalmes, doch nur für einen verhältnißmäßig engen Gesichtskreis ahnen und preisend verkündigen konnten, das verkünden jetzt mit Gewißheit und preisen laut für Erd' und Himmel und Himmelsheere jene königlichen Wissenschaften — die Größe und Weisheit des Schöpfers. Und hier ist der Verstand des Menschen, und namentlich die Naturwissenschaft, jetzt aufbauend auch auf religiösem Gebiete. Die Natur ist auch hier nur „Gleichniß“.

Damit wären diejenigen Gebiete des geistigen Lebens dargestellt, worauf der Verstand entweder der alleinige Herrscher ist, oder wenigstens sein Schwert mit in die Wagschale wirft. Dieser, der Krone unter den Kräften des menschlichen Geistes gewidmete Theil der Darstellung der menschlichen Geisteswerkzeuge und Geisteswerke ist etwas ausführlich geworden. Die Besprechung der übrigen Geisteskräfte kann verhältnißmäßig kürzer gefaßt werden. —

Das Anschauungsvermögen zunächst oder die Phantasie des menschlichen Geistes findet sich in einigem Grade auch beim Thiere als sog. Instinct, wie bereits oben erwähnt, und wird gleich dem Gedächtniß bei einigen Thierklassen, namentlich durch den außerordentlich starken Sinn des Geruches unterstützt. Es wurde schon wiederholt daran erinnert, daß unsere alten Vorfahren dem edlen Rosse die Gabe der Weissagung beilegten — eine Ansicht, die mit dieser Seelenanlage zusammenhängt.

Man könnte diese Geisteskraft auch wohl das innere Auge nennen, das sich mit den äußeren Wahrnehmungen und den daran vom Verstande geknüpften Schlußforderungen nicht begnügt, sondern eben vermöge dieses „innen“ bildenden Sinnes neue Gedankenfolgen erzeugt. Oft fehlt es hierbei sogar, wenigstens scheinbar, an aller äußeren Veranlassung. Umgekehrt geht nicht selten die innere Erscheinung der äußeren voran. Wie oft ereignet es sich im gewöhnlichen Leben, daß man einen ankommenden Freund mit den Worten begrüßt: „Siehe, eben habe ich an dich gedacht,“ oder: „eben noch haben wir von dir gesprochen.“ Wir nennen das: Ahnung. Ahnen heißt seiner ursprünglichen Bedeutung nach: Hauchen. Ahnung ist eine geistige Anhauchung, eine Vorempfindung. Der Geist des ankommenden Freundes ist gleichsam dem Körper vorangeeilt und hat dich geistig begrüßt in demselben Augenblicke, als du seiner vor der leiblichen Begegnung gedachtest. Wenn

der Todesengel einen Menschen, der bisher noch sicher auf ein langes Leben gehofft und deshalb jede Gefahr verachtet hatte, plötzlich anhaucht, so sagt man, er hat eine Todesahnung. Bei einigen Völkern, namentlich wird es von dem schottischen Volke erzählt, und bei einigen Berufsarten, die den Menschen veranlassen, viel einsam in und mit der Natur zu verkehren, findet man dieses Ahnen oder diese innere Sehergabe unter der Bezeichnung des „zweiten Gesichtes“. Auch die „Traumgesichte“ im halben Schlafe oder Schlummer — die lateinische Sprache hat für beide dasselbe Wort: somnium und somnus — gehören hierher. Ja, Ahnen ist im weitesten Sinne vielleicht nur Erinnern. Das ganze Menschenleben liegt ja unentfaltet bereits in dem Keime, der sich in Raum und Zeit allmählich entwickelt. Schön ist dieser Gedanke in einer Dichtung Sallet's: „Die erwachte Rose“ ausgedrückt:

„Die Knospe träumte vom Sonnenschein,
Vom Rauschen der Blätter im grünen Hain,
Von der Quelle melodischem Wogenfall,
Von süßen Tönen der Nachtigall,
Und von den Lüften, die kosen und schaukeln
Und von den Düften, die schmeicheln und gaukeln.
Und als die Knospe zur Ros' erwacht,
Da hat sie mild durch Thränen gelacht,
Und hat geschaut und hat gelauscht,
Wie's leuchtet und klingt, wie's duftet und rauscht.
Als all ihr Träumen nun wurde wahr,
Da hat sie vor süßem Staunen gebebt,
Und leis' geflüstert: „Ist mir's doch gar
Als hätt' ich das Alles schon einmal erlebt.“ —

Während der Verstand berufen ist, alles durch äußere und innere Anschauung ihm Vorgelegte zu prüfen, ist die Phantasie unter Beihülfe des Gefühles und unter Aufsicht des Verstandes die eigentlich schöpferische, gestaltende Kraft des Geistes, die in der Kunst das Ideal des Schönen zu erreichen strebt und die den Künstler

in seiner höchsten, in seiner heiligen Bedeutung zu einem Priester der Gottheit, den Dichter zu einem göttlichen Seher erhebt, zu einem Könige, den Königen der Erde ebenbürtig, oder noch darüber im Reiche des Geistes stehend.

Solch' eine Stellung im erhabensten Sinne nahmen die Seher oder Propheten des alten Bundes ein, deren Blick, die Ereignisse im einzelnen Menschenleben und die Weltbegebenheiten in ihrem inneren Zusammenhange überschauend, das Wesen von dem Scheine der Dinge unterscheidend, im Dienste Gottes den Schleier der fernen Zukunft durchdrang. Solche Seher sind aber auch die Dichter in dem Sinne, daß sie ihr Geistesauge über die Schranken von Raum und Zeit erhebend, in dem Irdischvergänglichen das Bild des Ewiggeistigen, im Menschengeiste die dem göttlichen Geiste entstammenden Ideale des Wahren, Schönen und Guten, über Natur und Menschengeist und Menschheitsgeschichte aber die lenkende, richtende und versöhnende Hand eines höheren Herrschers erkennen und diese Erkenntniß in Schöpfungen ihrer Phantasie uns zur Anschauung bringen. Goethe, Schiller und Shakespeare sind die Hauptvertreter der Dichtkunst nach diesen hier angedeuteten drei Seiten, und Dante umfaßte sie alle drei in seiner „göttlichen Komödie“. Der Sänger aber, bei dessen Harfe die Saiten eines deutschen Herzens am reinsten mitklingen, ist Uhland. „Des Knaben Verglied“, „das Schloß am Meere“, des Sängers Fluch“ sind ächte Perlen deutscher Dichtkunst, und „Schäfers Sonntaglied“ und „der Wirthin Töchterlein“ sind zu unseren schönsten Volksliedern zu rechnen.

Als ein König aber fühlte sich Goethe, wenn er sang:

— — — — —
„Die gold'ne Kette gieb mir nicht,
Die Kette gieb den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern;

Gieb sie dem Kanzler, den du hast
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

Ich singe wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnt;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins,
Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen.

Er setzt' ihn an — er trank ihn aus.
O Trank voll süßer Labe! —
O wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe! —
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke."

Nicht die goldene Kette und — selbst nicht die Krone
des Königs hätte der Sänger angenommen, dessen Herz
frei und glücklich sich fühlte wie der Vogel im Walde. Nur
der „beste Wein“ im „puren Golde“ war würdig
seines Geistes, gegossen in die schönste Form. Aber
„danket Gott“ für alles Gute, das euch begegnet. Der
wahre Dichter, im Dienste Gottes stehend, giebt auch „ihm
allein die Ehre“.

Ja, der wahre Dichter wie der wahre Künstler über-
haupt, mag er nun Bilder, die sein inneres Auge erschauet,
statt wie jener vermittelt des gesprochenen oder geschriebenen
Wortes, in Stein und Erz oder in Licht und Schatten und
Farben, oder in erhabenen Werken der Baukunst uns dar-
stellen, oder mag er endlich in Tönen, die sein geistiges
Ohr vernimmt, seine Gebilde erschaffen und uns vermittelt
dieser göttlichsten der Künste in Regionen erheben, für
welche die übrigen Schwestern keinen Ausdruck mehr finden
— steht im Dienste der Gottheit. Ihm wird von oben
gegeben, was kein Nachdenken des Verstandes ersinnen

kann. Sein Beruf ist ein geweihter, und wehe ihm, wenn er dies verkennend, seine Gottesgabe zu irdischen oder wohl gar zu verwerflichen Zwecken mißbraucht.

Die wahre Kunst begnügt sich deshalb auch niemals mit der bloßen Nachbildung der Natur, mag die Darstellung nun Felsgipfel und Seen oder den Wald und die Flur im frischen Grün des Frühlings wie im bunten Farbenschmuck des Herbstes, oder mag sie die verschiedenen Formen der Thierwelt oder endlich die schöne Menschengestalt und das noch schönere Menschenantlitz betreffen. Die Bilder und Formen der Natur sollen die schöpferische Kraft des Menschengeistes nur anregen, aber geistig edler und erhabener soll das Ideal, das Vorbild sein, welches dem Künstler bei seinen Schöpfungen vor dem Seherauge steht. So giebt unser Schiller in seinem „Wilhelm Tell“, obwohl er die Schweiz mit leiblichem Auge nie gesehen hatte, uns ein Bild der großartigen Alpennatur und des ganzen Lebens auf jenen Bergen, an jenen Seen, treuer, möchte man sagen, wie die Natur selbst, wenigstens für den, der sie im Geiste nicht aufzufassen vermag. So schildert uns Jean Paul im „Titan“ die Borromäischen Inseln mit allen Reizen des Südens schöner als die Natur in dem „Lande“ ist, von dem das schönste Bild Goethe's Meisterhand in Mignon's Liede als vor ihrem sehnsüchtigen Blicke schwebend mit ein paar Strichen entwirft. So holte Phidias das geistige Vorbild zu seinem Zeus aus dem Olymp, Raphael seine Sixtinische Madonna aus ihrer himmlischen Heimath. In der Natur das Geistige, im Menschen das Göttliche erkennend, verklärt der Genius des Künstlers beide im Lichte idealer Schönheit, und über dem Weltgebäude als natürlichem Tempel Gottes einen noch herrlicheren Tempel im Reiche des Geistes erschauend, faßt ein auf diese Stufe der religiösen Bildung gelangtes Volk sein ganzes religiöses Bewußtsein, sein geistiges Leben diesseits und

sein höher zu entwickelndes Leben jenseits des Todes in seinen erhabensten Kirchenbauten zusammen, in diesen Gotteshäusern zugleich allen Kunstschwestern, und namentlich auch den erhabensten Schöpfungen der Tonkunst Raum und Geltung verschaffend. —

Nun gelangen wir weiter zu einer Seite oder Kraft des Menschengeistes, wo derselbe auch im religiösen Gebiete seine ganze Tiefe und Höhe hat, zu dem Gefühlsvermögen. Wenn man den Verstand mit dem Lichte vergleichen will, so könnte man das Gefühl als Wärme des Menschengeistes oder des Menschenherzens, wie man hier gewöhnlich sagt, bezeichnen. Einzelne Gefühle des Menschen — von den allgemeinen der Freude und des Schmerzes abgesehen — finden sich auch beim Thiere oft in hohem Grade. Von der Dankbarkeit der Thiere hat man ja mancherlei rührende Erzählungen.

Aber die höheren, aus Freude und Schmerz oft gemischten Gefühle, die süße Wehmuth und die stille Sehnsucht, das innige Mitgefühl mit Anderer Freud' und Leid, die über das Grab dauernde Liebe und Freundschaft und die höchsten Gefühle: die alle Menschen umfassende Bruderliebe und die Gottesliebe — sie sind größtentheils dem Menschengeiste ausschließlich eigen und weisen gleich dem Verstande des Menschen auf dessen höheren Ursprung hin, auf den unerschöpflichen Brunnen aller Liebe — auf Gott.

Wie schon oben erwähnt, hat hinsichtlich des Gefühls der weibliche Geist das Uebergewicht im Verhältniß zum männlichen. Das Gefühl vertritt und übertrifft beim Weibe in dem sog. Tact nicht selten den Verstand des Mannes. Vom Gemüth aber unterscheidet sich das Gefühl insofern, als ersteres vorzugsweise nicht so sehr die geistige als die sinnliche Anlage des Menschen, seine guten und schlechten Neigungen bezeichnet, welche allerdings zunächst auf das Gefühl einwirken und diesem oft zu Hülfe, ebenso oft aber

auch damit in Widerstreit kommen. Man gebraucht jedoch den Ausdruck: Gemüth im gewöhnlichen Leben allerdings auch für beides zusammen, das Gemüth in dem obigen engern Sinne und das Gefühl, und bedient sich dann des Wortes: Gemüth abwechselnd und gleichbedeutend mit: Herz. Aus einer Verbindung des Herzens oder Gemüths in diesem weitern Sinne einer mit dem Verstande andererseits — einer geistigen Ehe, welche die alten Völker nicht kannten und die auch unter den jetzigen nur einigen eigen ist — entspringt für die gesellige Unterhaltung sowohl als für den einen gleichen Zweck verfolgenden Zweig der Literatur ein liebliches, reizendes Kind, die heitere Laune oder der Humor. Die Alten kannten als „attisches Salz“ zur Würze ihrer Unterhaltung den scharfen, schlagfertigen Witz, einen reinen Verstandesohn, den unsere lebhaften, geselligen Nachbarn jenseits des Rheins, durch deren ursprüngliche Liebenswürdigkeit und Höflichkeit gemildert, in ihrem dem elektrischen Funken zu vergleichenden esprit und in ihren calembours vorzugsweise besitzen. Ein Sokrates bediente sich seiner Geistesüberlegenheit den Sophisten gegenüber, ihrer Scheinweisheit spottend, auch wohl scheinbar ihren Ansichten mit einem feinen Lächeln um den Mund sich anschließend, in der Form der Ironie. Die Römer kannten die heißende Satyre, womit die Laster und Schwächen der Zeitgenossen gegeißelt wurden. Aber die gemüthliche Laune — mit dem sichern Schatz einer höhern idealen Welt im Herzen den Menschen hienieden nehmend, wie er ist, mit seinen guten und schlechten Seiten, mit seiner Erde und mit seinem Himmel, sich an beiden ergötzend, über Andere und über sich selbst scherzend, aber nie verlegend, mit Auge und Mund lachend und doch im Herzen weinend — dieses holde Geisteskind besitzen in ihrem Leben und in ihrer Literatur vor allen zwei und noch dazu demselben, dem germanischen Stamme angehörige

Nationen — die deutsche und die englische. Welches deutsche Herz hätte bei Jean Paul's oder neuerdings bei Hackländer's, Ludwig Steub's und vor allem Fritz Reuter's hierher gehörigen Geistesproducten und bei Vorking's komischen Opern nicht zugleich gelacht und geweint? Wer kann sich aber auch in dieser Beziehung dem Altmeister Shakespeare als ebenbürtig an die Seite stellen? Wer kann ferner von des Lebens Freud' und Leid, nach seinem ganzen Umfange und nach seiner ganzen Tiefe, auf einen so kleinen Raum der Erde und auf eine so eng anschließende, anmuthige Form der Darstellung beschränkt, im verklärenden Gewande des Humors ein so liebliches Bild vor unsere Augen stellen, als Goldsmith in seinem „Pfarrer von Wakefield“ es thut? Die Geistes söhne dieses Humoristen waren in unsern Tagen Thackeray und vor allem Dickens, der Verfasser der „Pickwickier“.

Wir kommen nach dieser hier nothwendigen Abschweifung nun zu dem Gefühle an sich, ohne Zuthat des Verstandes einer- und des „Bluts“ andererseits wieder zurück. Zunächst ist hier einer für uns selbst oft unklaren Seite des Gefühls zu erwähnen, die wir ähnlich der chemischen Verwandtschaft in der natürlichen Welt als eine geistige Verwandtschaft bezeichnen können und die sich ähnlich wie dort in unwillkürlichen Zu- und Abneigungen äußert. Dieses Gefühl nähert uns solchen verwandten Geistern, durch welche unsere geistige Entwicklung, unser geistiges Wohlsein gefördert wird. Wir fühlen uns zu Menschen hingezogen und andererseits wieder von Menschen abgestoßen, ohne daß wir uns über das eine und das andere genauere Rechenschaft zu geben vermögen. Wir sagen von Freunden, von einem jungen Brautpaare: „Die sind Geistesverwandte. Es ist ein schönes Verhältniß, eine glückliche Wahl. Sie sind wie für einander geschaffen.“ Und wo diese geistige Verwandtschaft nicht vorhanden war,

der Bund der Freundschaft oder Liebe also nicht im Geiste, oder wie wir für diesen Bund zweier Herzen uns gewöhnlich ausdrücken, „im Himmel“ geschlossen wurde, da können wir allerdings das Gegentheil behaupten. Wir sehen nicht selten eine solche geistige Verwandtschaft in den verschiedenen Beziehungen des Familienlebens, so daß eine Familie von einem Geiste beseelt sein kann; wir sehen sie bei ganzen Völkerfamilien. Sie liegt auch bei der Heimaths- und bei der Vaterlandsliebe zu Grunde. Eine solche Verwandtschaft, und zwar nicht allein auf der äußern Wahl beruhend, hat die Glieder der italienischen Volksfamilie wieder zusammengeführt. Eine solche innere Wahlverwandtschaft hat in neuester Zeit auch Deutschlands Volksstämme geeinigt trotz und sogar in Folge des vom bösen Feinde gesäeten Samens der Zwietracht.

Die ganze Tiefe und Höhe des Gefühlsvermögens des Menschen nehmen aber dessen religiöse und die damit in Verbindung stehenden sittlichen oder moralischen Gefühle ein. In dem Gefühl für Recht und Unrecht oder in dem Gewissen spricht Gott selbst zu dem inneren Ohr des Menschen, und wie dieser auf der Seite des Verstandes das Ideal des Wahren, auf der Seite der Phantasie das Ideal des Schönen, so hat er hier beim Gefühl das Ideal des Guten, Edlen zu erstreben, zum Zielpunkte für seine Willenskraft zu machen. Gott aber selbst als die höchste Güte und Liebe ist das Ziel, bei dem der Mensch nach allen Läuterungen seines Herzens anlangen soll. „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst und Gott über Alles“ ist das Gesetz, welches in sein Herz eingeschrieben, durch Gottes Liebe aber auch auf einem andern Wege ihm offenbart worden. Dennoch war, wenn die heilige Schrift auch überall auf diese Gottesstimme als Religionsquelle hinweist, letztere lange Zeit hindurch in Folge dogmatischer Streitigkeiten für die Buchstaben-Christen getrübt und fast verloren

worden, und erst Schleiermacher kann man als den Wiederentdecker der Religion in dem Gefühle der unbedingten Abhängigkeit des einzelnen Menschen wie des Weltganzen von einer höheren erschaffenden und lenkenden Macht bezeichnen. Dieser seltene, das tiefste, schon von früher Jugend an gepflegte religiöse Gefühl mit dem klarsten, am Studium des Plato genährten Verstande verbindende Geist, dem neben dem Blicke seiner Gedanken auch das Donnerwort seiner Beredsamkeit zu Gebote stand, bildet ohne Frage in der Geschichte der christlichen Religion für die neuere Zeit einen Ausgangspunkt ihrer ferneren Entwicklung.

Für den Ausdruck des Gefühls kommt neben der Geberde im weiteren Sinne, wovon wir weiter unten sprechen wollen, vorzugsweise die menschliche Stimme in Betracht, und zwar ist hier nicht so sehr das gesprochene Wort als die Art wie es gesprochen wird, von Wichtigkeit. Nur wenn dem Lichte des Geistes dessen Wärme hinzutritt, hat das Wort seine, in das geistige Ohr des Anderen eindringende, überwältigende Kraft. „Nur was vom Herzen kommt, geht auch wieder zum Herzen.“ Die Stimme hat etwas durchaus Individuelles, für jeden Menschen Eigenthümliches. Sie ist, wo sie nicht verstellt wird oder verkünstelt ist, die Aeußerung des ganzen Menschen. „An der Stimme habe ich dich erkannt“, sagen wir, wenn wir jemanden wieder erkennen, dessen äußere Erscheinung uns aus dem Gedächtniß gekommen war oder sich im Lauf der Jahre verändert hatte, oder wenn wir die Nähe von jemandem bemerken, den wir mit den Augen nicht sehen. Das Kind kennt die Mutter zuerst an der Stimme, und umgekehrt die Mutter erkennt ebenso sicher unter hundert und mehr Stimmen ihres Kindes Stimme, wie das Mutterschaf die des Lammes, mag die Heerde noch so groß sein. Das Thier kann nicht sprechen, weil ihm der Verstand mangelt.

Aber ihre Gefühle, ihr Behagen, ihren Schmerz, ihr Verlangen, ihre Furcht vermögen viele Thiere durch Töne, manche, wie die Singvögel sogar durch ihre sehr liebliche, auch einem Menschenohr verständliche Stimme auszudrücken. Die lieblichste derartige Sprache führt aber der Säugling auf dem Schooße der Mutter liegend mit dieser, wenn sie mit freundlichem Auge sich über ihn neigt.

Hier beim Gefühle des Menschen kommt es daher auch mehr auf den Klang der Stimme und auf den der inneren Empfindung angemessenen Wechsel der Töne nach Höhe und Tiefe, nach Länge und Kürze, nach Stärke und Schwäche, als auf die dabei gebrauchten Worte an. Es giebt Lieder, die trotz der oder gerade durch die Einfachheit der Worte rühren. Ja, es giebt „Lieder ohne Worte“. Der Gesang ist die Sprache der Seele zur Seele. Bei einem solchen „Reden in Zungen“ versteht jeder die Gefühle des Herzens, dem sie entströmen, wenn er auch mit dem Redenden nicht dieselbe Muttersprache redet. In den Gesang kann man seine ganze Seele legen, wie der Blinde die schmerzlichen und tröstlichen Gefühle seines inneren Menschen in den Ton und in die Melodien seiner Flöte liegt. Ja, wo die gesprochenen Worte zum Ausdruck der Gefühle nicht mehr ausreichen, da tritt unter den Künsten vor allem die Tonkunst und zunächst der Gesang der menschlichen Stimme ein, einer einzigen Stimme, mehrerer Stimmen vereint. Das Wiegenlied der Mutter ist vielleicht der Ursprung des Gesanges, und ein ganzes Volk drückt seinen eigenthümlichen nationalen Geist als den Geist der auf einem heimathlichen Boden in gemeinsamer Sitte und Sprache, in gemeinsamer geschichtlicher Entwicklung erwachsenen Gesammtheit nicht tiefer und schöner aus als in der Form des Volksliedes. Gesang begleitet ein musikalisches und dabei nach Seiten des Gefühls vorzugsweise tief angelegtes Volk wie das deutsche von der

Wiege bis zum Grabe, durch Freud' und Leid des Lebens. Gesang folgt ihm in Feld und Wald, in die Werkstatt und auf die Wanderung. Gesang verschönert ihm den Frühling der Liebe und mildert ihm den Schmerz um geliebte Todte zur süßen Wehmuth. Mit Gesang zieht der deutsche Krieger in die blutige Schlacht und kehrt mit ihm heim an den friedlichen Herd. Wo hätte „Liebe über's Grab hinaus“ einen so schönen Ausdruck gefunden als in dem Volksliede, wozu Uhland's Dichtung „der Wirthin Töchterlein“ geworden? Oder wo wäre Freundestreue bis in den Tod in so schlichter, ergreifender Weise dargestellt als in dem weitem Volks- und Soldatenliede nach Uhland's „treuen Kameraden“? Und wo ist der vorüberrauschende Strom des Völkerlebens und das ganze irdische Leben als eine Wanderung in so rührend einfacher Weise geschildert als in dem Volksliede nach Kugler's Dichtung, die er als Student auf der Ruine der Rudelsburg bei Kösen in das Fremdenbuch eintrug:

„An der Saale kühlem Strande
Standen Burgen hoch und kühn.
Ihre Dächer sind zerfallen
Und der Wind streicht durch die Hallen.
Wolken ziehen d'rüber hin.

Zwar die Ritter sind verschwunden,
Nimmer tönet Speer und Schild;
Doch dem Wandersmann erscheinen
Aus bemoosten alten Steinen
Nachtgestalten zart und mild.

Driüben winken schöne Augen,
Freundlich lacht manch' rother Mund,
Und der Wandrer steht von ferne,
Schaut in blauer Augen Sterne,
Herz ist heiter und gesund. —

Doch der Wandrer muß von dannen,
Weil die Abschiedsstunde ruft,
Und er singet Abschiedslieder,
„Lebe wohl“, tönt es hernieder,
Tücher wehen durch die Luft.“

Nicht weniger ist Heine's „Loreley“ zum Volksliede geworden, das diese Perle unter den sinnigen Sagen des grünen Rheinstromes über Berg und Thal des deutschen Vaterlandes trägt. Wer aber wollte uns den deutschen Strom nehmen, seit „die Wacht am Rhein“ aus dem Volksliede eine Volksthat geworden ist und „Germania“ selbst auf schöner Waldeshöh' die „Wacht“ übernommen hat? —

Wo auch die menschliche Stimme zum vollkommenen Ausdrucke einer Tonschöpfung nicht mehr ausreichen würde, da bietet sich zu ihrer Verstärkung oder statt ihrer der Ton des musikalischen Instrumentes dar, des einzelnen für sich oder der verschiedenen, mit ihren Klangfarben den verschiedenen Gefühlen und Gemüthsstimmungen entsprechenden Instrumente im Orchester vereint. Auch hier bei den größeren Tongebilden tritt, wie bei der Stimme des Einzelnen und beim Volksliede der eigenthümliche Charakter des einzelnen Komponisten und des einzelnen Volkes, dem er angehört, hervor, und kein Volk hat trotz der etwa höheren musikalischen Anlage des italienischen Volkes, nach den verschiedenen Seiten seines Geistes sich so großer und zahlreicher Schöpfer in der Tonkunst als ihm eigen zu rühmen, wie das deutsche. Neben Mozart als Vertreter des ebensowohl zu heiterer Laune als zu ernster Betrachtung gestimmten deutschen Gemüthes, neben Beethoven, der die stürmende Gewalt und die geniale Tiefe des deutschen Geistes in seinen Tonschöpfungen uns offenbart hat, neben Bach, Händel, Haydn und Mendelssohn, die den religiösen Sinn des deutschen Volkes über Erd' und Himmel und Himmelshimmel emportragen, ist jedoch der deutsche unter unseren deutschen Tondichtern Weber. Wer hat einerseits die Liebe des Deutschen zur Natur, den süßen Zauber und Schauer namentlich, den der Wald auf ein deutsches Gemüth ausübt, wer andererseits seine Liebe zum Idealen, die sich ebensowohl durch seinen Hang zum Aben-

teuer in fremden Ländern und Meeren wie in seinem Behagen an stiller Häuslichkeit zu erkennen giebt, wer endlich aber neben den Tugenden des deutschen Volkscharakters auch dessen Schwächen in für das geistige Ohr eines Deutschen so verständlichen, ihn wie aus seiner himmlischen und irdischen Heimath zugleich anklingenden Tönen ausgedrückt, als der Lieblings-tondichter unseres Volkes? Und wo fände sich, was Ton- und Klangfarben in dem oben erwähnten Sinne betrifft, ein zweites Meisterstück wie die Overtüre zum „Freischütz“?

Den höchsten Aufschwung nimmt die Tonkunst aber zum Ausdruck für die höchsten Gefühle, die religiösen. Dieselbe wird daher unter den Kunstschwestern auch wohl als die spirituellste, göttlichste bezeichnet. Erweckend, erhebend, beruhigend, tröstend wirkt hier namentlich das gemeinsame Kirchenlied der Gemeinde sowohl, wie ein besonderer Chor geübter Sänger, und dann als Instrument die Orgel mit ihren ein ganzes Orchester an Gewalt und Ausdauer übertreffenden Tönen. Die Engel selbst im Himmel singen unserer Ahnung nach in solchen Chören und Einzelstimmen, begleitet von der Harmonie der Sphären, in einer Vollendung und Schönheit, von der unsere irdische Musik, und wären es die lieblichsten Klänge der menschlichen Stimme und die brausendsten Töne der Orgel, nur immer schwache Andeutungen enthalten. Thibaut, einer von den beiden in der Rechtswissenschaft vor einem halben Jahrhundert leuchtenden Sternen erster Größe, dem der Gesang schöner Stimmen den Ausdruck seines tiefen religiösen Gefühles vermittelte, hat deshalb in seiner kleinen Schrift über „Reinheit der Tonkunst“ nicht Unrecht, wenn er mit solcher Himmelsmusik vor dem geistigen Ohre nur die höchsten, reinsten Schöpfungen irdischer Tondichter als der Himmels-tochter würdig anerkennen wollte. —

Wir müssen nun, nachdem wir über die menschliche

Stimme und Alles, was damit zusammenhängt, als Ausdruck des Gefühles gesprochen haben, noch einmal vom Größeren zum Kleineren nach der gewöhnlichen Ansicht zurückkehren, obgleich auf geistigem Gebiete ein solcher Unterschied eigentlich nicht stattfindet, vielmehr Alles gleich wichtig erscheint.

Außer der Stimme kommt, wie oben bereits erwähnt, nämlich die Geberde für den Ausdruck des Gefühles in Betracht. Vor allem ist es aber, wie beim Verstande, so auch hier beim Gefühle, wiederum das Auge, in welches man beim Menschen recht wie in dessen geistigen Spiegel hineinschauet. „In den Augen ruht das Herz.“ Man spricht leiblich von einem blauen, von einem braunen Auge, geistig von einem klugen, von einem guten Auge. Am besten ist es, wo beide letzteren Eigenschaften zusammen vorhanden sind. Verstand und Herz befinden sich dann in ihm in glücklicher Mischung. Du fassst zu einem solchen Auge gern Zutrauen. Das Umgekehrte ist bei einem geistlosen, oder noch in höherem Grade bei einem bösen oder falschen Auge der Fall. Manche Thiere haben ein größeres, schärferes Auge als der Mensch. Dennoch drückt sich in keinem Theile des Menschenantlitzes sein göttlicher Ursprung so aus, wie im Auge. Gottes Güte und Treue blicken uns aus einem freundlichen Menschenauge nicht selten an. Noch eine Zugabe, die das menschliche Auge vor dem des Thieres voraus hat, ist die Thräne. Die Thräne ist beim Kinde das erste leise Erwachen des Geistes zum Selbstbewußtsein. Ein neugeborenes Kind schreit in den ersten Monaten vermöge seines Naturtriebes, wenn es sich hungrig oder unbehaglich fühlt, aber es weinet nicht. Wenn du einem Kinde eine Kindesbitte abschlägst, die du erfüllen dürftest und könntest, und das Kind blickt dich dann mit der Thräne im Auge an, so wird dein Geist von dem seinigen nicht selten bezwungen. Die Kindesthräne, aber auch die Thräne

im Auge des starken Mannes wirken oft mehr als ganze Ströme von Beredsamkeit.

Außer dem offenen und dem in Thränen gehüllten Auge sind ferner die Geberden und Bewegungen des Menschen im engeren Sinne der Ausdruck der Gefühle. Auf der Stirne, wo die Hoheit und schöpferische Kraft, in den Mienen um Mund und Augen, wo die Güte und Freundlichkeit des Menschen sich ausdrücken, lesen wir dessen Gedanken und Gefühle, als ständen sie dort geschrieben, nicht selten noch bevor sie ausgesprochen sind, und das ganze Menschenantlitz in seiner ursprünglichen Reinheit, wie es beim Kinde sich findet, ist der getreue Spiegel, aus dem allezeit hervorleuchtet, ob der Himmel des Geistes heiter und klar ist, ob Wolkenschatten daran vorüberziehen, oder gar Gewitter am Horizonte aufsteigen. Die Bewegungen und die Haltung des Hauptes, der niedergeschlagene Blick ersparen uns oft die Frage. Wir beugen uns, in Ehrfurcht und Demuth verstummt, vor der überwältigenden Allmacht des Schöpfers und vor der unerforschlichen Weisheit seines Waltens, und sprechen mit einem Blick zum Himmel erhoben nach Rettung aus Gefahr und Noth, auch ohne Gebet in Worten, unseren Dank aus.

Namentlich aber giebt die Hand, überhaupt ein durch die aufrechte Gestalt des menschlichen Körpers im Verhältniß zur Thierwelt bevorzugtes und auf die himmlische Heimath des Menschen, sowie auf den ihm auf seine Erdenwanderung mitgegebenen Spruch: „Bete und arbeite“ hinweisendes Glied, wie sie für den Ausdruck des Verstandes ein sehr thätiges, oft die Rede sogar ganz vertretendes Werkzeug ist, so auch bei dem Gefühle nicht selten den treuesten Ausdruck. Ein deutscher Handschlag gilt noch immer dem „Worte“ des Mannes gleich. Zur Begrüßung, zur Veröhnung reicht man sich die Hand. Der bloße Druck der Hand tritt auch ein, wo die Zunge ihren Dienst versagt,

wo das Auge sich in Thränen hüllt, aber er sagt ebensoviel. Er sagt oft mehr beim Abschiede aus dieser Welt, wenn die irdische Stimme und das leibliche Auge bereits aufgehört haben, weil das geistige Ohr schon den Harmonien einer anderen Welt lauscht, das geistige Auge den ersten Blick in die Herrlichkeiten des Jenseits thut, und jener letzte Händedruck dann sagen will: Tröstet euch, weinet nicht um mich, mir ist wohl und ihr werdet nach der kurzen Spanne Erdenzeit mit mir auch jene Harmonien hören, jene Herrlichkeiten schauen. Es ist deshalb auch ein bezeichnender Gebrauch der Hand, wenn sie der sterbende Vater, die sterbende Mutter segnend auf das Haupt ihrer Kinder legen. In der segnenden Hand berühren sich hier die Endpunkte zweier Welten. —

Wollen wir hier zum Schlusse der Erörterung über das Gefühl und dessen Ausdruck nochmals in letzterer Beziehung Stimme, Auge, Geberde und Hand zusammenfassen, so mag hier kurz noch Folgendes erwähnt werden.

Es ist schon oben bei einem Hauptvertreter der neueren Kanzelberedsamkeit erwähnt worden, daß bei dieser hauptsächlich zwei Geisteskräfte thätig werden, der Verstand und das Gefühl, neben dem Aufschwunge, den beide vermittelt der Phantasie des begeisterten Redners nehmen. Aber auch auf anderen Gebieten als dem religiösen muß die Rednerkunst ihre siegende Gewalt vor allem dem Gefühle, dem Herzen entnehmen. Anders kann der Gedanke nicht zünden, nicht gleich der elektrischen Kraft von Herz zu Herz mit Blitzeseile sich forttragen.

Ebenso muß der Bühnenkünstler im höheren Drama, das religiösen Ursprunges ist und uns das Walten der sittlichen Weltordnung durch Gebilde der Kunst aus dem Menschenleben in seiner kleineren häuslichen und bürgerlichen oder in seiner größeren geschichtlichen Bewegung darstellen soll, die der Handlung entsprechenden Gefühle durch

Stimme und Spiel auszudrücken vermögen, wenn das Bühnenstück ergreifend, reinigend, erhebend, versöhnend auf das Gemüth der Zuschauer wirken soll. Der Begründer einer solchen Schauspielkunst, welche die Wahrheit des Lebens innerhalb der Linien der Schönheit darzustellen weiß, war im vorigen Jahrhundert in England Garrick, in Deutschland Eckhof. — —

Damit wäre nun unser Wissen und Glauben, unser Denken und Fühlen nach seinen verschiedenen Beziehungen besprochen und wir gelangten zu der dritten Hauptseite des Menschengeistes, dem Wollen oder zu der Willenskraft. Diese Kraft, welcher alle anderen Geisteskräfte zur Lösung der Aufgabe des Erdenlebens nur dienen, bildet recht eigentlich den Kern und Mittelpunkt eines Menschengeistes im Gegensatz zur Natur. In der letzteren ist Alles dem Gesetze der Nothwendigkeit unterworfen, wonach auch das Thier seinen Trieben folgt. Der Mensch aber, dem der Schöpfer in der Vernunft das Vermögen zur, wenn auch nicht unbeschränkten Erkenntniß der natürlichen und geistigen Welt, und in dem Gewissen das Gefühl von Recht und Unrecht verlieh, steht unter dem Gesetze der Freiheit, dem er nach eigener Wahl folgen soll, um für eine höhere geistige Lebensstufe entwickelt, geprüft und geläutert zu werden. Das Kind hat in diesem Sinne noch keinen eigenen Willen. Es folgt seinen natürlichen Trieben und dem Willen seiner Eltern und Erzieher. Erst mit dem ganzen Gefühle seiner Selbstständigkeit, aber damit auch seiner Verantwortlichkeit, erhält der Mensch seinen freien Willen, wenn auch eine unsichtbare höhere Hand ihn väterlich hier und da wieder zurecht leitet. Die Willenskraft des Menschen wächst von Stufe zu Stufe mit seinen Fortschritten auf der Bahn der Erkenntniß und des Rechthandelns, sie schöpft in Prüfungen Stärkung an dem Urquell des Geistes und der Liebe, der für jedes verlangende

und vertrauende Menschenherz geöffnet ist, und findet in den sittlichen Verhältnissen des Menschen als Gliedes einer Familie, eines Volksstammes und der ganzen Menschheit den nöthigen Wirkungskreis, um sich zu äußern in Wort und That. Nur als sociales Wesen, nicht allein für sich, erfüllt der Mensch die Aufgabe seines Lebens. Seine Willenskraft ergänzt sich erst durch die Verbindung mit Anderen. „Eintracht macht stark.“ So kann eine Heeresabtheilung, eine ganze Armee, ein ganzes Volk eine einzige, nicht etwa nur nach der Anzahl der einzelnen Glieder, sondern eben durch die Vereinigung bei weitem über dieses bloß numerische Verhältniß gesteigerte, unwiderstehliche Willenskraft werden, vor der Burgen und Mauern umstürzen.

Bei der Verbindung mehrerer Willenskräfte ist, ähnlich wie in der natürlichen Welt, die Schwerkraft entscheidend. Jede Willenskraft, die stärkere wie die schwächere, muß nach Verhältnisse zur Geltung kommen, nicht aber etwa die letztere von der ersteren gehemmt oder ganz unterdrückt werden. Nur bei einem solchen Verhältnisse des Gleichgewichtes ist, wie in der natürlichen so auch in der geistigen Welt, Harmonie und Friede. „Was du nicht willst, daß dir geschieht, das thu' auch keinem Andern,“ das ist der Grundsatz des Christenthums für den „Frieden auf Erden“, den es als frohe Botschaft verkündete.

Jede ungerechte Beschränkung der Freiheit, namentlich aber auf Gebieten, wo der Mensch seine heiligsten Interessen besitzt, also jede Beschränkung seiner Glaubens- und Gewissensfreiheit oder der freien Meinungsäußerung, wo ihm diese die Pflicht gebietet, stimmt mit jenem christlichen Grundsatz nicht überein. Wird die Freiheit eines Volkes lange gefesselt, wird sein ureignes Wesen, der Volksgeist, lange in seiner freien Entwicklung unterdrückt, so entsteht ein geistiges Gewitter, und wehe dem, der in der Donnerstimme eines

zürnenden Volkes dann nicht Gottes Stimme erkennt. Ein solcher heiliger Zornausbruch des beleidigten Volksgeistes war der Freiheitskrieg im Anfange unseres Jahrhunderts als eine Sprengung der Banden, welche dem deutschen Volke ein fremder Despot angelegt hatte. Ebenso schmachliche Fesseln zerbrach etwa 1800 Jahre früher der an seinem innersten Lebensnerv verletzte Geist desselben Volkes dem stolzen, übermüthigen Rom gegenüber in der Schlacht am Teutoburger Walde, und wiederum in unseren Tagen mußte Frankreich und der Dämon, dem es seinen Herrschers-thron eingeräumt hatte, erfahren, was es heißt, sich einem Volke in seinem edelsten Streben nach nationaler Einigung widersehen zu wollen.

Aber den höchsten Grad erlangt die sittliche Kraft des menschlichen Geistes, wenn er vermöge derselben im Gebet mit seinem Schöpfer selbst in die unmittelbarste Verbindung tritt. Er wirkt dann, wenn es der göttliche Wille ist, nicht mit eigener, sondern mit der Kraft des höchsten Geistes als der Quelle alles geistigen Lebens, und mit Recht können wir dann sagen: „Ist Gott mit uns, wer kann wider uns sein?“ Einen solchen Beistand hatte Christus, dessen Wille mit dem seines Vaters bei völliger Uebereinstimmung ja ein und derselbe war. Solches höheren Beistandes erfreuet sich aber auch verhältnißmäßig der Mensch bei jeder guten That. —

Wollen wir aber hier bei der Willenskraft des Menschen und bei dem Gesetze der Freiheit, unter welches er gestellt ist, ähnlich wie wir es immer bisher gethan haben, auch die Völker im Verhältniß zu einander als Individuen gleich den einzelnen Menschen ansehen und sie also nur Zweigen am Baume der Menschheit vergleichen, so sollten nun allerdings wenigstens die christlichen Völker der Erde dieses Verhältniß anerkennen, den Krieg künftig nur den rohen Volksstämmen überlassen, selbst aber nur

Werke des Friedens mit vereinten Kräften fördern. Kein Volk ist aber für diesen Zweck so geeignet, den Schwerpunkt zu bilden, wie das deutsche. Denn kein Volk vertritt eben vermöge seiner Vielseitigkeit in den einzelnen Stämmen in dem Grade die Menschheit, sodaß eigentlich nur der Deutsche auch ein Weltbürger ist. Der Franzose, wenn auch in Feinheit der äußeren Formen überlegen, hat diese Vielseitigkeit in der Centralisation seines Volkes eingebüßt. Der Engländer vertritt der Hauptsache nach die reale Seite des Lebens. Sein jüngerer Bruder dagegen, der Amerikaner, der bisher nur der Geldmacht, dem Dollar huldigte, wird vielleicht eben in Verschmelzung mit deutschen Volkselementen und nach allmählicher Heilung seines bisherigen Krebschadens, der Sklaverei bald seine Thatkraft zugleich auf die höheren Interessen des Erdenlebens richten. Dieser neue Geist giebt sich schon kund in den gemüthvollen Dichtungen des edlen, Deutschland wie sein zweites Vaterland liebenden und auf deutschem Boden gestorbenen Vertreters der Vereinigten Staaten, Taylor, ferner in Schriften wieder von Carey, der seine zum Theil aus deutscher Wissenschaft erwachsene Volkswirtschaftslehre mit jenem oben erwähnten Kernspruche des Christenthums als auch auf diesem Gebiete maßgebend schließt, und er hat Recht. Denn nur auf sittlicher Grundlage kann auch nach dieser Seite hin die wahre Volkswohlfahrt gedeihen, nur von hier aus die jetzige sociale und volkswirtschaftliche Frage gelöst werden. Die Aufgabe des Staates ist hierbei, die äußeren, sichernden Mauern des Gebäudes aufzuführen, aber der innere Ausbau desselben kann nur vermittelt der auf dem Wege der Erziehung und Erfahrung immer mehr sich verbreitenden freien Ueberzeugung erfolgen, daß auf der treuen Pflichterfüllung des Einzelnen in jedem Stande und Berufe das Wohl des Ganzen beruhet, daß

das eigene Glück von dem Glücke Anderer unzertrennlich ist, und daß sogar die edelste, reinste Freude dem Menschenherzen bereitet wird, wenn es andere Herzen erfreuet. Auch das Glück des einen Volkes kann dauernd nur durch das gleichzeitige Glück anderer Völker gefördert werden, und Treue und Glauben stehen auch im Völkerverkehr höher als äußere Vortheile. — —

Es bleibt nun von den Geisteswerkzeugen nur noch das Gedächtniß oder Erinnerungsvermögen darzustellen übrig. Man kann diese Geisteskraft, die, wie oben erwähnt, manche Thiere in einem hohen Grade, namentlich als s. g. Ortsinn besitzen, der magnetischen Kraft in der Natur vergleichen. Nicht Alles was in dem Menschen und um ihn vorgeht, wird in sein Geistesleben aufgenommen. Was aber vermöge jener Kraft dem Geiste eingeprägt, in seiner Schatzkammer hinterlegt ist, das kann wohl auf eine Zeitlang vergessen werden, wie ein reponirtes Actenstück. Aber es wird in dem bestimmten Fache des Archivs wieder aufgefunden, wenn es gebraucht werden soll. Es bedarf hierzu nur eines einzigen Gedankens oder Wortes als gleichsam des Stichwortes, um die ganze frühere Gedankenreihe wieder dem Geiste zu vergegenwärtigen. Was „vergessen“ und damit dem Geiste „entäußert“ war, wird eben aus jenem Archiv ihm „erinnert“, wieder vor sein Auge gestellt.

Unterstützt wird das Gedächtniß durch zwei andere Geisteskräfte, zunächst durch den Verstand, der die Fächer des Archivs nach ihrer Zusammengehörigkeit bestimmt und Maß und Ordnung darin erhält, namentlich auch für diesen Zweck jede Urkunde vor der Aufnahme prüft, ob sie dieser würdig oder nur von vorübergehendem Werthe ist. Vermöge des verständig geordneten Gedächtnisses zieht der Schriftsteller sowohl die kurz vorher entstandenen, durch Störungen aber vielleicht ebenso schnell ihm entschlüpften

Gedanken, als auch den ganzen Vorrath dessen, was er im Leben über einen Gegenstand Erhebliches gedacht hat, wieder an und — was ferner von Wichtigkeit — krystallisirt diesen Stoff nach bestimmter geistiger — systematischer Ordnung, ähnlich wie der wirkliche Magnetismus bei Bildung der Krystalle thätig ist. Ja, das Nachdenken selbst, als die vermeintliche Erzeugung der Gedanken, ist ganz diesem magnetischen Bildungsprozesse des Krystalls zu vergleichen. Aus den weitesten Fernen, von den verschiedensten Richtungen strömen die Gedanken von selbst dem anziehenden Punkte zu, um hier nicht allein in die engste Verbindung geistig geregelt zu treten sondern im Laufe der Zeit bis zur Vollendung des Ganzen auch immer neue Gedanken sich beizufügen.

Die zweite das Gedächtniß unterstützende Kraft ist aber die Phantasie. Diese durch die Sinnenwelt angeregte und dann selbstthätig gestaltende Geisteskraft giebt auch jedem Gedanken ein Sinnbild, an dem das Gedächtniß ihn faßt und festhält. In dem Gedanken wird damit gleichsam ein Denkmal in dem Gedächtnisse als Geistesarchive errichtet und von jeder größeren Gedankenreihe ein Bild darin aufgehängt, welches der geübte Gedächtnißkünstler nach Belieben verhüllen und durch ein anderes ersetzen, ebenso schnell aber auch wieder enthüllen kann. Wie wäre es sonst möglich, daß z. B. ein unserm Heimathlande angehöriger Schachspieler und andere ihm ähnliche Freunde dieses edlen Turniers zu gleicher Zeit mit acht und mehr Gegnern auf ebensoviel Schachbrettern und dazu noch mit dem leiblichen Auge abgewandt spielen?

Das gewöhnliche und doch ganz an diesen Zusammenhang des Sachverhältnisses zurückführende Mittel, einen Gedanken, ein Wort in seinem flüchtigen Dasein anzuhalten, ihm ein Denkmal für das Gedächtniß zu errichten, ist die

Schrift, welche bei einigen Völkern des Alterthums wirklich aus ganzen Gedankenbildern bestand, die man namentlich auch als Inschriften an größere Denkmäler setzte. Dahin gehören die Hieroglyphen, d. i. heilige eingehauene Bilder an den Baudenkmalern des alten Aegyptens, und die Bilderschrift der früheren Bewohner Mexikos im neuen Welttheile. In einer anderen Art suchten neben solchen Hieroglyphen die Keilschriften an den Felsenwänden der Königsgräber die geschichtlichen Begebenheiten des alten Babylons und Persiens für die Nachwelt aufzuzeichnen. Die Chinesen stellen ganze Wörter durch Schriftzeichen dar, die mathematischen Figuren gleichen. Aber die einzelnen Laute, woraus ein Wort besteht, bezeichnet vollkommen allein die gewöhnlich den Phöniziern als Erfindung zugeschriebene, richtiger aber ebenfalls aus Aegypten stammende und nur namentlich von den Phöniziern weiter ausgebildete Buchstabenschrift als eine dem Geiste genauer und enger sich anschließende Ausdrucksform. Unser deutsches Wort „Schrift“ und „schreiben“, gleichbedeutend mit schrappen oder einkriegen hat denselben Ursprung wie das Wort: Buchstabe. Es ist nämlich hierbei an jene mit geheimen Zeichen oder „Runen“ versehenen kleinen Buchenzweige oder Stäbe zu denken, welche über ein Tuch geschüttet nach den Erzählungen des Tacitus dem Priester oder dem Familienhaupte bei den alten Germanen als Orakelsprüche galten. Auch das Wort „Sprache“ von Spreß, Sprosse, ist der Natur entnommen. In der Sprache sprießt der Geist zu Blatt und Blüthe empor. Ein Bild ganz im Sinne des deutschen Volkes. Und aus dem gesprochenen und geschriebenen Worte erwachsen Blätter, wie diese am Baume aus Knospen sich entfalten. Neben der Schrift entstand als eine viel ausreichendere Hülfe für das Gedächtniß später als eine Erfindung deutschen Nachdenkens und Fleißes — der Druck. Die

früheren Sammlungen von Handschriften wuchsen zu umfangreichen Sammlungen von Druckschriften oder Büchern an, und neben diesen wiederum entstanden und entstehen noch immer mannigfache andere Sammlungen für Natur- und Geschichtskunde, die, systematisch geordnet, gleich der Schrift und den eigentlichen Denkmälern das Gedächtniß des Menschen unterstützen sollen, indem hier für das bloße Phantasiebild nun das wirklich mit dem leiblichen Auge wahrzunehmende Bild an die Stelle tritt.

Im Kleinen hat auch jeder einzelne Mensch mehr oder weniger derartige Gegenstände in seinem Besiz, die seinem Gedächtnisse zu Hülfe kommen, und selbst der ärmste Mensch wird meistens ein solches „Andenken“ sorgfältig aufbewahren, das für Andere geringen oder gar keinen Werth haben würde, ihm aber als ein Bild aus „besseren Tagen“ sein ganzes damaliges Glück wieder geistig vergegenwärtigt. Wie manches getrocknete Blümchen, das eine liebe, nun kalte Hand pflückte und als ein „Gedenke mein“ einer anderen Hand darreichte, wie manche Haarlocke, von einem lieben Haupte entnommen, ehe es im Grabesdunkel unseren Augen verhüllt wurde, ist dennoch im Stande, in der Thräne, die als Himmelsthau darauf fällt, uns jenes liebe Bild aus seiner himmlischen Heimath sich spiegeln zu lassen.

Es war eine schöne, sinnige Sitte des Alterthums, daß der Gastfreund dem scheidenden Freunde ein Geschenk machte. Er sollte dabei Alles, was er unter dem gastlichen Dache an Liebe und Freundschaft genossen hatte, später im Geiste nochmals und zwar viel schöner, reiner genießen können. Ebenso ist jedes „Andenken“, welches ein im Tode von uns scheidender Freund getroffener Anordnung zufolge uns hinterläßt, ein „Vergißmeinnicht“ für uns. „Gedenket mein“, spricht es, erzählt oft von mir bei Freud' und Leid und bedenket, daß ich ja, geistig euch nahe,

daran theilnehme, euch sehe und höre, wenn ihr auch hinsichtlich meiner eines und das andere nicht könnt.

Ja, man besitzt nicht selten einen Gegenstand, der nicht allein einzelne Begebenheiten und einzelne Personen uns vergegenwärtigt, sondern bei dem ganze Lebensabschnitte und eine ganze Anzahl von Freunden, theils heimgegangenen, theils noch lebenden, in Bildern vor unserem Geistesauge vorüberziehen.

Aber auch für das ganze Leben bildet das Gedächtniß gleichsam ein Buch, von der frühesten Jugend bis zum Alter mit Denkblättern und Blüthen angefüllt, in dem man gern von Zeit zu Zeit blättert, die Vergangenheit wiederum der Gegenwart nähernd. Da stehen zunächst die ehrwürdigen Gestalten der Eltern und Lehrer wieder vor deinem Geistesauge. Da erscheinen die lieben Geschwister und die freundlichen Gespielen deiner Jugend mit den Schneeglöckchen und Veilchen, die ihr zusammen pflückt. Da liegt noch eine Locke vom weißen Haupte des Vaters und da steht auf einer anderen Seite das Wort, das die treue Mutter beim Antritt deiner Wanderjahre dir mit auf den Weg gab: „Behalte Gott vor Augen und im Herzen“. Und nun erscheinen wieder ernste Lehrgestalten mit begeisterten Blick und beredtem Munde. Daneben zieht die ganze „Burschenherrlichkeit“ auf vor deinem Geiste und dazwischen ertönt das Lied des Burschen: „Gaudeamus igitur, juvenes dum sumus“. Ja, nur zu bald folgt das andere Lied, dessen Strophen mit dem wehmüthigen Abschiedsworte schließen. — Ade, Ade, Ade! klingt es dir leiser und immer leiser nach und du wanderst wieder der Heimath zu, und nun folgen ganz neue Bilder. Zunächst einige gefürchtete Gestalten, die aber in der Nähe freundlicher erscheinen, die gestrengen Herren Examinatoren. Dann amtliche Vorgesetzte und Kollegen, Freunde der Jugend, ebenfalls zu Männern herangewachsen, während

andere bereits im Grabe ruhen; dann aber folgt eine Rose, die sie, deine Lebensgefährtin, als Braut dir schenkte, und nun werden die Bilder des Lebens immer vielgestaltiger und wechselnd in Freud und Leid, bis in Enkeln dein Leben von neuem erblühend sich wiederholt.

Glücklich der Mensch, der in seinem Gedächtniß ein solches Lebensbuch sich aufbewahrt hat, das er im Alter gleich einem Bilderfaal durchwandern kann, vor diesem oder jenem Bilde mit freudigem oder wehmüthigem Blicke länger verweilend. Hier und da wird er vor einem Bilde auch den Blick niederschlagen und wenn er die Augen wieder aufschlägt, so wird das Blatt des Buches geröthet erscheinen; aber diese rothen Blätter werden immer mehr und mehr erblaffen, so wie der Erdenpilger auf dem Wege seiner Läuterung fortschreitet.

Doch wehe dem Unglücklichen, dem in Folge einer Unthat alle übrigen Blätter seines Lebensbuches ausgelöscht sind, um den es Nacht ist, an deren dunkler Wand nur das eine ihn gleich den Erynnyen überall hin verfolgende Bild in feurigen Zügen seinem Auge sich darstellt. Davor bewahre Gott den Menschen in Gnaden, und dennoch hilft, wie wir später sehen werden, auch hier wieder Gottes Barmherzigkeit, wenn auch erst jenseits, wo alle Wunden der Seele geheilt werden. —

Wir schließen auch hier beim Gedächtniß wiederum mit einer allgemeinen Anwendung der beim einzelnen Menschen gemachten Beobachtungen. Es giebt nämlich auch Denkmäler, die nicht einzelne Gedanken und Gedankenreihen, auch nicht die gesammten Gedanken eines Menschenlebens, sondern welche die gesammte Ideenwelt einer ganzen Zeitperiode oder eines ganzen Volkes dem Gedächtniß der Nachwelt gegenwärtig halten sollen. Von dem geistigen Leben des griechischen Volkes besitzen wir ein solches Denkmal in Homer's Dichtung, die unter allen Meisterwerken

dieser Art stets eine der ersten Stellen einnehmen wird. In noch höherem Sinne sind die Urkunden der heiligen Schrift als Denkmäler des unter Gottes eigener wunderbarer Führung stehenden jüdischen Volksgeistes zu betrachten. Die Urkraft unserer germanischen Vorzeit schildert uns in großartigen Zügen das Nibelungenlied und von dem christlich-germanischen Geiste des Mittelalters spiegelt sich der Kölner Dom als ein in seinem Bau nach mehrhundertjähriger Unterbrechung in der Neuzeit vollendetes Denkmal in den Fluthen des schönsten, dem deutschen Volksgeiste für immer angehörenden Stromes. Warum wurde aber dennoch dieser erhabene Tempel Gottes seiner Zeit nicht vollendet? — Weil der Geist und der Glaube, der den Bauplan schuf und dessen Ausführung unternahm, nach wenigen Jahrhunderten im Volke und in der Kirche nicht mehr vorhanden war, sondern neuen Entwicklungen entgegen ging, und — wenn auch die gegenwärtige Zeit mit Recht die Fortsetzung des Baues als einen Act der Pietät gegen unsere Voreltern unternommen hat, jener ursprüngliche Geist kehrt nicht wieder.

Auch ein anderes neueres Denkmal des deutschen Volksgeistes ist vor mehreren Jahren vollendet — das Hermannsdenkmal. Soll aber die Hermannssäule auf dem Gipfel des Teut mehr als ein Standbild des Befreiers Deutschlands, soll es in Uebereinstimmung mit der goldenen Inschrift des in Siegesfreude von dem Helden erhobenen Schwertes zugleich das Sinnbild deutscher Einheit und Stärke sein, so muß aus den jetzigen Geisteskämpfen auch der innere Friede hervorgehen. —

Damit stehen wir am Schluß einer Darstellung des menschlichen Geistes nach seinen verschiedenen Seiten und nach seinen verschiedenen Schöpfungen. Wir sehen, der kleine Keim, den der Schöpfer in das einzelne Menschenkind und in das einzelne Volkskind legte, ist unter seinem Schutze

nach und nach durch Stürme gekräftigt zum mächtigen Stamme herangewachsen, der seine Wurzeln in die Tiefe der Erde schlägt, seine Nester und Zweige aber über den Erdkreis ausbreitet und seine Blüthen und Früchte dem Lichte des Himmels entgegen trägt.

Man sollte kaum glauben, daß es dennoch bis auf die neueste Zeit behauptet werden konnte, der eine Welt in sich bildende, nicht durch irdisches, sondern durch himmlisches Brod genährte Menschengestalt sei nur im Körper oder sogar nur in gewissen Theilen desselben vorhanden, entstehe mit diesem und höre auch auf mit ihm. Wir müssen deshalb auch unsere obigen weiteren Fragen: Wo ist der Wohnsitz, die Werkstätte des Geistes? Und endlich: Was ist der Geist, woher kommt er, wohin geht er, wo ist seine Heimath, sein Reich? hier noch beantworten, wenn diese Antwort durch die vorhergehende Erörterung über die Geisteswerkzeuge auch sehr erleichtert ist und sich hauptsächlich auf eine kurze Widerlegung einiger irrthümlichen Ansichten darüber beschränken kann.

Es war also zunächst früher eine sehr verbreitete Ansicht, daß man bestimmte Theile des Körpers als den Wohnsitz des Geistes anzunehmen habe. Namentlich galt der Kopf und das in demselben befindliche Gehirn als der Sitz des Geistes, daneben auch wohl das Herz als der Sitz für einzelne Kräfte desselben, insbesondere für das Gefühl und die Willenskraft. Später sah man diesen Irrthum ein. Der Geist muß in mehreren Theilen unseres Körpers thätig sein. Man sagte daher: Der Geist hat seinen Sitz im ganzen Nervensystem, jenem feinen Geflecht, wovon das Gehirn im Kopfe und die Rückenmarkssäule, worauf das Gehirn ruht, den Hauptstamm bilden. Ja, der Materialismus, welcher nichts sieht, was er mit dem Mikroskop nicht wahrnehmen, für den überhaupt nichts existirt, was er vermittelst chemischer und physikalischer Experimente nicht vor

die leiblichen Sinne bringen kann, ging soweit, zu behaupten: Der Geist ist nur das Erzeugniß der Nerven, das Spiel ihrer Bewegungen, die Gedanken sind sogar chemische Präparate der irdischen Nahrungsstoffe, die man dem Magen und vermittelt dieses dem Blute und den Nerven zuführt. Nun, dann wäre es leicht und schwer, Geist und Gedanken zu erzeugen, je nach den äußeren Umständen, und wer am meisten Sorgfalt, am meisten Geld auf diese Gedankenfabrik verwenden könnte, wäre ganz nach seinem Belieben zugleich der geistreichste Mann. Jene Ansicht des Materialismus, die aber gerade durch das in dieser Beziehung Anerkennung verdienende vorurtheilsfreie und unermüdlige Vordringen der Naturwissenschaften bis an die äußerste Grenze, wo die Natur endigt und das Reich des Geistes beginnt, zugleich am besten widerlegt wird, kann man etwa vergleichen mit der gewiß ebenso sinnlosen Annahme, als sei das Spiel des Geigers, das unser Ohr entzückt, das Product der Geige, als des mit Saiten bespannten Werkzeuges, dessen sich der Künstler zum Ausdruck der innerlich in ihm lebenden Melodien bedient. Warum hören wir aber den Ton der Geige nicht mehr, wenn der Musiker sie weglegt? Die Geige kann allerdings verstimmt sein, dann kann auch der Künstler uns in dem Umfange nicht mehr entzücken wie bei völlig gestimmten Saiten. Es kann eine, es können mehrere und alle Saiten gerissen sein. Wenn sie der Künstler nicht ersetzen kann, so hört freilich auch sein Spiel auf. Die Melodien leben aber in ihm selbst nichtsdestoweniger ebenso fort wie früher. Umgekehrt, die Geige ist vollständig bezogen, auch gut gestimmt. Aber der Künstler ist krank, ist verstimmt. Dann kann er auch nicht so spielen wie in gesunden Tagen. Setze nun in diesem Vergleiche für unsere Frage, ob der Geist ein Erzeugniß der Nerven sei, statt der Geige die Nerven, statt des Musikers den Geist, so hast

du alles von selbst, auch für die Fälle, wo entweder der Geist selbst oder wo nur der Körper und namentlich das Nervensystem als des Geistes äußeres Werkzeug krank ist.

Wo ist also der Sitz und die Werkstätte des Geistes, wenn dieser nicht auf Kopf, Herz, auch nicht auf das ganze Nervensystem beschränkt und am wenigsten ein Erzeugniß des letzteren ist? Der Sitz des Geistes ist nicht in einem einzelnen etwa scheinbar bevorzugten Theile des Körpers. Er füllt vielmehr nicht nur den ganzen Körper aus, sondern er erstreckt sich auch außerhalb desselben so weit, als seine — des Geistes Werkzeuge und Kräfte, wie wir oben gesehen haben, reichen und durch die Schranken des Körpers als seiner irdischen Hülle nicht gehemmt werden. Der Geist strebt darnach, in diesem weit über die körperliche Erscheinung hinausgehenden Gebiete sich zu äußern in Wort und That, und ist als ein Centrum anzusehen, von dem aus Strahlen so weit sich erstrecken, als geistiges Auge und Willenskraft reichen, also eine Welt im Kleinen, wie der göttliche Geist das Weltall umschließt. Dieser Gesichtskreis und Wirkungskreis des Menschengeistes erweitert sich mit dessen fortschreitender Entwicklung und wird nach dem Tode sich immer mehr erweitern.

Aber trotz dieses ausgedehnten Gebietes ist der Geist oft am thätigsten in seiner Werkstatt, wenn er sich von der störenden, nach den verschiedenen Seiten des Lebens ihn in Anspruch nehmenden Außenwelt in die Einsamkeit, in sich selbst zurückzieht. Die Nerven, die Gesellen des Geistes, müssen von Zeit zu Zeit ausruhen von der Arbeit. Der Meister selbst ruht nicht, bedarf auch der Ruhe nicht. Ja, wenn die Sinne als die Organe für die äußeren Wahrnehmungen ruhen, wenn im tiefen Schlaf auch die letzten Vermittler zwischen Geist und Körper, die Nerven, sich für das neue Tagewerk erholen, dann ist der Geist frei, für sich. Dann versenkt er, von den Störungen des Körper-

Lebens nicht mehr berührt, sich in sich selbst; dann ist seine Oberfläche still wie die des einsamen Bergsees, kein Lüftchen kräuselt seinen Spiegel, in dem nur des Himmels Sterne sich widerspiegeln. Dann arbeitet er recht eigentlich in seiner auch für uns selbst geheimnißvollen Werkstatt, so daß am anderen Morgen der Gedanke, der gestern im Geräusch des Tages noch unklar vor der Seele des Künstlers, des Schriftstellers, des denkenden Menschen überhaupt schwebte, fertig dasteht, als hätte Gott ihn im Schlaf eingegeben. Dann hat auch der Geist uns ebenso unbewußt Verkehr mit anderen Geistern; er ist wieder lediglich ein Glied der Geisterwelt und schöpft an dieser Quelle die Kraft zu neuer Thätigkeit.

Von solcher stillen Thätigkeit des Geistes, von solcher unbewußten Gemeinschaft reichen dann, wenn der Mensch zu seinem Körperleben erwachen will, in einzelnen seltenen Fällen wohl mehr oder minder deutliche Bilder in dieses hinüber und bleiben dauernd, oft in Verbindung mit entscheidenden Lebensereignissen, im Bewußtsein, wogegen der Regel nach die Träume im gewöhnlichen Sinn dem Erwachen als die verworrenen und flüchtigen Bilder der Außenwelt vorausgehen. Aber die Erfahrung macht Jeder nicht selten an sich, daß am Morgen die Gedanken als die Erzeugnisse jener stillen Werkstatt leicht und wie von selbst, oft sogar überreichlich und unbeschadet der sonstigen Tagesgeschäfte sich darbieten, vermittelt der leiblichen Werkzeuge des Geistes, der durch Ruhe gestärkten Nerven äußerlich auch ebenso leicht sich darstellen lassen.

Und — die höchsten, besten Gedanken, die als die eigentlichen Lichtstrahlen des Geistes aus seiner Welt gleich Engeln vor unser geistiges Auge treten — wir Menschen müssen es in Demuth eingestehen — sind nicht unser Werk, sondern sie werden uns von derselben höheren Hand, welche uns schuf und welche aus dem großen Strome

geistigen Lebens fortwährend Andern durch das einzelne Menschenherz leitet, in stillen, heiligen Stunden — „wie im Schlaf — gegeben“. Es wurde uns gegeben, was wir im Gebet zu unserem Schöpfer vielleicht vorher erfliehen.

Das sind bei in höherem Grade religiös-erleuchteten Menschen Offenbarungen des göttlichen Geistes, deren schriftliche Beurkundung, wenn sie im Plane der Vorsehung liegt, nicht weniger jene höhere Hand veranstaltet. So war es bei den heiligen Schriftstellern. So war es bei Christo selbst, wenn er, an Leiblicher Speise nur soviel zu sich nehmend als zur Erhaltung des Lebens nöthig war, in die Einsamkeit der „Wüste“ sich zurückzog und, im Gebet zu Gott für sein großes Werk sich vorbereitend, die geistige Nahrung aus Engels Händen verabreicht bekam.

So erklärt es sich aber ferner, daß, namentlich in Zeiten einer rascheren geistigen Strömung, die neuen Entwicklungen in der Geschichte der Menschheit voranzugehen pflegen, Menschen in den größten Entfernungen und unter den verschiedensten Verhältnissen ohne alle äußere Mittheilung von demselben Gedanken mächtig ergriffen werden. Sie sind nur Glieder einer und derselben unsichtbaren Kette, welche ein höherer Wille gleich dem Strahle des Blitzes durchzuckt.

Gott offenbarte sich nach der heiligen Schrift den frommen Männern des alten Bundes mannigfach in Gefühlen und Träumen. Aber nie erschienen seine Boten so häufig wie zu der Zeit, wo von der Krippe zu Bethlehem aus ein neues Licht sich über die Erde verbreiten sollte und derselbe Gedanke, welcher dort in Engelsgestalt Nachts vor die Seele der Hirten trat, den Weisen des fernen Morgenlandes als ein heller Stern voranleuchtete. —

Der Bruder des Schlafes und Traumes in diesem Sinne ist der Tod. Mit ihm entschläft der menschliche

Geist, von der irdischen Hülle sich lösend, um zu einem neuen, höheren Leben in seinem Reiche zu erwachen, um nach dem irdischen Tagwerk „in Gott zu ruhen“. —

Nunmehr können wir an die Frage: Was ist der Geist? wohl ohne alle früheren Zweifel und scheinbaren Widersprüche herantreten. Sie lösen sich von selbst wie der Morgennebel vor dem durchdringenden Sonnenstrahl sich zertheilt. Es ist alles klar. Der Geist ist das eigentliche Wesen des Menschen, das in seiner Untheilbarkeit Dauernde, wenn auch für die Sinne nicht Wahrnehmbare, das den Körper, wenn dieser in seine ursprünglichen Theile aufgelöst wird, Ueberdauernde, dann für die Sinne ebensowenig Wahrnehmbare, nichtsdestoweniger aber als Wesen Vorhandene. —

Woher kommt aber der Geist? Wohin geht er wiederum nach dem Ende seiner irdischen Erscheinung? Der in Staub zerfallende Körper als ein Theil der Erde gehört dieser an. Des Geistes Heimath ist nicht die Erde. Wo ist sie?

Diese verschiedenen Fragen lassen sich, wenn wir erst den Geist als das dauernde Wesen erkannt, ihn dem Körper, der Erde gegenüber in sein volles Recht eingesetzt haben, ebenfalls ohne Schwierigkeit beantworten. Gott schuf die Welt im Geiste fertig von Anfang bis zu Ende. Mit seinem Allmachtswort: „Es werde“ stand diese Geisteswelt da. Sie versinnlicht sich aber, sie stellt sich körperlich dar in Raum und Zeit, innerhalb deren jenes Wort zu Werken des Schöpfers sich nach bestimmten, von ihm vorgeschriebenen Gesetzen entfaltet. So ist es in der natürlichen Welt zugegangen, wie wir früher sahen. So ist es auch in der geistigen Welt. Wenn wir also von einem Menschenleben sprechen als dem Eintreten eines von Gott erschaffenen Geistes in Raum und Zeit, so ist dies zu vergleichen einem Schauspiel, das uns auf der Bühne vor-

gestellt wird. Die Schauspieler sind vor Beginn des Stückes da und nicht weniger nachher. Aber wir sehen sie nur während der Dauer des Stückes thätig. Aehnlich im Menschenleben, nur mit dem Unterschiede, daß wir auf diesem großen Welttheater Schauspieler und Zuschauer zugleich sind.

Der Mensch tritt auf die Bühne des Lebens mit der Geburt oder vielmehr mit der Erzeugung. Dann gelangt als ein von Gott erschaffener, bis dahin gleich dem natürlichen Embryo im Schooße der Geisteswelt allmählich vom Schlummer zum Erwachen fortschreitender Keim der Geist in die körperliche Erscheinung, der zu seiner Entfaltung, zur Darstellung des unbewußt in ihm ruhenden Bildes nach Gottes Rathschluß das Erdenleben in kürzerer oder längerer Dauer durchwandern soll, um für ein höheres Geistesleben entwickelt, geprüft und geläutert zu werden. Den ersten irdischen Stoff geben allerdings die leiblichen Eltern, den Geist aber giebt auf geheimnißvolle Weise Gott, wie beim ersten Menschen, so noch immer. Kinder als solche geistige Keime sind Geschenke Gottes, die er der Fürsorge und Erziehung der Eltern anvertrauet. Die körperliche, in einem Geschlechte oft nach Jahrhunderten wieder hervortretende Aehnlichkeit, das Blut, d. i. die sinnliche und gemüthliche Anlage des Menschen, die guten und schlechten Eigenschaften des Herzens, als jener recht eigentlich menschliche Theil in ihm, wo Geist und Natur sich berühren, wo ersterer nach der Seite des Gefühls von außen seine Eindrücke und Anregungen bekommt und wo er andererseits vermöge der Willenskraft auf ethischem Gebiete in stets erneuertem Kampfe seine Siege und endlich seine Siegeskrone sich erringen soll, wird daher bei dem Kinde meistens von den Eltern ererbt sein, wenn nicht, wie das noch öfter der Fall, die Natur auch hier abwechselt und z. B. den Enkel den Großeltern ähnlich an äußerer Gestalt und Gesichtszügen, an Gemüthsart und Neigungen bildet.

Auch der Geist, als von Gott erschaffen, kann möglicherweise dem der Eltern oder Voreltern verwandt sein. Ebenso oft ist dies aber nicht der Fall, der Geist daher in jedem Kinde, so viel ihrer die Eltern auch haben mögen, etwas für sich Bestehendes, ganz in der Weise noch nicht Dagewesenes, ähnlich also wie in der Natur bei aller scheinbaren Gleichheit der einzelnen Individuen einer Gattung die größte Mannigfaltigkeit innerhalb der Gattung und der natürlichen Gesetze vorkommt. Deswegen sagt man auch wohl: das Kind gleicht dem Vater, der Mutter, Beiden. Aber man setzt hinzu oder sollte wenigstens hinzufügen: das Kind hat doch noch etwas Eigenes im Ausdruck seines Gesichts. Das ist eben der eigene, untheilbare Geist, welchen das Kind nach und nach zugleich mit seiner leiblichen Entwicklung zur Erscheinung bringen soll.

Es ist deshalb auch dem einzelnen Geiste als einem selbstständigen Gliede der Geisteswelt nichts so sehr Bedürfniß als freie Entwicklung. Der Geist muß der körperlichen Umgebung gegenüber zu der vollständigen Geltung seines individuellen Wesens gelangen, und es ist daher nichts verwerflicher, als die Störung dieses geistigen Entwicklungsprozesses, die Beschränkung der Freiheit des einzelnen Geistes innerhalb der Gesetze des geistigen Reiches. Erst wenn der Geist im Laufe dieser Entwicklung nach den ersten unsicheren Versuchen des Kindes, auf seinen Füßen zu stehen, nach der stürmenden Eile des jugendlichen, nach den gemesseneren Schritten des gereiften Alters auf die Spitze des Selbstbewußtseins gelangt ist, erkennt er völlig sein eigenes Wesen und damit zugleich nach den verschiedenen Seiten menschlicher Bande und Verhältnisse hin seine Bedeutung als berechtigtes, aber noch mehr als dienendes Glied einer großen Kette gleichartiger Wesen, so daß also das volle Selbstbewußtsein in dem Menschen zugleich die Aufhebung seiner Selbstsucht in

sich enthalten soll. Er lernt die Eigenschaften anderer dieser Glieder um so mehr schätzen, weil sie vielleicht seinem eigenen Geiste fehlen. Er sieht ein, daß wir nicht alle gleich sein können, daß wir aber, dem Geiste nach sämmtlich Gott angehörig, als Gottes Kinder und ein Geschlecht von Brüdern uns gegenseitig ergänzen, mit unseren nach dem Maße und nach der Verschiedenheit dieser gleich treuen Haushaltern einander dienen und aushelfen sollen. So ist es eine nicht seltene Erscheinung, daß selbst hochbegabte Geister, die gleichzeitig in das Erdenleben eintreten, sich dennoch in dieser Art ergänzen, wie z. B. das Brüderpaar Alexander und Wilhelm von Humboldt, die gleichzeitigen Dichter Goethe und Schiller, die beiden großen Reformatoren der Kirche Luther und Melancthon, gleich als wollte die Vorsehung damit andeuten, in einen so viel geistige Begabung gelegt, wäre für einen Menscheng Geist zuviel und dessen Aufgabe nicht entsprechend gewesen. So ergänzen sich in viel allgemeinerer Art Geister in der irdischen Erscheinung des männlichen einer- und des weiblichen Geschlechtes andererseits nach den verschiedenen Kräften des Geistes. Ein männlicher Verstand und Wille und das Gefühl und die Phantasie des Weibes bilden oft Hälften des ganzen Geistes.

Erst dann nun aber, wenn der Geist des einzelnen Menschen so sich selbst und die übrigen Glieder der Kette recht erkennt, dann sind auch die Gesetze des Geistes, jene in ihm ruhenden ewigen Ideen des Wahren, Schönen und Edlen für ihn der Schwer- und Mittelpunkt seines Erdenlebens geworden, dann ist der Geist vollständig zu zu seinem Leben erwacht und gestaltet dieses nun fortschreitend nach einem solchen Vorbilde, das uns Christen in der erhabenen Gestalt des Heilandes selbst gegeben ist, der dann statt unserer in uns lebt. Der Mensch erkennt nun seine Heimath nach diesem Erdenleben, vor demselben.

Er verknüpft Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft als Theile zum zusammenhängenden Ganzen, als Abschnitte einer Kreislinie. Er fühlt, er begreift, zu diesem neuen Leben geboren, in dem sein früheres von Stufe zu Stufe sich reinigt und seine Selbstsucht erstirbt, die Ewigkeit seines eigenen Geistes als eines Ausflusses des göttlichen Geistes, dessen Bild im Menschengeniste sich spiegelt gleich dem Sonnenbilde im Thautropfen. Er erkennt, von neuem Gottes Kind geworden und nun die Liebe zu Gott und dem Nächsten als seine Lebensaufgabe betrachtend, daß der Tod nur die Rückkehr des Geistes, nur seine Lösung, seine Befreiung von den Schranken der irdischen Erscheinung ist, die als ein gröberer Stoff dem Geiste zu seiner Läuterung beigemischt wurde, wie der „Zuschlag“ dem Metall-erze, wenn es im Schmelzofen von der Schlacke gereinigt werden soll. Dann ist aber auch zugleich der Friede, die Ruhe in den stillen See des Geistes eingetreten, den die Stürme des Lebens wohl auf Augenblicke bewegen, aber dessen Spiegel sie nie für lange Zeit trüben können. Die heitere Ruhe des Geistes am Lebensabende, die nach Mühe und Arbeit, nach Sorgen und Kämpfen über Freud' und Leid des Lebens sich erhebt, ist die Vorempfindung künftiger Seligkeit. —

Wie ist es aber, wird man einwendend fragen, mit der Erscheinung, daß bei körperlicher Krankheit auch nicht selten der Geist getrübt ist und daß ferner mit der im Alter abnehmenden Körperkraft auch oft die Geisteskräfte abnehmen oder wenigstens abzunehmen scheinen? Bei Krankheit des Körpers beruht alles darauf, daß die Natur und der ihr zu Hülfe kommende Arzt in Anwendung des die ganze ärztliche Wissenschaft kurz in sich fassenden Satzes: „In aequilibrio sanitas“ das Gleichgewicht zwischen dem Geiste und dem Körper als seinem äußeren Gefäße herzustellen sucht. Wir Menschen haben freilich insgesamt

eine Krankheit, gegen welche die Hülfe des Arztes sich unwirksam erweist, daß wir nämlich, wie der Körper sich in der Jugend entwickelt und dann im Mannesalter eine Zeitlang in seinem Zustande beharrt, nach denselben natürlichen Gesetzen auch wiederum der allmählichen Abnahme der Körperkraft anheimgegeben sind, von welchem Auflösungsproceß wir den letzten Augenblick, wo der Geist seine irdische Hülle ganz abstreift, den Tod zu nennen pflegen, obgleich wir bereits von jenem ersten Wendepunkte an täglich sterben. Wie wäre es denn da nun? fragen wir unsererseits auf jenen obigen Einwand, müßte nicht nothwendig und regelmäßig der Geist mit dem allmählich schwindenden Körper auch abnehmen, wenn er nur ein Product des letzteren wäre, die Sache sich also nicht so verhielte, wie wir es nach dem ganzen Gange dieser Untersuchung haben annehmen müssen? Eine solche regelmäßige Abnahme der Geisteskräfte mit dem Alter bestätigt aber die Erfahrung keinesweges. Umgekehrt wächst, während der Körper an Kräften verliert, der Geist meistens an Reife des Urtheils. Der geistige Blick schärft sich, wenn das leibliche Auge schwächer wird. Das innere Geistesleben beginnt oft erst recht, wenn das äußere Erdenleben weniger störend ablenkt. Manchmal scheint freilich das Gegentheil der Fall zu sein. Der Greis wird wieder zum Kinde. Der Geist ist dann aber in Ahnung und Rück Erinnerung über Jugendzeit und Kindheit hinaus heimwärts schon seiner Welt zugewandt und darum in der irdischen Welt ebenso wieder Fremdling geworden wie das Kind, welches sich aus seiner Heimath in der hiesigen Welt auch erst nach und nach zurecht finden muß.

Endlich wird man auch noch sagen: Wie verschieden ist aber die Lebensdauer der einzelnen Menschen. Ein großer Theil der geborenen Kinder stirbt ja, ehe er die erste Morgenröthe des Selbstbewußtseins erblickt, geschweige jene

Spitze des Lebens erklimmt. Ja, können wir aber nicht umgekehrt den Geist glücklich preisen, der bald in seine Heimath zurückkehrt, ohne erst durch alle Schmerzen und Prüfungen des Erdenlebens hindurchgehen zu müssen. Jene Engelseelen bedurften wahrscheinlich der Läuterung nicht mehr. Sie traten hier nur für kurze Zeit auf und verließen bald ihre irdische Hülle, um als Genien Andere durch's Leben zu geleiten und ihnen den Abschied zu versüßen. Und was ist überhaupt vor dem Maßstabe der Ewigkeit ein ganzes Menschenleben, selbst in seiner höchsten Dauer? ein Gedanke Gottes. Ja, die ganze Menschheitsgeschichte ist ein Gedankenfaden am Gewebe seiner Weltgeschichte. Denn unsere Erde ist nur ein verschwindend kleiner Theil des Weltgebäudes, und unsere Weltgeschichte nur ein ebenso kleiner Theil vom Reiche des Geistes, worin Gott der Herrscher ist. — —

Wir wollen in einem späteren Vortrage über jene vermeintliche Kluft zwischen dem Reiche der Natur und dem des Geistes, die wir als Tod bezeichnen, so weit es unserem geistigen Auge schon hier gestattet ist, einen Blick in jenes scheinbar völlig verschlossene, unermessliche Reich selbst werfen und in ihm und in unserem eigenen Geiste als einem Gliede desselben die ewigen Gesetze des Geistes kennen lernen, die ebenso groß und unwandelbar sind, wie die natürlichen Gesetze, wonach Welten um Welten kreisen. Wir wollen diese sittliche Weltordnung und die Gliederung der Geister unter einem höchsten Geiste als Schöpfer und Lenker uns aus der natürlichen Weltordnung als dem Abbilde dieser Geisteswelt, im Verhältniß zu der „alles Vergängliche nur Gleichniß“ ist, zu veranschaulichen und endlich zu zeigen suchen, daß die Bücher der Natur und des Geistes mit dem Buche der Bücher, wenn es im Geiste verstanden wird, vollkommen übereinstimmen.

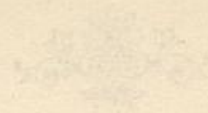
Dazu ist es aber nöthig, daß wir vorher in einem besonderen Vortrage die Sternenschrift über unserm Haupte, in der mit großen, unauslöschlichen Zügen der Schöpfer selbst seinen erhabenen Namen für uns Menschen aufgezeichnet hat, verstehen, das Weltgebäude in seiner Unendlichkeit, Ordnung und Mannigfaltigkeit kennen lernen. Erst dann wird unser Geist, von den beengenden Schranken des Raumes und der Zeit möglichst befreit, im Stande sein, mit klarerem und ruhigerem Blicke in sein eigenes Reich einzutreten.



III.
Das Weltgebäude.



III.
Die Weltgeschichte.





Wenn auch die Völker des Alterthums durch die ihnen eigene kindliche Hingebung, mit der sie die mütterliche Natur betrachteten, von selbst darauf hingeführt werden mußten, daß die ihrem Auge als größere Scheiben und kleinere Punkte von mehr oder weniger erhellender Kraft erscheinenden, in bestimmten Zeiträumen über ihrem Haupte auf- und absteigenden Weltkörper, welche wir noch jetzt mit ihnen als Sonne, Mond und Sterne kurz zu bezeichnen pflegen, noch in einer andern, von ihren Magiern geahnten, von ihren Priestern in Mysterien eingekleideten Beziehung zu der Erde als nur in dem äußeren Verhältnisse einer Licht- und Wärmequelle stehen, und wenn sogar einige ihrer Weltweisen einem derartigen Zusammenhange des Weltgebäudes, wie ihn die neuere Wissenschaft festgestellt hat, ohne deren Hülfsmittel durch Schärfe der Beobachtung und des Nachdenkens immer näher kamen, so hatte doch im Ganzen das Alterthum von der Welt über unserem Haupte oder von dem Himmel, wie wir kurz sagen, dieselbe Vorstellung, wie sie noch jetzt der natürliche Mensch ohne die Hülfse der Wissenschaft hat.

Man nahm also damals wie noch jetzt nach der gewöhnlichen Anschauungs- und Ausdrucksweise zuvörderst an, daß die Erde, unser Wohnplatz, der feststehende Punkt,

dagegen das auf der einen Seite unseres Gesichtskreises am Himmelszelte immer höher täglich sich erhebende, dann nach der entgegengesetzten Seite ebenso allmählich sich wieder senkende und dadurch Morgen, Mittag und Abend bezeichnende große Tageslicht, sowie nicht weniger das nach dessen letztem Gruße mit dem sich auf die Erde herabsenkenden Dunkel dann nach und nach zwar in nicht so glänzender aber nicht minder erhabener Pracht erscheinende, von der wechselnden Gestalt des Mondes geleitete Sternenheer die beweglichen, um den festen Erdkreis wandelnden Punkte seien.

Wie die Sonne einer- und der Mond und die Sterne andererseits Tag und Nacht als den nächsten, zwischen der Arbeit und der Ruhe des Menschen wie der Thierwelt nach natürlichen Gesetzen wechselnden Zeitabschnitt in sehr augenfälliger Art bezeichnet, so mußte der Wechsel in der Erscheinung des Mondes in seinen vier Hauptgestalten, bis er wieder zu der ersten zurückkehrt, sehr bald zu einer weiteren Eintheilung der Zeit — nach Monaten führen.

Ebenso wenig konnte es einer auch nur oberflächlichen Beobachtung entgehen, daß die Sonne nicht allein in ihrer scheinbaren täglichen Bewegung im Sommer einen längeren und höheren, im Winter einen kürzeren und niedrigeren Bogen beschreibt und damit also die Dauer der Tage eine längere und kürzere wird, sondern daß sie auch ihren Platz am unbeweglichen Sternenhimmel in der Weise verändert, daß nach ihrem Untergange eine vor etwa einem Monate noch sichtbare Sternengruppe nunmehr mit der Sonne verschwunden und die damals weiter ostwärts stehende nächste an ihre Stelle getreten ist, bis nach ungefähr zwölf Monaten die Sonne auch diesen Kreis beschrieben hat und damit dann der inzwischen erfolgte Wechsel der Jahreszeiten oder der größere Zeitabschnitt, den wir Jahr nennen, von neuem beginnt.

Innerhalb dieses längeren Zeitraumes kleidet sich die Erde für einen großen Theil ihrer Bewohner einmal in frisches Grün und fällt einmal dem Winterschlaf anheim, erfolgt Einsaat und Ernte. Es war deshalb natürlich, daß Völker, deren Hauptbeschäftigungen die des Ackerbaues und der Viehzucht waren, in Bezug auf dieselben jenen von der Sonne in einem Jahr am Himmel beschriebenen Kreis in Uebereinstimmung mit den zwölf Monaten in zwölf Sterngruppen oder Sternbilder eintheilten und jedem derselben eine dem Monate entsprechende, meistens der Thierwelt entnommene sinnbildliche Bezeichnung gaben.

Es fällt ferner dem Beobachter des nächtlichen Himmels auf, daß ein Theil der Sterne gleich der Sonne und dem Monde über den Horizont emporsteigt und in höherem oder niedrigerem Bogen wieder unter demselben verschwindet, während ein anderer Theil uns stets sichtbar bleibt, aber nach Verlauf einiger Stunden seine Stelle am Himmel geändert hat, sodaß wir z. B. den letzten Stern am Schweife des „großen Bären“ oder an der Deichsel des „Wagens“, unter welchem letzten Namen das Sternbild noch bekannter ist, an dem sich diese Erscheinung am besten beobachten läßt, während er vor sechs Stunden noch links stand, jetzt unten, dann nach abermals sechs Stunden rechts und nach wieder sechs Stunden oben erblicken oder wenigstens erblicken würden, wenn es so lange Nacht wäre. Sowohl dieses Sternbild, von dem schon Homer sagt, daß „es sich nie in den Fluthen des Oceans bade“, als alle Sternbilder, welche nicht, wie wir uns kurz auszudrücken pflegen, auf- und untergehen, beschreiben also einen Kreis um einen Punkt am Himmel, der uns festzustehen scheint. Je näher die Sterne diesem Punkte — dem sogenannten Pol stehen, desto kleiner sind die ganz oder nur theilweise um ihn beschriebenen Kreise, je entfernter jene stehen, desto größer sind diese, bis wir jenseits eines größten solchen

Kreises, soweit es uns der Horizont gestattet, wiederum eine Abnahme von größeren zu kleineren Kreisen bemerken. Dieser größte Kreis am Himmel — der Aequator, wird von demjenigen Kreise, den die Sonne jährlich beschreibt — dem Thierkreise, an den beiden Punkten durchschnitten, welche die Sonne im Frühlinge und Herbst zu der Zeit einnimmt, wo Tag und Nacht gleiche Dauer haben.

Je weiter wir uns in der Richtung jenes obigen scheinbar festen Punktes am Himmel von unserm Standpunkte auf der Erde entfernen, desto höher steigt jener Punkt über unser Haupt, desto tiefer sinkt jener größte Kreis unserm Gesichtskreise zu, desto mehr Sterne beschreiben aber einen vollständigen Kreis um den Pol, ohne auf- und unterzugehen. Die umgekehrte Erscheinung tritt in allen diesen Beziehungen ein, wenn wir vom Pole abgewandt uns immer weiter von unserm Standpunkte auf der Erde entfernen, bis wir den immer höher gestiegenen Aequator über unserm Haupte, den immer tiefer gesunkenen Pol im Horizonte erblicken und alle Sterne nur noch einen kleineren oder größeren Halbkreis um denselben beschreiben. Diese Erscheinung findet gleichmäßig auf beiden Seiten des Himmelsäquators statt.

Außer den vorstehend kurz angedeuteten Bewegungen, welche wir bei gewöhnlicher Beobachtung an Sonne, Mond und Sternen wahrnehmen, bleibt im übrigen die Stellung der letzteren zu einander für unser Auge mit wenigen Ausnahmen unverändert. Man nannte in dieser freilich, wie sich später ergeben wird, irrigen Voraussetzung jene „feststehende“ oder „Fixsterne“, diese wenigen von der Regel abweichenden „Planeten“ oder „Wandelsterne“. Für das bloße Auge am nächtlichen Himmel sichtbar und daher auch schon der alten Welt bekannt waren als solche am festen Himmelszelte wandernde Sterne Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn. Man zeichnete sie deshalb schon

damals gleich der Sonne und dem Monde durch die ihnen beigelegten Namen von Hauptgottheiten vor den übrigen Sternen aus und schrieb ihnen in geheimnißvoller Weise einen wichtigen Einfluß auf das Schicksal des Menschen zu. Die bei den Planeten, insbesondere beim Mars sehr auffallende, bald vorwärts, bald rückwärts am Fixsternhimmel schreitende Bewegung, welche wiederum zu Zeiten mit einem völligen Stillstande abwechselt, erklärten sich die Alten bei ihrer Annahme, daß die Erde der feststehende Punkt sei, in ganz sinnreicher wenn auch unrichtiger Weise durch den sogenannten Epicykel, d. h. einen zweiten Kreis, in welchem sich der Planet um einen in dem Hauptkreise gelegenen Mittelpunkt und mit diesem wieder um die Erde bewege, dann also in der ersteren Bewegung bald vor-, bald rückwärts zu schreiten, bald stillzustehen scheine.

Dagegen nahmen schon ägyptische Priester und griechische Philosophen die Kugelgestalt der Erde an und erklärten unter anderem daraus in richtiger Weise die Mondfinsternisse als das Eintreten des Mondes in den Schatten der Erde, sowie auch ferner schon damals auf dem Monde selbst Berge und Thäler beobachtet und Verzeichnisse über eine große Zahl von Sternen aufgestellt wurden.

Nichtsdestoweniger ist dem menschlichen Geiste ein tieferer Blick in die volle Erhabenheit des Weltgebäudes als des unermesslichen, nach unwandelbaren Gesetzen regierten, vom Größten bis zum Kleinsten in vollendeter Ordnung gegliederten Naturreiches erst von jenem Zeitpunkte an eröffnet worden, wo vor etwas länger als drei Jahrhunderten Kopernikus mit dem Beweise, daß nicht die Erde sondern die Sonne den feststehenden Punkt bilde, alles damit im Zusammenhang Stehende sich also umgekehrt wie bisher angenommen verhalte, der Schöpfer der neueren Astronomie wurde, deren Entdeckungen auf

diesem richtigen Grunde und mit Hülfe der stets vervollkommneten Instrumente nun immer schneller auf einander folgten. Die Erde rückte in die Reihe der Planeten zwischen Venus und Mars ein. Aus der Umdrehung des von uns bewohnten Planeten um seine Achse innerhalb 24 Stunden erklärte sich jetzt in ebenso einfacher Weise die scheinbare tägliche Umdrehung des Himmels, wie aus dem jährlichen Umlaufe der Erde um die Sonne der Kreis, den die letztere scheinbar im Laufe des Jahres in der oben bezeichneten Art beschreibt, und nicht weniger leicht ferner aus der geneigten Richtung der Erdachse gegen die Erdbahn der Wechsel der Jahreszeiten und das Zu- und Abnehmen der Tageslängen, indem bald der Nord- bald der Südpol der Sonne zugewandt und also abwechselnd die nördliche und die südliche Halbkugel der längeren und senkrechttern Einwirkung der Licht- und Wärmestrahlen dargeboten ist, während die Sonne zwischen den beiden Punkten ihres niedrigsten Standes im Winter und ihres höchsten Standes im Sommer — den sog. Sonnenwenden — zu den Punkten emporsteigt bez. herabsinkt, wo Tag und Nacht auf der ganzen Erde im Frühling und Herbst gleich sind. Der Mond aber ist der Begleiter der Erde in derselben Weise wie solcher Nebenplaneten nach den Wahrnehmungen durch das Fernrohr der Jupiter vier, der Saturn sogar acht hat. Außer den alten Planeten wurden nun ferner seit dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts jenseit des Saturns der Uranus und der Neptun, zwischen Mars und Jupiter aber eine bis auf die neueste Zeit vermehrte Zahl von kleinern Planeten — den sog. Asteroiden — entdeckt.

Diese Wahrnehmung auch der entferntesten und kleinsten beweglichen Weltkörper innerhalb der Gegend des Fixsternhimmels, wo wir die Planeten zu suchen haben, nämlich innerhalb der Sternbilder des Thierkreises, ist außer der Schärfe der Instrumente hauptsächlich den durch

den angestrengtesten Fleiß der Astronomen seit dem Beginn dieses Jahrhunderts entworfenen, alle teleskopisch überhaupt sichtbaren Sterne jener Gegend in sich schließenden und mit der größten Genauigkeit ihren Ort angehenden Sternkarten und Verzeichnissen zu verdanken.

Von ungleich größerer Wichtigkeit als die Entdeckung dieser neuen Planeten ist es aber, daß man durch Genauigkeit der Messungen und Berechnungen wie durch Schärfe der Beobachtungen und Schlußfolgerungen nicht allein innerhalb unseres Sonnensystems die Entfernungen der einzelnen Weltkörper von einander, ferner die Gesetze ihrer Bewegungen und ihren Umfang, ihre Dichtigkeit und selbst annähernd ihre sonstige physische Beschaffenheit kennen gelernt, sondern auch auf eben diesem Wege weit über die Grenzen unseres Sonnensystems hinaus einen tiefen Blick in die Unendlichkeit und Ordnung des Weltalls geworfen hat.

Wir wollen, um in der ersteren Beziehung, hinsichtlich der Entfernungen nämlich, unser geistiges Auge allmählich für einen solchen Blick vorzubereiten, mit dem Weltkörper beginnen, der uns der nächste ist, mit dem uns befreundeten Monde. Die Entfernung desselben von der Erde beträgt in runder Zahl 50,000 Meilen. Sie ist also, wenn man auch statt derselben neunmal um die Erde, die einen Umfang von 5400 Meilen hat, reisen könnte, dennoch eine mäßige zu nennen, da man vermittelst der Dampfkraft bei nur 50 Meilen täglich die Reise nach dem Monde in 1000 Tagen, also in 2 Jahren 7 Monaten und einigen Tagen vollenden könnte.

Der uns schneller fördernden Kraft des Gedankens bedarf es aber schon auf der Reise zur Sonne. Denn ihre Entfernung von der Erde beträgt rund 20 Millionen Meilen — richtiger aber nach den Berechnungen seit dem Venusdurchgange vom 8. Dec. 1874 nur zu 19,778000 (?)

Meilen anzunehmen — also 400 Mondweiten. Demnach würde die Locomotive erst nach 1050 Jahren uns an Ort und Stelle bringen oder erst dann, wenn bei 70jähriger menschlicher Lebensdauer bereits die 15. Generation nach uns gestorben wäre. Je mehr wir uns im Gedankenfluge durch den Weltenraum der Sonne nähern, desto unfassbarer für unsere Sinne wird ihre Größe. Eine Kugel, die uns von der Erde aus von der Größe einer mäßigen Geschützflugel erscheint, wächst bei jeder neuen Million Meilen, um die wir ihr näher kommen, riesenmäßig über die Größe des Mondes und der 50mal größeren Erde hinaus immer mehr und mehr an, bis wir endlich bei dem scheinbar den ganzen Weltenraum ausfüllenden ungeheueren Lichtball selbst anlangen.

Der Durchmesser der Erde beträgt 1718 Meilen, der des Mondes 454, die Entfernung beider, wie oben erwähnt, 50,000 Meilen. Wenn nun, um uns eine Vorstellung von der Größe des Sonnenkörpers zu machen, der Mond in einer beinahe doppelt so großen Entfernung um die Erde kreifte, so würde er denjenigen Kreis beschreiben, der dem Umfange der Sonne gleich kommt.

Wir vermögen eine solche Größe nicht zu fassen, und dennoch ist auch wiederum die Sonne mit allen ihren Planeten, von denen der bis jetzt bekannte äußerste — Neptun in einer Entfernung von 626 Millionen Meilen um sie kreiset, ein — Pünktchen im Weltall, das, von entfernten Fixsternen gesehen, kaum einem der Silberstäubchen gleicht, mit denen unserem Auge die sog. Milchstraße am Himmel übersät erscheint. Nicht allein der Halbmesser unserer Erde, sondern auch der 47,000mal größere Durchmesser unserer Erdbahn, eine Linie von 40 Millionen Meilen Ausdehnung, die man außer dem Halbmesser der Erde als Standlinie bei Messung der astronomischen Entfernungen benutzt, verkürzt sich für das auf einem Fixsterne gedachte Auge zu einem bloßen Punkte, und

bis auf die letzten vier Jahrzehnte wurde deshalb auch daran verzweifelt, die Entfernung auch nur der nächsten Fixsterne anders als negativ, nämlich so zu bestimmen, daß man sicher behaupten konnte, auf eine Entfernung von etwa 4 Billionen Meilen von unserer Erde, oder, weil wir hier statt nach Meilen schon besser nach Sonnenweiten zu 20 Millionen Meilen rechnen, bis auf 200,000 Sonnenweiten giebt es noch keinen Fixstern. Denn diese Entfernung entspricht in runder Summe bei jenen Messungen einem Winkel von einer Sekunde als dem 324,000 sten Theile eines rechten Winkels von 90 Graden. Geringere Winkel erschienen aber früher nicht meßbar. Den unausgesetzten Anstrengungen der neueren Astronomen und den Fortschritten in der Anfertigung astronomischer Instrumente ist es jedoch neuerdings gelungen, in ähnlicher Weise wie man unter dem Mikroskop zu messen pflegt, vermittelst des sog. Mikrometers auch Winkel zu messen, die nur unbedeutende Theile einer Sekunde betragen und daher auch die feiner Haarbrette gleichen Winkel zu messen, um den ein näherer Fixstern im Verhältniß zu einem entfernteren sich zur Seite zu bewegen scheint, wenn er von den beiden Endpunkten einer solchen Standlinie wie der oben angegebenen betrachtet wird. Dieser Gesichtswinkel, unter welchem die Entfernung zwischen beiden Beobachtungspunkten einem Auge auf dem Gestirne selbst erscheinen würde oder die sog. Parallaxe, d. i. Verschiebung eines Gestirnes, beträgt beim Monde beinahe einen Grad zu 60 Minuten oder 3600 Sekunden, bei der viel entfernteren Sonne etwas über 8 Sekunden, bei demjenigen Fixstern, den man nach jenen neueren Messungen für den nächsten hält, nämlich dem Hauptsterne im südlichen Sternbilde des Centauren, 0,919 Sekunden, welcher Winkel einer Entfernung von $4\frac{2}{3}$ Billionen Meilen oder 224,520 Sonnenweiten entspricht.

Doch auch dieser letztere Maßstab, bei dem eine Aus-

dehnung von 20 Millionen Meilen als Einheit gilt, reicht noch nicht aus, um unserer Vorstellungskraft einen Anhaltspunkt zu geben, wenn wir zu den entfernteren Sternen unseres Fixsternsystems oder gar zu den zahlreichen anderen Fixsternsystemen emporsteigen, die uns trotz ihrer unendlichen Ausdehnung doch nur als sog. Nebelflecke am gestirnten Himmel erscheinen und für das unbewaffnete Auge meistens gar nicht einmal sichtbar sind. Die Astronomen haben deshalb hier den sinnreichen Gedanken gehabt, diejenige Entfernung, welche das Licht in einem Jahre zurücklegt, während dasselbe den Weg von der Sonne zu uns, also 20 Millionen Meilen schon in 8 Minuten 18 Sekunden Zeit durchmisst, daher ungefähr eine Ausdehnung von 1 Billion 300,000 Millionen Meilen als Einheit anzunehmen und jene Entfernungen nach solchen Lichtjahren oder Lichtmeilen, wie man analog unserer von einem Fußgänger in ungefähr zwei Stunden zurückgelegten Meile auch sagen könnte, zu berechnen.

Jener Stern im Centaur würde darnach ungefähr $3\frac{1}{2}$ solcher Lichtjahre von uns entfernt sein, nach weiteren Parallaxen-Messungen ein Stern im Schwan $9\frac{1}{2}$, der Sirius 14, die Vega im Sternbilde der Leier 21, der Arctur 26, der Polarstern 43 und die Kapella $71\frac{3}{4}$ Lichtjahre. Für die Alcyone in den Plejaden aber ergibt sich durch Berechnung, nicht durch die so weit bis jetzt wenigstens nicht reichende Messung, eine Parallaxe von 0,00467 Sekunden, welche einer Entfernung dieser für den Schwerpunkt unseres Fixsternsystems gehaltenen Sterngruppe von 45 Millionen Sonnenweiten oder 715 Lichtjahren entspricht. Der Halbmesser unseres Fixsternsystems selbst aber wird zu 4777 Lichtjahren angenommen und bildet also eine Linie, deren Ausdehnung in geographischen Meilen sich ergibt, wenn man diese letztere Zahl mit 1 Billion 300,000 Millionen multiplicirt.

Dennoch bildet auch dieses unser Fixsternsystem nur eine jener Welteninseln, deren unzählige im Weltall schwimmen und von denen bis jetzt gegen 2500 als Nebelflecke und Sternhaufen von uns wahrgenommen werden. Als ein solcher Nebelfleck, der nur in den lichtstärksten Teleskopen in eine rund oder unregelmäßig gestaltete Gruppe unzähliger größerer oder kleinerer Sternchen sich auflöst, wird von Weltkörpern in jenen Nebelflecken aus gesehen, auch unser ganzer Fixsternhimmel, dessen in den größten Fernröhren sichtbare Anzahl von Sternen von Herschel auf 20 Millionen geschätzt wird, dem Auge der dortigen Bewohner sich darstellen. Unser Fixsternsystem aber haben wir uns als eine linsenförmig zusammengestellte Gruppe von Sternen zu denken, deren spitzer, weiter vom Mittelpunkte entfernter und darum eine größere Anzahl von Sternschichten hintereinander enthaltender Rand uns als die rings um die Erde gleich einem Sternenbände sich schlingende Milchstraße erscheint, während die beiden abgeplatteten Seiten jener Linse keine so zahlreichen Sternschichten enthalten und deshalb auch die mehr oder weniger freie Durchsicht nach anderen derartigen Welteninseln uns eröffnen, also gleichsam einen ahnenden Blick in den unendlichen Raum des Weltalls selbst gewähren, in welchem, durch Zwischenräume getrennt, die eine gegenseitige Berührung unmöglich machen, nach ewigen Gesetzen jene zahlreichen Welteninseln, wahrscheinlich nur wiederum als Glieder einer höheren Ordnung sich fortbewegen.

Und die Entfernungen dieser anderen Welteninseln? Mädler sagt darüber wörtlich Folgendes: „Sehen wir den Halbmesser unserer Welteninsel auch nur zu 4 Jahrtausenden Lichtzeit und bedenken wir, daß die meisten Nebelflecke unter 1 Minute Durchmesser, also unter 30 Sekunden Halbmesser haben, so folgt, daß sie um mehr als das 7000fache ihres Halbmessers von uns entfernt sind. Da-

durch erhielten wir, wenn wir jene Welteninseln unserer Fixsternwelt durchschnittlich an Größe gleich setzen, gegen 30 Millionen Lichtjahre für sie“ (für jene Entfernungen).

Wir sind damit aber an dem Punkte, wo uns jeder irdische Maßstab verläßt, oder nach menschlichem Fassungsvermögen bei der Unendlichkeit selbst angelangt. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft sind nicht mehr zu unterscheiden, da Sonnen- und Fixsternsysteme von solchen Entfernungen dem beobachtenden Auge mit jeder Million Lichtjahre näher, möglicherweise in einer anderen Entwicklungsstufe sich darstellen werden. Ja, Welten, die uns jetzt noch als helle Sterne am Himmelszeltel erglänzen, sind vielleicht schon seit Tausenden und Millionen von Jahren in Staub zerfallen, und umgekehrt werden unzählige Welten schon jetzt vorhanden sein, von denen der erste Lichtstrahl seit ihrer Schöpfung nach ebenso vielen Jahren erst zu den künftigen Menschengeschlechtern auf unserer Erde dringen und ihnen das Dasein jener längst vorhandenen Welten zuerst verkünden wird.

Bei einem solchen Gedanken schwindelt es freilich unserem Geiste, wir sinken in Ehrfurcht vor der Größe und Allmacht des ewigen Geistes nieder, dessen allgegenwärtiges Auge Vergangenheit und Zukunft, die Geschichte der ganzen natürlichen wie der ganzen geistigen Welt mit einem Blicke überschauet, der dieses unermessliche Weltall schuf und der es noch immer nach den von ihm im Anfang vorgeschriebenen Gesetzen regiert. Aber eben diese Gesetze, die uns die Zweckmäßigkeit und Schönheit dieser Weltordnung und damit die Weisheit und Güte des Schöpfers erkennen lassen, beruhigen uns andererseits wieder. Wir nehmen überall dort in der mehr oder weniger elliptischen Form der Bahnen, der Bewegung der Weltkörper in denselben wie in ihrer Entfernung und Umlaufszeit dieselben Gesetze wahr, nach denen sich schon unser nächstes Gestirn,

der Mond, um unsere Erde drehet, freilich in treuer, aufopfernder Freundschaft sich selbst dabei vergessend, dieselbe als sorgsamer Wächter unverwandt im Auge hat und letzteres nur für den vierten Theil seines einen ganzen Monat dauernden Tages völlig schließt. Und diese Gesetze, welche, nachdem zuerst Kopernikus gleichzeitig mit der Reformation der Kirche die Erde zu dem beweglichen, die Sonne zu dem im Verhältniß zu ihr wenigstens stillstehenden Weltkörper gemacht hatte, dann der ebenso große Kepler entdeckte, führte später im 17. Jahrhundert Newton, beide Vorgänger noch an Scharfsinn und Beobachtungsgabe überrtreffend, auf ein einziges Fundamentalgesetz, das Gesetz der Schwere zurück.

Dieses Gesetz findet unwandelbar auf die Weltkörper und ihre Bewegung Anwendung. Alle Ausnahmen und Störungen beruhen entweder nur auf Täuschung oder finden eben in jenem Gesetze, als der höheren Regel, ihre Lösung.

Daß die Sonne manchmal für eine Weile in Folge des zur Zeit des Neumondes davor hergehenden Mondschattens mehr oder weniger sich verfinstert — d. h. unseren Augen sich entzieht, denn sie ist ein selbstleuchtender Körper — oder daß bei umgekehrtem Verhältnisse, wenn die Erde zur Zeit des Vollmondes zwischen Sonne und Mond steht, der letztere sich wirklich verfinstert und nur von den in der Erdatmosphäre gebrochenen Sonnenstrahlen noch schwach beleuchtet wird, woraus in früheren Jahrhunderten Krieg und anderes Unglück prophezeit wurde, schreckt die Welt jetzt nicht weiter. Man hat vielmehr, namentlich vermittelt eines der obigen Gesetze, wonach der Ort jedes Planeten oder Nebenplaneten in seiner Bahn für jede gegebene Zeit durch Rechnung bestimmt werden kann, im voraus die Zeit des Eintrittes der in Perioden von 18—19 Jahren innerhalb des Thierkreises oder des in dieser Beziehung

auch die Ekliptik genannten Kreises wiederkehrenden 41 Sonnen- und 29 Mondfinsternisse genau berechnet und auf diesem Wege sogar rückwärts, z. B. in der alten Geschichte Schlachttage bestimmt, wo man vorher nur wußte, daß in dem und dem Jahre vor Christi Geburt zur Zeit einer Sonnenfinsterniß eine Schlacht stattgehabt hatte.

Ebenso wunderbar erschien es früheren Zeitaltern, daß die Planeten als bewegliche Weltkörper auf dem Hintergrunde des Fixsternhimmels bald vorwärts liefen, bald allmählich stillstanden, dann sogar rückwärts, zuletzt aber um so schneller wiederum vorwärts sich bewegten. Wer Freude an derartigen Beobachtungen hat, kann es freilich an Jupiter und Saturn als entfernteren, in ungefähr 12, beziehungsweise 28 Jahren den Lauf um die Sonne vollendenden und deshalb im ganzen Jahre nur um ein Sternbild, beziehungsweise kaum dessen Hälfte im Thierkreise vorrückenden Planeten ohne astronomische Instrumente schwerlich, wohl aber sehr gut an dem unserer Erde nur etwa um das Doppelte in der Schnelligkeit seiner Bewegung nachstehenden Mars — einem zur Zeit, wenn er am nächtlichen Himmel steht, an seinem fahlrothen, unheimlichen Lichte leicht aufzufindenden Stern — sehr gut beobachten, wenn man sich von acht zu acht Tagen seine Stelle am Fixsternhimmel merkt. Was ist dieser scheinbare Stillstand und diese scheinbar rückläufige Bewegung aber anderes, als wenn von zwei Wagen der eine (die Erde) etwa doppelt so schnell fährt als der andere (der Mars). Jener Wagen wird diesen sehr bald einholen und letzterer scheint, je näher du mit dem ersteren kommst, stillzustehen, wenn du vorbei gefahren bist, sogar sich rückwärts zu bewegen, obgleich er in Wirklichkeit noch mit derselben Schnelligkeit fährt wie vorher. Denkst du dir ferner für die beiden Wagen statt einer geraden Straße zwei kreisförmige und concentrisch laufende Straßen,

so wird jene scheinbar rückläufige Bewegung des zweiten Wagens nun plötzlich sich in eine sehr schnelle Bewegung nach vorwärts von dem Punkte des Kreises an verwandeln, wo du im ersten Wagen eine dem zweiten entgegengesetzte Bewegung beginnst und die entgegengesetzten Bewegungen beider Wagen also dich immer schneller vom zweiten Wagen entfernen, bis du ihn im Kreislaufe allmählich wieder einholst und dieselbe obige Erscheinung von neuem beginnt.

Das sind also alles nur scheinbare Unregelmäßigkeiten im Weltensysteme, wenn auch immer noch ein gegründeterer Schein dabei obwaltet, als bei dem größeren Umfange der Sonnen- und Mondscheibe im Auf- und Untergange, welche Erscheinung nämlich sogar nur auf einer Täuschung unseres den Mond und die Sonne als uns bekannte große Weltkörper mit den davor befindlichen näheren Gegenständen auf der Erde vergleichenden Auges beruht. Aber es giebt allerdings Erscheinungen am Himmel, die mehr schon als Regelwidrigkeiten gelten könnten, wenn sie sich nicht eben in der höheren Regel auflösten und diese also nur desto fester stellten. Dahin gehört zunächst das allerdings lange räthselhaft gebliebene sogenannte Vorrücken der Tag- und Nachtgleichen. Der Punkt am Fixsternhimmel nämlich, welchen die Sonne, wie wir oben sahen, im Thierkreise oder in der Ekliptik, als dem $23\frac{1}{2}$ Grad unter- und $23\frac{1}{2}$ Grad oberhalb des Himmelsäquators befindlichen und diesen zweimal durchschneidenden Kreise, nachdem sie von ihrem niedrigsten Standpunkte in diesem Kreise seit drei Monaten wiederum höher gestiegen ist, zur Zeit des wiederbeginnenden Frühlings im März einnimmt, wo Tag und Nacht auf der ganzen Erde gleiche Länge haben, ist nicht etwa ein fester Punkt, sondern er rückt langsam vorwärts, in etwas mehr als zweitausend Jahren den zwölften Theil jenes Kreises, also um ein Sternbild

des Thierkreises, so daß das Zeichen des Widders, womit man jenen Frühlingspunkt auf den Himmelkarten kurz bezeichnet, jetzt nicht mehr in dem gleichbenannten Sternbilde zu suchen ist, sondern ein Sternbild weiter westwärts in den Fischen, und so wird es alle zweitausend Jahre weiter gehen, bis nach etwa 24 000 Jahren von jetzt an die Sonne zu der angegebenen Zeit wieder wirklich ihre Stelle im Widder einnimmt. Und doch beruht diese ganze scheinbare Regelwidrigkeit auf demselben Gesetze der Schwere, wonach ein auf einer Tischplatte sich bewegender Kreisel, wenn die ihn um seine Achse treibende Kraft gegen die Anziehungskraft der Erde nachläßt, mit seiner Spitze nicht mehr genau seinen Scheitelpunkt einnimmt, sondern um diesen herum einen größeren Kreis beschreibt und in diesem bei jeder Umdrehung beständig weiter rückt. Die nach den Polen abgeplattete Kugelgestalt der Erde und die in Folge davon auf den vorstehenden Rand des Aequators mehr einwirkende Anziehungskraft oder Schwere der Sonne und des Mondes bringt aber dieselbe Erscheinung hervor wie bei dem Kreisel. Der jetzige Polarstern, der letzte Stern am Schweife des „kleinen Bären“ hat daher nicht immer den Nordpol unseres Erdaequators am Himmel bezeichnet und wird ihn auch ebensowenig künftig immer bezeichnen, sondern er ist nur ein Punkt in dem Kreise, welchen der Pol des Aequators um den Pol der Ekliptik in dem Zeitraume von 25 812 Jahren — dem sogenannten Platonischen Jahre, beschreibt, während welcher Zeit dann gleichfalls die Winkel, in welchen Aequator und Ekliptik sich durchschneiden, in einer der Umdrehung der Erde entgegengesetzten Richtung von Osten nach Westen als Punkte der Frühlings- und Herbst-Tag- und Nachtgleichen durch beständiges Vorrücken den ganzen Thierkreis durchmessen haben. In Folge dieser Bewegung werden, wenn etwa um das Jahr 14 000 nach Christo der hellleuchtende

Stern in der Leier, die Wega, den Polarstern bilden und die Sonne ihren höchsten Standpunkt nicht wie jetzt in den Zwillingen, sondern im Schützen haben wird, das schöne Sternbild des südlichen Himmels, der Orion und der funkelndste Stern von allen uns jetzt sichtbaren, der Sirius, in unsern Breitengraden nicht über den südöstlichen Horizont mehr aufgehen, dann aber etwa noch 8000 Jahre später, wenn wiederum, wie 2—3000 Jahre vor Christo, ein Stern im Drachen dem Nordpole am nächsten steht, nicht nur jene schönen Sterne in unseren Gegenden den Augen von neuem erscheinen, sondern auch noch etwas tiefer am südlichen Himmel das schönste Sternbild des Südens, das Kreuz, für einige Stunden sich über den Horizont erheben. Sternbilder des nördlichen Himmels dagegen, die, wie der Schwan und die Leier jetzt in ihrer scheinbaren Bewegung um den Nordpol für unsere Breitengrade nicht untergehen, werden dann andererseits während einiger Stunden täglich unter unserm Horizonte verschwinden.

Als man den Grund dieser allmählichen Veränderung des Standpunktes der Sonne zur Zeit des Frühlings-Aequinoctiums erkannt hatte, schloß man dann auch rückwärts, daß die Benennung der Sternbilder im Thierkreise, als dem Kreise am Himmel, welchen jährlich die Sonne zu durchlaufen scheint, zu einer Zeit stattgefunden habe, wo das zu unserer Zeit den niedrigen Standort der Sonne im Monat Januar bezeichnende Sternbild des Steinbocks als jenes gemsenartigen Thieres, das man auf den höchsten Felsgebirgen erblickt, auch den höchsten Stand der Sonne im Sommer bezeichnen sollte, so daß dann die Waage das dem Frühlingsanfang entsprechende Sternbild war und die Benennung der übrigen Sternbilder mit dem Klima und der Bodencultur des alten Aegyptens in Verbindung stand. Durch diese geistreiche Hypothese des französischen

Astronomen Laplace wäre es dann zugleich constatirt, daß die jetzt gebräuchliche Bezeichnung der Sternbilder des Thierkreises 13000 Jahre vor dem Anfang unserer Zeitrechnung in Aegypten als jedenfalls einem der ältesten Culturländer ihren Ursprung hatte und daß unsere historische Zeit also weiter hinausreicht, als man gewöhnlich annimmt.

Eine fernere noch allmählichere, für unsere Erde selbst in Bezug auf den Wechsel der Jahreszeiten aber scheinbar viel verhängnißvollere Veränderung ist die säculäre Abnahme der Schiefe der Ekliptik, die nämlich nach den Beobachtungen eines chinesischen Astronomen Tschu-Kong im Jahre 1100 vor Christo $23^{\circ} 52'$ betrug, in unseren Zeiten aber nur ungefähr $23^{\circ} 27'$ beträgt, so daß also ein allmähliches Abnehmen des Winkels stattfindet und in dem Jahr 179,300 unserer Zeitrechnung die Ekliptik mit dem Aequator zusammenfallen, Tag und Nacht das Jahr hindurch auf der ganzen Erde gleich sein und diese scheinbar einen ewigen Frühling feiern, in Wirklichkeit jedoch unter dem Aequator vor Hitze verdorren, weiter von ihm entfernt aber von ewigem Eise starren würde. Doch es wurde dem Menschengeschlechte einst verheißen, daß so lange die Erde stehe, nicht aufhören solle Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht. Und so ist es. Diese Veränderung beruht nämlich ihrem Grunde nach auf dem Einflusse, den die anderen Planeten, namentlich der Jupiter, auf unsere Erde vermöge ihrer Schwere ausüben und gleicht sich eben vermöge dieses selben Gesetzes in der Art wieder aus, daß die Schiefe der Ekliptik sich innerhalb einer Reihe von 92,930 Jahren zwischen den Winkeln von 21° — 28° auf- und abbewegt, nie aber diese beiden Grenzen überschreitet.

So sind diese wie alle anderen noch unbedeutenderen Störungen, die wir an den Bahnen der Planeten überhaupt wahrnehmen, nur scheinbare und nicht wirkliche Unordnungen

des Sonnensystems. Sie beruhen eben nur auf jenem allgemeinen, auch für die kleinsten, aber nothwendig in das ganze System gehörenden Glieder activ und passiv gültigen Grundgesetze, wornach der Mond, unser abhängiger Begleiter, wiederum seine verhältnißmäßige Herrschaft gegen die Erde unter anderem in der Erscheinung der Ebbe und Fluth, nach neuester Annahme auch in den Erdbeben und Vulkanausbrüchen als Folgen einer Bewegung des flüssigen Erdinnern und ebenso in den Strömungen der Erdatmosphäre beweist, das ferner auch überall auf der Erde selbst gilt und das Newton deshalb zuerst an dem vom Baume fallenden Apfel erkannte, wornach aber auch nicht weniger unsere Sonne und die ganze Fixsternwelt in unendlichen Fernen ihre Kreise beschreiben, wie dies die neuere Astronomie durch beharrliche Beobachtungen, wobei nicht etwa bloß einzelne gleichzeitig lebende Astronomen zusammenwirken, sondern wobei der eine nachfolgende die Erbschaft des vorangegangenen übernimmt und sie vermehrt wiederum seinem Nachfolger überliefert, sicher ermittelt hat. Die Sonne und die übrigen selbstleuchtenden Weltkörper sind für die Fortschritte der neuern Astronomie nicht mehr Fixsterne — feststehende Weltkörper. Auch für sie gilt längst das „*e pur si muove*“ des Galilei.

Nach jenen Beobachtungen nimmt man an, daß die Sonne mit ihren Planeten sich in einer Umlaufszeit von 22—27 Millionen Jahren um den allgemeinen — virtuellen nicht materiellen — also auf einer höheren geistigen Kraft beruhenden Schwerpunkt unseres Fixsternsystems in der Nähe der Alcyone, des schon erwähnten Sterns der Plejadengruppe, bewegt. Ein Sonnenjahr verhält sich darnach zum Erdenjahre ungefähr wie letzteres zu einer Sekunde. Die Bewegung einer großen Zahl von Fixsternen, namentlich die Bewegung von Doppelsternen, d. h. von zwei, drei und mehr Sternen umeinander — wie ein solcher

zweiter Stern, deshalb von den Arabern neben einer andern Benennung auch wohl Saidar oder der „Prüfer“ genannt, von einem scharfen Auge ohne Hülfe eines Fernrohres neben dem mittleren Sterne im Schweife des „großen Bären“ gesehen wird — steht, nachdem seit länger als hundert Jahren die schärfsten astronomischen Instrumente darauf gerichtet gewesen sind, jetzt vollkommen fest, wenn auch bei den weiten Entfernungen der Fixsterne natürlich in solchen Zeiträumen dennoch meistens nur von Sekunden, nicht einmal von einzelnen Minuten und Graden des Himmelsbogens die Rede ist. Ja, wie Bessel in Königsberg bereits mehrere Jahre vor seinem im Jahr 1846 erfolgenden Tode aus den Störungen in der Bewegung des äußersten damals bekannten Planeten, des Uranus auf das Vorhandensein eines weiteren Planeten als der unbekannt Ursache dieser Störung schloß, und Leverrier in Paris dann bereits 1846 durch fortgesetzte Berechnungen in einem Briefe an Galle in Berlin den Ort dieses noch unentdeckten Planeten, des Neptun so genau bestimmte, daß Galle noch an demselben Tage wo er den Brief erhielt, ihn nur einen Grad von jenem Punkte entfernt wirklich fand, so hat ebenfalls eine Beobachtung des verstorbenen Bessel, wornach in unmittelbarer Nähe des Sirius und Procyon dunkle oder bisher nicht wahrgenommene Weltkörper sich befinden müssen, durch deren Anziehung die an beiden Sternen wahrgenommenen Störungen entstehen, sich später bestätigt. Wir haben damit eine Astronomie des Unsichtbaren erhalten, für die aber nicht weniger das Gesetz der Schwere gilt wie für die überhaupt wahrnehmbaren Weltkörper.

Es bleibt mir nach der Anlage und dem Zwecke dieses Aufsatzes nun übrig, nachdem wir das Weltall in seiner Unendlichkeit und in seiner unwandelbaren Ordnung kennen gelernt haben, über die Mannigfaltigkeit noch einiges kurz mitzutheilen, in der die Natur innerhalb ihrer

allgemeinen Gesetze nach dem Willen des Schöpfers ihre einzelnen Formen ebenso dort im Großen gebildet hat, wie wir eine solche hier auf der Erde an den verschiedenen Gegenständen der Schöpfung im Kleinen und bis zum Kleinsten wahrnehmen.

Wir übergehen dabei die Erde selbst als den uns seiner allmählichen Entwicklung und seiner jetzigen Beschaffenheit nach im ganzen am besten bekannten und bei einem Theile der übrigen daher als Grundlage uns zur Vergleichung dienenden Weltkörper und beginnen wiederum auch hier mit dem uns am nächsten befindlichen, in gewissen Beziehungen auch bekanntesten Freunde, dem Monde. Die uns abgewandte Seite desselben bekommen wir freilich, da er keine Achsendrehung hat, niemals zu sehen, so wenig wie die dort etwa vorhandenen Mondbewohner unsere viel größere Erdscheibe anders sehen können, als wenn sie den Rand der uns zugekehrten Hälfte der Mondkugel überschreiten. Dagegen kennen wir vermöge der uns einen Weltkörper von der verhältnißmäßig geringen Entfernung des Mondes ziemlich nahe bringenden astronomischen Instrumente die uns zugewandte Seite desselben so genau nach Berg und Thal, daß wir bekanntlich vollständige Mondkarten besitzen und daß die dortigen der Form nach dem ausgebrannten Krater eines Vulkans gleichenden Ringgebirge und Kesselthäler ihre feststehenden Namen haben, gerade wie auf unserer Erde. Ja, die Höhen jener nicht selten gleich den Schneegipfeln der Alpen glänzend erleuchteten Berge werden an den Schatten, die sie der Sonne gegenüber auf der andern Seite werfen, fast genauer bestimmt als die der höchsten Berge der Erde. Ob nun aber in dieser uns bekannten Gebirgslandschaft des Mondes Thiere und Menschen oder beiden ähnliche Geschöpfe oder ob wenigstens nicht auf der andern uns unbekanntem Seite, „hinter den Bergen also, Leute wohnen“, das wissen wir

nicht. Es wird aber aus verschiedenen Wahrnehmungen gefolgert, daß der Mond keine der unsrigen ähnliche Atmosphäre habe, weshalb auch die dort etwa vorhandenen Geschöpfe keinenfalls denen unserer Erde gleich organisirt sein können. Wie aber jedes Glied der natürlichen und der geistigen Welt seinen selbstständigen Zweck hat, zugleich aber als ein Theil des Ganzen auch andern Gliedern dient, so scheint allerdings außer zur Erhellung unserer Nächte, zur Bewegung unserer Meere u. s. w. der Mond durch seine den Erdbewohnern die genauere Beobachtung erleichternde geringe Entfernung und milde Beleuchtung auch dazu bestimmt zu sein, als nächster Vermittler zum Verständniß des übrigen Weltgebäudes jenen zu dienen. Es ist dort gleichsam die erste Station für die zu neuen Entdeckungen immer weiter in den unermesslichen Raum des Himmels vordringenden Reisenden unserer Erde.

Wir wollen nun die Planeten als die Geschwister der Erde der Reihe nach folgen lassen und dann zum Schlusse noch Weniges über die Sonne und die Fixsternwelt hinzufügen.

Der Merkur zuvörderst, ein kleiner Weltkörper, aber vielleicht ein Lieblingskind der Sonne, wenn nicht etwa nach neuesten Entdeckungen (Juli 1878) der „Vulkan“ benannte Planet noch nähere Ansprüche hierauf hat — badet sich ihr am nächsten in dem erwärmenden mütterlichen Lichtstrahl und ist uns deshalb auch selten überhaupt sichtbar. Seine Masse, d. h. Dichtigkeit und Umfang, hat man nach den sog. Störungen, die er bei Annäherung des ungefähr in 3 Jahren seine Umlaufszeit vollendenden Enke'schen Kometen bei diesem verursacht, zufolge des Gesetzes der Schwere berechnet. Hiernach übertrifft der an Umfang kaum 6 Hunderttheile der Erde erreichende Merkur die Dichtigkeit der letzteren nur um etwa $\frac{1}{5}$. Aber ihm strömt bei der excentrischen Form seiner von ihm in 87 Tagen

durchmessenen Umlaufsbahn in äußerster Entfernung die fünffache, in größter Nähe sogar die elffache Licht- und Wärmemenge im Vergleich mit der Erde von der Sonne zu.

Ein zweiter, die Sonne näher als die Erde umkreisender Planet ist die uns als freundlich leuchtender Morgen- und Abendstern bekannte, zu Zeiten bei ihrem überhaupt möglichen nächsten Stande sogar am hellen Mittage sichtbare Venus. Sie erscheint uns Morgens vor Sonnenaufgang, wenn sie, ähnlich wie der Mond im Verhältniß zur Erde nach dem letzten Viertel, der Sonne rechts, und Abends kurz nach Sonnenuntergang, wenn sie links wie der zunehmende Mond der Sonne zur Seite steht, aus dem letzteren Grunde dort wie hier durch ein Fernrohr auch stets in sichelförmiger Gestalt sich darstellend. Hinter der Sonne nehmen wir sie vor den Strahlen der letzteren selbst nicht wahr; vor derselben ist sie uns als kleine dunkle Scheibe nicht anders sichtbar, als wenn sie in theilweise sehr von einander entfernten Zeiträumen (1769; 8. December 1874 und zuletzt 6. December 1882; zuerst wieder 8. Juni 2004) vor der Sonnenscheibe selbst hergeht und den Beobachtungen der an weit von einander entlegene Punkte der Erde eigends zu diesem Zwecke gesandten Astronomen dann Gelegenheit gegeben hat, namentlich darnach die Entfernung der Erde von der Sonne mit möglichster Genauigkeit zu berechnen. Umfang und Dichtigkeit der Venus weichen nicht viel von denen der Erde ab, ebenso wenig ihre Tageslänge. Aber ihr Jahr ist nur 224 Tage lang und ihre Zonen werden, wenn wirklich ihre Ekliptik $72-75^\circ$ beträgt, nur in einer sehr breiten Tropenzone und in schmalen Polarzonen ohne die gemäßigten Zonen der Erde bestehen.

Die klimatischen Verhältnisse des Merkur und der Venus bleiben aber wegen der schwierigen Beobachtung beider immer für uns äußerst ungewiß. Dagegen hat in

dieser Beziehung kein Planet so genau beobachtet werden können, wie der nach unserer Erde dann zunächst folgende Mars mit seinen erst neuerdings am 16. Aug. 1877 auf der Sternwarte zu Washington entdeckten beiden Monden, die den Hauptplaneten in großer Nähe begleiten und von denen der eine nicht einmal einen ganzen Tag für seinen Umlauf bedarf. Sein Umfang ist etwas bedeutender, seine Dichtigkeit etwas geringer als die der Erde. Sein Jahr beträgt ein Erdenjahr und 321 Tage. Sein Tag ist beinahe dem unserigen gleich. Man nimmt eine Atmosphäre, Meer und Land bei ihm wahr, um die Pole sogar glänzende Eismassen, die im Winter eine größere, im Sommer eine geringere Ausdehnung haben. Aber von der Sonne weiter entfernt als die Erde wird er nur etwa halb so stark wie die letztere beleuchtet.

Nun folgen, nachdem die früher zwischen dem Mars und dem Jupiter angenommene, aber immer schon als eine Unregelmäßigkeit aufgefallene Lücke in der Reihe der Sonnenkinder durch eine noch immer in Folge neuer Entdeckungen vermehrte Zahl (1861: 69; 1871: 113; 1884: 238) von Enkelkindern, den Planetoiden oder Asteroiden, ausgefüllt worden, in immer weiteren Entfernungen von der Sonne zuerst der Jupiter, jener in majestätischer Ruhe leuchtende Stern, der alle anderen Planeten zusammen an Größe übertrifft, dann der Saturn mit seinen im Fernrohr sehr wohl wahrzunehmenden wunderbaren und doch gerade wahrscheinlich den Aufschluß über die Art der Entstehung des Sonnensystems enthaltenden Ringen und endlich die nur durch Fernrohre überhaupt für uns sichtbaren Uranus und Neptun.

Der Jupiter hat nur den vierten Theil der Dichtigkeit der Erde, an seiner Oberfläche etwa die unseres Wassers, während sein Umfang den der Erde um mehr als 1400 mal übertrifft. Seine Masse steht daher zu der der letzte-

ren in dem Verhältniß, daß ein Körper, der auf der Erde ein Pfund wiegt, dort $2\frac{1}{2}$ Pfund schwer ist. Die Länge seines Jahres beträgt, wie oben angegeben, fast 12 unserer Erdenjahre. Ein Bewohner des Jupiter, der dortige 80 Jahre lebt, erreicht also ein Alter von 8—900 hiesigen. Aber Tag und Nacht fliegt dort bei einer Achsenumdrehung von 9 Stunden mehr als doppelt so rasch wie auf der Erde vorüber. Die Sonne erscheint dort 27 mal kleiner. Dagegen wird der Jupiter beständig von seinen 4 Monden beleuchtet, die sich in $1\frac{3}{4}$ bis $16\frac{2}{3}$ Tagen um ihn bewegen und von denen der erste ihm so nahe ist, daß sein Durchmesser den dortigen Bewohnern 40 mal so groß erscheint, wie uns der Durchmesser der Sonne. Der etwa 16 Minuten später erfolgende Eintritt der mehr als zehn mal täglich an den Jupitermonden von der Erde aus wahrzunehmenden Verfinsterungen zu der Zeit, wenn der Jupiter in Conjunction mit der Sonne, d. h. jenseits derselben steht und demnach uns um den ganzen Durchmesser der Erdbahn von 40 Millionen Meilen entfernter ist als wenn er in Opposition, d. h. der Sonne gegenüber und die Erde also zwischen beiden steht, hat übrigens, beiläufig hier bemerkt, in sehr einfacher Weise zu der Berechnung der Schnelligkeit des Lichts geführt, das darnach etwa in der Hälfte der obigen Zeit den Weg von der Sonne zu uns als den Halbmesser der Erdbahn zurücklegt.

Ein viel eigenthümlicherer Anblick als durch die vier Monde den Bewohnern des Jupiter muß aber denen des Saturn durch dessen Ringe und daneben durch acht Monde gewährt werden, die ihn in 1—79 Tagen umkreisen, während die Sonne, dort 90 mal kleiner als auf der Erde erscheinend, davor mehr in den Hintergrund tritt, wenn auch ihr Licht dort noch immer 1000 mal stärker ist als für uns das des Vollmondes.

Von den beiden übrigen Planeten, dem Uranus und Neptun, über 19 und 30 mal weiter von der Sonne entfernt als die Erde, läßt sich wenig mehr sagen, als daß sie nach den auch für sie geltenden Gesetzen in 84 bezw. 165 Jahren ihren Umlauf vollenden. Wo das Licht und die Wärme der Sonne aber etwa 360 und 1300 mal schwächer sind als auf der Erde, da müssen natürlich auch ganz anders organisirte Wesen als hier wohnen, und dennoch ist es möglich, daß auch der Neptun noch nicht der äußerste der die Sonne in elliptischen Bahnen umkreisenden Weltkörper ist, wenn wir von den Kometen, jenen zum Theil erst nach Tausenden von Jahren zu der Sonne zurückkehrenden, zum Theil vielleicht in parabolischen Bahnen auf immer sich von ihr entfernenden vermeintlichen Irrfahrern, die aber möglicher Weise als sichere Boten von einem Sonnen- und Fixsternsystem zum anderen reisen, auch ganz absehen wollen.

Von der Größe der Sonne selbst als des gemeinschaftlichen Mittelpunktes dieser Planeten- und Kometenwelt haben wir bereits oben im allgemeinen einen Begriff bekommen. Näher angegeben, beträgt ihr Durchmesser ungefähr 192,000, ihr Umfang ungefähr 605,000 Meilen, ihre Oberfläche 111,000 Millionen Quadrat- und ihr räumlicher Inhalt 3500 Billionen Kubikmeilen. Aus der Sonne lassen sich über 1,400,000 Kugeln von der Größe der Erde machen. Die Dichtigkeit des Sonnenkörpers beträgt dagegen nur ungefähr $\frac{1}{4}$ von der der Erde. Nichtsdestoweniger übertrifft die Sonne aber an Masse alle zu ihr gehörigen Planeten um mehr als das 700 fache und ihre Anziehungskraft steht zu der der Erde in dem Verhältniß, daß der Fallraum hier in der Sekunde 15, dort 430 Fuß beträgt, und die Füße des Menschen daher dort nicht im Stande sein würden, die Last des Körpers, zu etwa $1\frac{1}{2}$ Centner angenommen, dort bei einem um das

29fache stärkeren Gewichte zu tragen. Das Licht aber, welches uns die Sonne auf die Erde entsendet, ist nach neuesten Messungen 619,600 mal stärker als das Licht des Vollmondes, 5,472 Millionen mal stärker als das vom Jupiter und 55,700 Millionen mal stärker als das von der Capella uns entsandte. Daß man neuerdings eine Bewegung der Sonne um einen Mittel- und Schwerpunkt unseres Fixsternsystems in der Nähe der Plejadengruppe und dafür eine Umlaufszeit von 22—27 Millionen Jahren annimmt, ist schon oben erwähnt worden. Bis die dazu erforderlichen Beobachtungen an der Bewegung der Fixsterne vielleicht noch Jahrhunderte lang fortgesetzt sein werden, wird aber diese Annahme immer mehr oder weniger eine bloße Vermuthung bleiben. Dagegen steht es fest, daß die Sonne sich in 25 Tagen 12 Stunden um ihre Achse und zwar ebenfalls wie die Erde und die übrigen Planeten von Westen nach Osten drehet. Es ergiebt sich dies aus der Wahrnehmung, daß die sog. Sonnenflecken, d. h. mehr oder weniger dichte Wolkenmassen in der Atmosphäre des leuchtenden Sonnenkörpers oder — nach der bisher verbreitetsten Ansicht — tiefe Oeffnungen in der Lichthülle der Sonne, wodurch man ihren dunklen Körper erblickt und von denen unter anderen auf der Sternwarte zu Göttingen im Jahre 1758 eine im scheinbaren Durchmesser von 90 Sekunden, zum wirklichen Durchmesser also von 9000 Meilen beobachtet wurde, wenn sie längere Zeit dauern, meist am östlichen Sonnenrande erscheinen und sich in ungefähr 13 Tagen bis zum westlichen Rande fortbewegen, dann aber für eine gleiche Anzahl von Tagen verschwinden, ehe sie am östlichen Rande von neuem sichtbar werden, bei welcher Drehung ferner diese Oeffnungen an den Sonnenrändern gewöhnlich eine schmale, in der Mitte der Sonne dagegen eine breitere Gestalt haben.

Nach dem Gesetze, demzufolge das Licht und die strah-

lende Wärme in demselben Maße abnehmen, als das Quadrat der Entfernung zunimmt, so daß also in einer Entfernung von 2, 3, 4 Meilen nur $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{9}$, $\frac{1}{16}$ der bei einer Meile Entfernung vorhandenen Stärke von beiden noch übrig ist, müßte die Wirkung der Sonne auf ihrer eigenen Oberfläche eine 300,000 mal größere als die von ihr auf die Erde ausgeübte sein. Aber man nahm bisher gewöhnlich an, daß jener Kiesenball nicht etwa selbst ein feuerflüssiger Körper, sondern nur von einer Lichthülle umgeben sei, deren Einwirkung vielleicht durch eine unserer Atmosphäre ähnliche zweite Hülle gemildert werde. Nach anderen Ansichten ist jedoch die Sonne selbst nicht allein ein weißglühender fester Körper, sondern auch von einer leuchtenden, aus glühenden Gasen und Dämpfen bestehenden Atmosphäre umgeben. Wunderbar bleiben die noch bei den totalen Sonnenfinsternissen in den Jahren 1842, 1851, 1860, 1868 und 1870 wiederholt wahrgenommene silberweiß glänzende Strahlenkrone und die röthlich flammenden sog. Protuberanzen oder Erhabenheiten der durch den Mond bedeckten Sonnenscheibe. Diese räthselhaften, vielleicht aber als reflectirtes Licht bezw. als Gasfäulen anzunehmenden Erscheinungen, so wie die ganze übrige physische Beschaffenheit der Sonne noch näher aufzuklären, bleibt der Zukunft vorbehalten, liegt aber nicht außerhalb der Grenzen der Möglichkeit. Astronomie und Chemie haben sich nämlich neuerdings die Hand gereicht, um den Lichtstrahl der Sonne, im Prisma in die sieben Farben des Regenbogens zerlegt und durch vergrößernde Gläser als sog. Sonnenspectrum betrachtet, mit dem Lichte irdischer Stoffe, rücksichtlich der in beiden Lichtstrahlen zum Vorschein kommenden nach der Verschiedenheit des leuchtenden Stoffs in den einzelnen Theilen des Spectrum's charakteristisch gruppirten, hier farbigen hellen, dort beim Sonnenlichte aber dunkeln Linien zu vergleichen und auf diesem Wege mit einer

an Gewißheit grenzenden Wahrscheinlichkeit zu ermitteln, daß die Atmosphäre der Sonne neben ihr eigenthümlichen eine Mehrzahl unserer irdischen Stoffe in gasförmig glühendem Zustande enthält, während andere ebenso bestimmt darin fehlen, und nach einer weiteren Beobachtung über den Ursprung jener dunkeln Linien nicht weniger, daß die Sonne selbst ein weißglühender fester Körper sein muß.

Wir haben mit dieser, seit Newton's Auffindung des Gesetzes der Schwere vielleicht wichtigsten Entdeckung auf dem Gebiete der Naturwissenschaften eine Brücke von der Erde zur Sonne geschlagen, die über die Schöpfung der Erde sowohl als über den fortdauernden Zusammenhang derselben mit ihrer Licht- und Lebensquelle uns vielleicht zu ganz neuen Aufschlüssen führen wird.

Dennoch wird hier wie überall unser Wissen immer Stückwerk bleiben und unserem Geiste das ganze Räthsel erst gelöst werden, nachdem er die Schranken des Erdenlebens verlassen hat.

Noch in höherem Grade gilt dies aber hinsichtlich der Fixsternwelt oder jener Heere von Sonnen oder selbstleuchtenden, uns als flimmernde Sterne von weißem, grünem und rothem Lichte am nächtlichen Himmel erscheinenden Weltkörpern, die nach dem Grade ihrer Helligkeit von den Astronomen in 18—20 Klassen getheilt werden, darunter etwa 17 Sterne erster Größe, deren scheinbarer Umkreis aber dennoch in den schärfsten Teleskopen nicht etwa wie man meinen sollte, sich vergrößert sondern zu einem hellen Punkte von verschiedener Farbe sich verkleinert.

Wie sollte man also ihre Größe kennen, oder wie sollte man überhaupt außer ihrer, wie oben gezeigt, bei einer geringen Zahl annähernd ermittelten Entfernung von uns und außer den bei Doppelsternen beobachteten Bewegungen etwas Weiteres noch über sie zu erfahren nur haben hoffen können, was etwa über die verschiedene

Lichtstärke der einzelnen Fixsterne hinausreicht. So sollte nach auf verschiedene Weise bisher vorgenommenen Lichtmessungen und nach den daneben berücksichtigten Entfernungen z. B. der Sirius 63mal die Sonne an Lichtstärke übertreffen. Und doch ist jene eben bezeichnete Brücke nicht allein zur Sonne sondern jetzt mit Erfolg auch zu der Fixsternwelt geschlagen und bei einer Anzahl von Sternen aus dem Spectrum oder Farbenbilde ihres Lichtstrahls der Stoff, aus dem sie bestehen, bestimmt worden. Es wird jetzt für diesen Zweck sogar noch ein zweiter Weg verfolgt, nämlich im Anschluß an jene obige Entdeckung eine exactere Methode bei der Messung der Lichtstärke in Anwendung gebracht, um ermitteln zu können, wie viel Licht ein Weltkörper selbst absorhirt, ohne es wieder auszustrahlen und um nach diesem Verhältniß (z. B. beim Monde 17, beim Mars 27, beim Neptun 46 Prozent) durch Vergleichung desselben bei beleuchteten Stoffen der Erde die Bestandtheile der Weltkörper zu bestimmen.

Unaufgeklärte Wunder der Fixsternwelt waren endlich bisher die hinsichtlich der Stärke und Farbe des Lichtes „veränderlichen“ Sterne, deren man bis jetzt 65 (nach einer anderen Zusammenstellung 108) zählt und zu welchen z. B. der Algol im Perseus, der prachtvolle Stern an der rechten Schulter des Orion und die Hauptsterne der Cassiopea gehören, so wie ferner die in einer Zahl von bis jetzt 23 beobachteten, nicht selten mit größerem Lichtglanze als der Sirius und Jupiter plötzlich aus dem Reiche der unsichtbaren Weltkörper hervorgetretenen, dann nach kürzeren oder längeren Zeiträumen erbleichenden und endlich spurlos verschwundenen, wahrscheinlich durch Wärmesteigerung plötzlich aufflammenden und dann allmählig verlöschenden „neuen“ Sterne. Aber auch bis zu diesen wunderbaren Erscheinungen, ja bis zu jenen vielfach am Himmelszelt zerstreut sich findenden dünnen, formlosen Nebeln, welche

mit immer größer werdender Wahrscheinlichkeit als der gasförmig glühende Urstoff der späteren Sonnen und Erden sich annehmen lassen, also bis zu jener für uns Menschen unfaßlichen Grenze des Raumes und der Zeit, wo über beiden der allein ewige Geist sein schöpferisches „Werde“ sprach, dringt trotz der bei diesen Nebelmassen nach Millionen von Lichtjahren messenden Entfernung aufklärend neuerdings das Licht der Wissenschaft. Die Geschichte der Schöpfung als der nach vorgeschriebenen Gesetzen vor sich gegangenen und noch weiter vor sich gehenden Entwicklung des Weltalls, wie sie im Kleinen und zusammengefaltet unsere Erde und jeder Theil derselben von der Größe des Heimathlandes eines Erdenbewohners mit archivalischer Zuverlässigkeit enthält, findet im Großen und nach den verschiedenen Entwicklungsperioden auseinander gebreitet nicht weniger am Himmelsdom sich aufgezeichnet, und Lichtstrahlen, vor Millionen von Jahren dem jetzt beobachtenden Auge des Forschers entsandt, erzählen diesem mit der Treue einer handschriftlichen Urkunde von dem Anfange der Welt. Ueberall aber auf den Weltkörpern, in welchem Stadium der Entwicklung sie sich uns auch darstellen, von unförmlichen Nebelgebilden nach allmählicher Verdichtung und Gliederung durch gewaltige Kämpfe von Feuerzgluth und Wassermassen fortschreitend bis zu den jetzigen, in Eintracht ihre Bahnen durch den Himmelsraum wandelnden, familien- und völkerweise geordneten, Licht gebenden oder empfangenden Kugelgestalten, überall entdeckt das beobachtende und vergleichende Auge im ganzen denselben Urstoff, wenn auch im einzelnen diese oder jene Bestandtheile bei einem Weltkörper vorherrschen, bei einem andern dagegen ganz fehlen. Also auch hier Mannigfaltigkeit in der Einheit. —

Aber kaum glaubt die Wissenschaft auf diesem Gebiete

bis in die äußersten Fernen vorgebrungen zu sein, so werden ihr in nächster Nähe, an unserem Monde nämlich, den wir doch, freilich immer nur auf der uns zugekehrten Seite, fast so gut wie unsere Erde zu kennen meinen, schon wieder neue Aufgaben gestellt. Am 16. Oct. 1866 nahm man zuerst auf der Sternwarte zu Athen wahr, daß ein mit dem Namen: Linné im Mare Serenitatis auf Mondkarten bezeichneter Krater verschwunden, die Mondfläche an dieser Stelle eingeebnet und wie früher dunkel, so jetzt hell erleuchtet sei. Ja nachher ist diese Ebene sogar zu einem Hügel erhöht. Es ist dies aber die erste Veränderung, die von uns Erdenbewohnern überhaupt an unserem Begleiter beobachtet worden, und es scheint fast, als sollte uns Menschen damit angedeutet werden, daß wir auch bei den unendlich erscheinenden Fortschritten der Astronomie dennoch, wie dies auch die immer austauchenden neuen Hypothesen zu bestätigen scheinen, nur erst im Anfange stehn und alle ihre Aufgaben erst dann gelöst sein werden, wenn sämtliche jetzige dunkelen Stellen der als unsere Schultafel anzusehenden Mondscheibe ebenso erhellt sind. Es ist das für die Wissenschaft aber nicht etwa entmuthigend, sondern es ist im Gegentheil ein erhebender Gedanke, daß der ferneren Entwicklung des Menschengesistes ein so hohes Ziel gesteckt ist. Wie viel Millionen und Milliarden von Jahren bedarf vielleicht das Menschengeschlecht auf der Erde noch, bis der vom Schöpfer vorbedachte Zweck beider erfüllt worden. — —

Doch es ist Zeit, daß ich hier mit den Wundern der natürlichen Welt schliesse, um in der nächsten Abhandlung mit nicht geringeren oder den eigentlichen, aus unmittelbarer Einwirkung Gottes, nicht weniger aber nach fester Ordnung erfolgenden Wundern der Geisteswelt wieder zu beginnen.



IV.

Das Reich des Geistes.





Ich sprach am Schlusse des früheren Vortrages über den Geist des Menschen, als des sich als solches bewußten Gliedes der natürlichen und der geistigen Welt, die Hoffnung aus, daß es uns gelingen werde, auch über jene vermeintliche Kluft zwischen beiden Reichen, welche wir gewöhnlich Tod nennen, die aber dem Grunde nach nur den Punkt der völligen Wiederherstellung einer durch das Erdenleben scheinbar unterbrochenen Verbindung bezeichnet, einen Blick in das sogenannte Jenseits zu werfen.

Eben der letztere, sehr gebräuchliche Ausdruck giebt aber zu dem Mißverständnisse Veranlassung, das nur zu entfernen, gleich einer Decke vom geistigen Auge fortzunehmen ist, um diesem einen freieren Blick in das Jenseits mehr und mehr zu eröffnen. Es ist dieses Jenseits nämlich zugleich auch schon diesseits des Todes, und wir sprechen deshalb richtiger vom Reiche des Geistes innerhalb unseres irdischen Leibes sowohl, als außerhalb desselben und ferner auf der Erde sowohl wie im Himmel, letzteren hier als die übrigen Weltkörper genommen.

Wie wir aber nach dem früheren Vortrage im Geiste ähnlichen Verhältnissen begegneten wie in der Natur und in der letzteren oft nur das Abbild des ersteren erkannten, so dürfen wir allerdings mit nicht geringerem Rechte, weiter

in jene höheren Ordnungen der natürlichen Welt aufsteigend, wo nicht bloß Erden und Monde um Sonnen, sondern Sonnen und ganze Heere von Sonnen für sich und möglicherweise wiederum zusammen um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt nach ewigen, unwandelbaren Gesetzen kreisen, von dieser Unendlichkeit einer- und dieser strengen Gesetzmäßigkeit und Gliederung andererseits in beiden Beziehungen auf ein ähnliches Verhältniß im Reiche des Geistes schließen, das seinem Umfange nach noch unermesslicher ist als der Weltenraum, an weiser Ordnung und vollendeter Herrlichkeit aber die natürliche Welt weit übertrifft. Insofern die auf der Erde sichtbar lebende Menschheit nun einen Theil, und zwar gewiß nur einen kleinen und untergeordneten Theil dieses unermesslichen Geisterreiches bildet, können wir uneigentlich von einem „Diesseits“ und „Jenseits“ sprechen.

Ferner sind die seligsten Augenblicke deines geistigen Lebens auf Erden, wo du „wie im Himmel“ warest, in möglichster Uebereinstimmung mit den Gesetzen des geistigen Reiches dich fühltest, nur schwache Anfänge der vollkommeneren und ewigen Seligkeit, die dort deiner wartet, insofern dein Herz von irdischen Gedanken rein genug ist, um himmlische Freuden fassen und bewahren, um in die volle Harmonie seliger Chöre ohne Mißklang einstimmen zu können. Auch in dieser ebenso wichtigen Beziehung kannst du von einem „auf Erden und im Himmel“, einem „Diesseits und Jenseits“ sprechen, wenn du nur den Gedanken festhältst, daß das Reich des Geistes eines, und dessen Grundlage hier wie dort dieselbe ist. Aus dem Stücke erkennst du das Ganze.

Wünschest du aber dennoch, ehe du mit deiner Phantasie als ein von den Fesseln des Leibes erlöster Geist den Flug durch des Geistes Reich wagst, die Verbindung zwischen dem Diesseits und Jenseits in veranschaulichenden

Bildern dir noch etwas näher zu bringen, des Todes Pforte als die zu überschreitende Brücke zwischen beiden mit einigen Geistesblüthen geschmückt dir in freundlicherer Gestalt vorzustellen, so denke dir, du wärest aus dem Heimathlande auf eine entfernte Insel, die Erde versetzt, und ein Meer, das Leben mit seinen Stürmen und Gefahren, trennte dich von jenem. Du steuerst also nicht einem Jenseits, nicht einer dir fremden Küste, sondern der alten lieben Heimath zu. Sie leuchtet wie ein Stern aus dem Dunkel des Lebens dir entgegen, gleichwie dem Odysseus sein Ithaka.

Schau' in Odysseus' Fahrt das Bild des menschlichen Lebens; Mühevoll kämpft nicht selten das Schiff mit Sturm und mit Wogen Und nicht immer empfängt nach dem mächtigen Zorne Poseidon's Uns wie den herrlichen Dulder ein freundliches Land der Phäaken. Doch, wie ihm nicht fehlte der Muth zu rüstigem Kampfe, Weil sein Ithaka ihm als Strahl der Hoffnung erglänzte, So blinkt Sterblichen auch nach überstand'nen Gefahren Goldeneim Sterne gleich der Lohn der besseren Heimath!

Und hast du die Fahrt überstanden und den Anker an der Küste des Heimathlandes ausgeworfen, siehe, da stehen alle deine Lieben, die dir vorangegangen, am Ufer mit offenen Armen, und du schauest in ihr altes treues Auge und ruhest an ihrem Herzen, und nichts wird euch fortan mehr trennen auf dem weiteren Wege bis dahin, wo ihr Gottes Angesicht schauet.

Oder willst du statt dieses größeren Bildes ein kleineres, dir namentlich, du liebes Frauenherz, vielleicht noch näher stehendes haben, so vergleiche den Menschen auf seinem Lebenswege mit dem Kinde, das die Mutter lehrt, allein zu gehen. Sie stellt es deshalb an die eine Seite des Zimmers, während sie selbst mit offenem Arme und ermunterndem Liebeswort sich an der anderen Seite ihm entgegenneigt. Das Kind, anfangs ängstlich, wagt

die ersten Schritte allein, wird nach und nach zuversichtlicher und endlich fliegt es mit freudestrahlendem Blicke in den Arm der Mutter, und diese lohnt ihm mit einem Kusse. Das ist für den Menschen am Ziele seiner Pilgerfahrt auf Erden der Kuß, womit ihn der Todesengel berührt. Der trägt die Menschenseele nun weiter empor zu dem Lande des Friedens, und das Lebensbuch und alle Kränze von Rosen und Immortellen, welche Liebe und Freundschaft euch auf den Sarg legte, trägt er mit hinauf und fügt selbst noch einen Lorbeerkranz hinzu, den er während eures Lebens von Blatt zu Blatt zusammenwand, so oft ihr euch selbst besiegtet. So ist der Tod also die Geburt zu einem höheren Leben, dem dein Geist, wenn auch im unentfalteten Keime, schon vor deiner irdischen Geburt angehörte. Die Geisteswelt, von der die folgenden Erörterungen handeln sollen, ist also nicht etwas, vor dem du zurückschrecken sollst, sondern sie ist ja deine liebe Heimath, der dein Herz schon hier in seinen seligsten Augenblicken, ohne daß du es selbst wußtest, sehnsüchtig zugewandt war. —

Nun wirst du ja wohl hinlänglich gerüstet sein, um eingedenk des Wortes am Schlusse des zweiten Aufsazes, daß Alles in der natürlichen Welt nur „Gleichniß“ der Geisteswelt sei, die letztere sicheren Blickes und Fußes zu betreten.

Die Astronomie, welche man mit Recht die Königin der Wissenschaften, versteht sich der Naturwissenschaften, genannt hat, bezeichnet also den Weg, auf dem uns die Natur als treue Mutter, wie sie uns als Kinder aufrecht gehen lehrte und damit schon frühzeitig unseren Blick auf die größere Welt über uns hinlenkte, so auch weiter noch an ihrer Hand in jene unsere eigentliche Heimath — das Vaterhaus einführen will, damit zunächst in Bezug auf die Unendlichkeit jenes Reiches unserem Geiste nicht schwindele, wenn er nach beendigter Pilgerfahrt, vom

irdischen Körper als dem an die Erde gebundenen Theile des Menschen befreit, nun vermöge eines Gedankens den Raum zwischen Erde und Sonne, zwischen dieser und anderen Sonnen durchmißt. Du darfst aber freilich hierbei nicht mehr deinen Fuß zum Maßstab nehmen wollen, auch nicht mehr den Raum, welchen du zu Fuß in etwa zwei Stunden zurücklegst, sondern du mußt, um die Schwingen deines Geistes zu einem Fluge in sein Reich zu lösen — wie in einem früheren Vortrage gezeigt — wenigstens schon nach Lichtjahren oder Lichtmeilen — jede zu 1 Billion 300,000 Millionen geographischen Meilen — rechnen. Aber auch dieser, wie es uns nach irdischen Begriffen scheint, für die Berechnung von Ewigkeiten des Raumes und der Zeit ausreichende Maßstab schwand vor der zu 30 Millionen Lichtjahren angenommenen Entfernung eines jener Fixsternsysteme, die gleich dem unserigen wie Inseln im unermesslichen Weltenraume schwimmen, wiederum zu einem Punkte zusammen.

Die Schnelligkeit des Lichtes beträgt in einer Zeitsekunde 41,000 Meilen. Der elektrische Funke soll sogar in einer Sekunde jene Schnelligkeit noch um weitere 19,000 Meilen übertreffen, in der Zeit eines Augenblickes also zehnmal die Erde umkreisen können. Wollen wir aber über die eine und die andere Erscheinung, bei der in der Natur Raum und Zeit nach menschlichem Fassungsvermögen fast aufgehoben sind, unser Erstaunen ausdrücken, oder wollen wir die Geschwindigkeit der Lichtwellen bewundern, deren, wie menschlicher Scharfsinn genau ermittelt hat, bei den rothen Lichtstrahlen 478 Billionen und so aufsteigend bis zur violetten Farbe 700 Billionen in einer Sekunde auf einander folgen, so reichen dennoch alle diese Maßstäbe, die wir für Raum und Zeit an Erd' und Himmel legen, für das reine Reich des Geistes nicht aus. Es bedarf ihrer hier aber auch

nicht. Der von den Schranken der Sinnenwelt völlig befreite Geist braucht vielmehr seine Stelle — im irdischen Sinne gesprochen — für seine Gedankenflüge überhaupt nicht zu ändern. Er ist, er sieht, er wirkt überall, wohin ihn der Gedanke trägt. Für ihn ist das kleinste und das größte Maß von Raum und Zeit gleich. Für ihn giebt es keine Entfernungen, keine Vergangenheit, keine Zukunft, nur Gegenwart in Raum und Zeit. Der von seinen Fesseln befreite Geist bedarf also nicht mehr der vermittelnden Telegraphenkette. Er geht selbst und kommt auch mit der Antwort in demselben Augenblicke zurück. Oder wollen wir dennoch annehmen, daß auch der Geist, ähnlich wie Licht, Electricität und Magnetismus, oder wie unsere Sinneswerkzeuge sich jenes früher erwähnten feinsten, das Weltall erfüllenden materiellen Stoffes, des sog. Aethers, für seine Wahrnehmungen und Mittheilungen als vermittelnden Fluidums bediene, so sind doch hier die Wellen dieses Aethermeeres solchenfalls völlig unmeßbar.

Von dieser Feinheit und Schnelligkeit der Schwingungen des Geistes bekommen wir schon während seiner körperlichen Schranken einen diesen entsprechenden, annähernden Begriff durch die Art und Weise, wie nicht allein der flüchtigste Eindruck der Außenwelt das Nervengewebe bis in seine feinsten Verzweigungen durchströmt und vermittelt dieses Leiters dem Geiste als Empfindung sich mittheilt, sondern wie der letztere wiederum, auf einem gleichen Wege seinen Willen verkündend, fast in demselben Augenblick den dienenden Muskel die gebotene Bewegung vollziehen läßt. Für den von allen anderen irdischen Stoffen befreiten Geist bildet dann also jener feinste, die Welt durchdringende Stoff, so weit jener von seinem Centrum Strahlen ausendet oder wiederum dahin empfängt, sein Nervenfluidum.

Den Gedanken der völligen Aufhebung eines jeden Maßstabes für Raum und Zeit, die Erhebung über die Erde und über das ganze Weltall bis dahin, wo sie dir geringer als einem Stäubchen gleich erscheinen, mußt du aber mit deinem Geiste gefaßt haben, wenn du diesen völlig in sein Recht, als etwas an die Sinnenwelt überhaupt nicht Gebundenes, als einem unendlichen und ewigen Reiche angehörig, einsetzen willst. — Wir wollen in dem letzteren weiter schreiten.

Es ist sehr zu bedauern, daß — von den wenigen Gelehrten abgesehen — unser Zeitalter, nachdem die frühere Astrologie zur Astronomie geworden ist, so wenig den Blick von der Erde zu der Welt über unserm Haupte erhebt. Wir würden, nachdem dort unser Blick zur Unendlichkeit erweitert, dann nicht weniger ihrem ganzen Umfange nach die ewigen Gesetze der Natur erkennen und in dieser natürlichen Weltordnung das Abbild einer ebenso festen Ordnung im Reiche des Geistes anschauen. Es bedarf zu jener Kenntniß, wenn auf der Grundlage des gewöhnlichen Schulunterrichts durch öftere Beobachtung am Himmel selbst weiter gebaut wird, wenig oder gar keiner Nachhülfe, ebenso wenig nothwendig astronomischer Schriften, Karten und Instrumente. Die Natur selbst ist die beste Lehrmeisterin. In dieser Weise beobachteten die Völker des Alterthums ohne unsere jetzigen Hülfsmittel die täglichen und jährlichen Bewegungen am Himmel so genau, daß sie dabei des Kalenders entbehren konnten. Die meisten noch jetzt gültigen Namen der Sterne sind griechischen oder arabischen Ursprungs, und ohne Kompaß und ohne Karten befuhr damals der Schiffer das stürmische Meer, durchzog ein wandernder Hirtenstamm die unwirthbaren Wüsten, nur von den Sternen des nächtlichen Himmels geleitet. Man spricht auch wohl jetzt von der Schönheit, von der Erhabenheit des Sternenhimmels in einer hellen Winter-

nacht, man erfreut sich daran wie an dem grünen Walde des Frühlings, an der großartigen Einsamkeit der Alpenwelt oder an dem majestätischen Anblicke des Meeres beim Sonnenauf- oder Untergange. Man kennt auch einzelne Sterne, etwa den Abend- und Morgenstern, den Polarstern, vielleicht auch den Jupiter und Sirius und einzelne Sternbilder, wie den großen und kleinen Bären, die Plejadengruppe oder das Siebengestirn, den Orion und die Kassiopea. Man ist überrascht und wie früher von Furcht so jetzt von Entzücken bewegt durch das Erscheinen eines Kometen. Aber über der hehren Pracht des Sternenhimmels, die wie ein halbverständener Laut aus fernem Heimathlande wehmüthig-freudig im menschlichen Herzen wiederklingt, steht doch die Ordnung jenes unermesslichen Weltgebäudes. Die wahre Größe der Schöpfung begreift man doch erst, wenn man wirklich mit seinem Auge wahrnimmt, wie jenes unzählbare Sternenheer über uns — von majestätischen Sonnen und Planeten herab bis zu den einem Spielzeuge zu vergleichenden Himmelskörperchen, die oft einzeln, oft schaarenweise uns den Anblick eines Feuerwerkes gewähren — nicht allein leuchtet und in Diamantfarben blitzt und flimmert, sondern als ein wunderbar gegliedertes Ganze in größter Eintracht nach unwandelbaren Gesetzen sich bewegt, wie dort im großen Weltall Friede ist, wenn es hier im kleinen Menschenleben stürmt, im Menschenherzen sich nicht beruhigen will.

Doch nur Geduld, nur Vertrauen! Auch für das Menschenherz giebt es einen Frieden, der „höher ist, denn alle Vernunft“, dem gegenüber aber auch die Brust unseres großen Dichters trotz seines reichen Geistes gleich der des ärmsten Sterblichen die Sehnsucht empfand, der er in „Wanderers Nachtlid“ einen so rührenden Ausdruck gab:

„Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach ich bin des Treibens müde,
Was soll all' der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm', ach komm' in meine Brust.“

Ja, auf zu den Sternen! Himmelan richte den Blick, wenn er vom Leid der Erde getrübt ist. Er, der ewige Geist, der jenen Welten ihre Bahnen vorgeschrieben, aber auch die Haare deines Hauptes gezählt hat, er lenkt die Welt im Großen, er lenkt auch die Welt im Kleinen, im Kleinsten, im Reiche der Natur wie im Reiche des Geistes. Dort ist es das Gesetz der Schwere, hier ist es das Gesetz des Rechtes und der diesem entsprechenden Pflicht, wonach dort die natürliche, hier die sittliche Weltordnung besteht. Eine ist so unwandelbar wie die andere. In einer und der anderen waltet nicht der Zufall, sondern ein höherer Wille. Dort stellt die Natur selbst nach ihr vorgeschriebenen Gesetzen die gestörte Ordnung wieder her, wenn nicht überhaupt die Störung eine bloß scheinbare für das kurzfristige Menschenauge war. Hier im Reiche des Geistes als eines sittlich freien Wesens findet die Störung der Ordnung nach freiem Willen statt. Sie muß daher auch nach eben diesem Gesetze durch freien Willen wieder hergestellt werden. Aber sie wird wieder hergestellt, früher oder später, ebenso gewiß wie die Sonne beim Beginn des Frühlings beinahe alljährlich, aber völlig nach 26,000 Jahren an denselben Platz zurückkehrt.

Und woher kennen wir dieses geistige Gesetz der Schwere, wenn wir analog dem Reiche der Natur die berechnete aber noch mehr verpflichtete Stellung des einzelnen Geistes in der gegliederten Ordnung des geistigen Reiches so nennen wollen, welche die Christuslehre in dem

Sage: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst und Gott über alles“ kurz ausdrückt? Der Apfel des Newton — hier der Apfel des Adam, liegt nicht fern. Ein jeder von uns trägt ein Stück dieses Gesetzes in seiner eigenen Brust. Das ist das Gewissen, gleichsam jener Pendel in der Uhr des Geistes, der ihren Gang immer von neuem regelt, wenn er unrichtig geworden ist, und zugleich das unsichtbare Band, das jedes Glied der sittlichen Welt von Irrwegen wiederum in die Bahn um die höchste alleinige Licht- und Lebensquelle einlenkt, die den allgemeinen Schwerpunkt jener Welt bildet. Das Gewissen als das Gefühl der Abhängigkeit von einem höheren Gesetzgeber und Richter und deshalb die Hauptquelle aller Religion, warnt und mahnt; es lohnt und straft; es ruht nicht eher, bis du ein begangenes Unrecht, auch das kleinste, wieder gut gemacht und vor allem diesem inneren Richter zugestanden hast, bis Gottes Friede in deine Brust eingekehrt ist. Auf demselben Wege, den du für dein Wissen allein gelten lässest, dem Wege der Erfahrung, strebst du also im Gebiete des Gewissens einem viel höheren und sicherern Ziele zu — der eigentlichen Lebensweisheit, und je weiter du auf deinem Lebenswege schreitest, desto mehr steigert sich die Aufgabe, mit ihr aber auch die Kraft, sie zu lösen.

Jenes geistige Gesetz gilt für den einzelnen Menschen, es gilt für ganze Völker der Erde, es gilt für das geistige Reich im Himmel und auf Erden. Denn zu der Einsicht sind wir, seit Kopernikus uns bewiesen, daß die Erde nicht den Mittelpunkt des Weltalls bilde, doch jetzt wohl gelangt, daß wir Erdenbewohner uns egoistischerweise nicht länger einbilden dürfen, jene unzähligen Welten, die über unserm Haupte als Sonne, Mond und Sterne leuchten, seien lediglich um unsertwillen da, um uns paar Menschenkindern zu dienen und Freude zu machen, die obendrein der Regel nach von jenen Welten so

wenig Kenntniß nehmen. Die ganze Erde ist im Reiche der Natur kaum ein Stäubchen im Vergleich zu der Masse der übrigen Weltkörper, und ebenso müssen wir also für das Reich des Geistes annehmen, daß „in des Vaters Hause viele Wohnungen sind“, daß auf sämtlichen übrigen Weltkörpern mehr oder weniger uns gleiche, sicher aber der Mehrzahl nach höher begabte, vernünftig denkende, sittlich freie Wesen leben. Für alle aber wird nach dem als Gedanken Kern dieser Schrift in dem Vorworte angegebenen Satze: „im Kleinen das Große, im Einzelnen das Ganze“, ohne Frage dasselbe geistige Gesetz gelten, welches für das einzelne Menschenleben gilt, welches wir aber auch schon auf der Erde in größerem Maßstabe in der Geschichte ganzer Völker wahrnehmen, wenn auch hier die Zeitpunkte der früheren Störung und der späteren Wiederherstellung der sittlichen Weltordnung gewöhnlich weiter auseinander liegen als beim Einzelnen. Dieses Gesetz, das über ganze Völkerfamilien, über ganze Königsgeschlechter seine Herrschaft ausübte und in alle Zukunft ausüben wird, ist die unerbittliche Ate der Alten, die nach ewigem Recht streng waltende Göttin, deren geheimnißvolle Macht uns in der älteren griechischen Tragödie in so ergreifender Einfachheit entgegentritt. Nach demselben Gesetze mußte das mächtige Rom von der Höhe seiner Weltherrschaft herabsteigen, als die aller Sitte und allen Menschenrechten hohnsprechende Leppigkeit und Grausamkeit seiner Kaiser an die Stelle früherer republikanischer Tugenden getreten war. Nach demselben Gesetze folgte in neuerer Zeit die französische Revolution dem Zeitalter eines Ludwig XIV. und Ludwig XV., und wiederum den Auswüchsen des Jakobinerthums die Zwingherrschaft des Korsen, der als ein Dämon für das ruhmstüchtige Frankreich auf seiner Heimathinsel in demselben Jahre 1769 geboren wurde, wo französische Uebermacht endlich über die Tapferkeit eines naturwüchsigem

Bergvolkes den Sieg davon getragen hatte. Und Napoleon Buonaparte, an seinen eigenen Weltberuf glaubend und in dieser Siegesgewißheit jeder Gefahr troz bietend, mußte doch, von demselben Fatum ereilt, auf jenem einsamen Fels im atlantischen Ocean an nagendem Schmerze enden, nachdem er vor dem Heldensinne eines Volkes sich hatte beugen müssen, dem der Genius einer durch den Uebermuth des Siegers geopfertem edlen Königin als Morgenstern seiner Befreiung voranleuchtete. Und wie erging es dem Dritten jenes verhängnißvollen Namens? — Er, dessen Friedenswort eine Lüge war, brach, die Hand in Bürgerblut getaucht, kalten Muthes den der Freiheit seines Volkes geleisteten Eid. Er entzog, uneingedenk jenes ewigen Gesetzes, um sein eigenes Herrscherhaus zu befestigen, den von Frankreichs Boden verbannten Nachkommen seines Vorgängers auf dem Throne ihr Privatgut — er, selbst einst ein Verbannter! Aber — eine fromme Mutter schrieb an die Wand ihres neben dem Schulzimmer ihrer Söhne mit bürgerlicher Einfachheit eingerichteten Gemaches im Eifenacher Schlosse die Worte:

Glaub' nur feste,
Daß das Beste
Ueber dich beschlossen sei.
Bleibt dein Wille
Nur fein stille,
Wirfst du alles Kummers frei.

Diese Zeilen der Ergebung und des Vertrauens zu dem höheren Lenker, für die einen ein Segensvermächtniß, mußten auf einer andern Stelle früher oder später zu Feuerzügen werden, die sich nur durch ein der Wahrheit, der Freiheit und dem Rechte rückhaltslos gebrachtes Opfer hätten auslöschen lassen. Die Selbstsucht des Kaisers konnte dieses Opfer nicht über sich gewinnen. Sie wollte ihr Ziel erreichen, wenn auch ganz Frankreich

in inneres und äußeres Verderben darüber gestürzt, wenn auch immer neue Ströme von Menschenblut darüber vergossen werden sollten. Das Gottesgericht ist vollzogen, das Urtheil mit großen Schriftzügen von einer höheren Hand in das Buch der Geschichte eingetragen. —

Schauen wir aber in die Geschichte unseres eigenen Vaterlandes, das wir erst jetzt wieder zu seiner früheren Macht und Herrlichkeit haben erstehen sehen, da bestieg einst ein edler Graf aus der Schweiz den Kaiserthron und stellte mit kräftiger Hand wieder Ruhe und Ordnung im Reiche her nach „kaiserloser, schrecklicher Zeit“. Aber das Wort: „Tu felix Austria nube“ wurde statt des Heils zum Unheil für das Herrscherhaus wie für Deutschlands Geschichte. Die burgundische Erbtöchter brachte dem ersteren freilich reiche Provinzen zu. Doch der Enkel Maximilians, neben der Kaiserkrone nicht allein im Besitze jener großmütterlichen Erbschaft, sondern von der Mutter her auch Spanien und damit in neu entdeckten Ländern ein Reich ererbend, „in dem die Sonne nicht unterging“, hinterließ, seine große geschichtliche Aufgabe für die Reformation der Kirche und für die Eintracht im deutschen Reiche verkennend, selbst in klösterlicher Einsamkeit endend, zu Nachfolgern dort in Spanien und den Niederlanden seinen Sohn, einen Philipp II., hier in Deutschland und den österreichischen Erblanden nach einigen andern Kaisern einen Ferdinand II. Beiden war von fanatischen Priestern der finstere Geist religiöser Ueberspanntheit und Verfolgungssucht eingepflanzt zum Unheil sowohl für die spanische Monarchie als für Deutschland und Oesterreich. Und letzteres hat dennoch, wenn auch, wie daneben anzuerkennen, lange Zeit hindurch die schützende Ostmark Deutschlands, jenes System der Geistesunterdrückung und der Vermehrung seiner Hausmacht auf Kosten der freien Entwicklung des deutschen Volkes noch Jahrhunderte hindurch fortgesetzt, bis Gottes strafende Hand selbst hier Einhalt

gebot. Die alte Schuld des Hauses Habsburg, das den dreißigjährigen Krieg heraufbeschwor und Deutschlands gesegnete Gauen auf Jahrhunderte verwüsten ließ, ist aber gesühnt. Die Sühne bestand in Anerkennung der Glaubensfreiheit und in treuem Zusammenhalten mit dem deutschen Bruderstaate. In beiden Beziehungen ist ein neuer Geist in das alte Kaiserhaus eingezogen, und Heil ihm, wenn es diesem Geiste ferner folgt. — Ueber Preußen aber, dem jegigen Stolz und Hort des Vaterlandes, möge sein guter Genius walten, und Gott der Herr beschütze Deutschlands Kaiser gnädig jetzt und für alle Zeiten. — —

Wir überschauten bisher an der Hand der Natur geleitet die Unermeßlichkeit des geistigen Reiches und erkannten im Geiste des einzelnen Menschen als eines Gliedes sowie in der Geschichte der Völker als größerer Glieder dieses Reiches dessen Gesetze. Wir müssen nun dem die irdische Hülle abstreifenden Geiste selbst in die höheren Ordnungen jenes Reiches folgen. Der Tod ist nur die völlige Rückkehr in das letztere, das wurde uns aus dem unvergänglichen, den Körper überdauernden Wesen des Geistes in einem früheren Vortrage klar und zur Gewißheit. Wo bleibt denn aber der Geist des Menschen, wenn er jene Brücke überschritten hat? Wo ist sein Wohnort? Worin besteht seine fernere Thätigkeit? Welches sind seine Freuden, seine Schmerzen? Wo ist seine fernere Zukunft?

Wir wollen zur Beantwortung dieser Fragen auch hier zunächst wiederum von derselben gütigen Mutter uns leiten lassen, die uns bisher den Blick in jenes Land des ewigen Friedens eröffnete, und dann ebenso den Spuren folgen, die bereits in unserem eigenen Geiste und in größerem Maßstabe in der Geschichte der Menschheit als Andeutungen für die Lösung jener wichtigen Fragen enthalten sind.

Nun, wo weilen also zuvörderst die Seelen unserer vorangegangenen Lieben? Wir gehen zu ihrem Grabe und thun recht daran. Es ist eine schöne Sitte, die Gräber zu schmücken, sie zu einem Orte unserer süßen Wehmuth zu machen, an dem wir gern verweilen, um uns das liebe Bild des Entschlafenen recht lebhaft zu vergegenwärtigen. Aber den Geist der im Grabe sanft ruhenden irdischen Hülle sollen wir dort nicht vorzugsweise suchen. Er ist gewiß nirgend fern von uns, wo wir seiner liebend gedenken, sei es allein, sei es im Kreise der Freunde, nirgend fern von uns in Freud' und Leid, wo wir nach seiner Theilnahme, seiner Hülfe uns sehnen. Aber vor allem wird der von irdischen Fesseln und Sorgen befreite Geist vermöge seines eigentlichen Lebensprincips, der Thätigkeit, gern an Orten, in Kreisen sein, an und in denen er während seines Erdenlebens thätig war, seien es kleinere Kreise der Familie und Freundschaft, seien es größere Kreise einer allgemeineren Wirksamkeit. Aehnlich war es mit dem auferstandenen Erlöser, welcher zuerst einzelnen der Freundinnen und Jünger erschien, die, von der Sehnsucht ihres Herzens getrieben, zu seinem Grabe wanderten, oder welcher in der Stille des Abends sich bei ihnen einfand, um an ihrem Mahle in gewohnter Weise theilzunehmen, welcher dann aber nach und nach in größeren Kreisen und bei den Geschäften des Tages ihnen zur Seite stand.

Aber soll der vollendete, verklärte Geist an die Erde, wo er seine Prüfungszeit bestand, überhaupt gebunden sein? Sollen nicht höhere Freuden für ihn bestimmt, nicht höhere Ordnungen im Reiche des Geistes sein Ziel sein? und muß sich damit nicht auch der Wohnort des Geistes, wenn wir von einem solchen sprechen wollen, verändern oder vielmehr erweitern? Muß aber mit dieser Verlegung des Mittelpunktes und Erweiterung des Kreises der Thätigkeit des Geistes nicht auch verhältnißmäßig dessen Denken, Fühlen

und Wollen wachsen, und muß der Geist damit nicht auf eine höhere Stufe der Erkenntniß und der Läuterung gehoben werden, im Verhältniß zu der unser gegenwärtiges, von irdischen Sorgen und Genüssen umhülltes Leben, und mochte es der Freuden und Schmerzen, der erfolgreichen und der vergeblichen Kämpfe noch so viele und große enthalten, dem geistig geklärten Blicke als eine bloße Vorstufe und nach jener irdischen Seite hin als von verschwindend geringer Dauer und Bedeutung erscheinen wird? Gewiß, der Himmel muß der Wohnsitz für den nicht mehr an die Erde gebundenen Geist werden.

Sehen wir uns einmal den Himmel, die mehr oder weniger von der Erde entfernten Weltkörper als solch' einen etwaigen künftigen Wohnort des menschlichen Geistes an. Zunächst den alten Freund und Diener, den Mond. Die dortigen Geschöpfe werden jedenfalls, wenn sie mit einem Körper bekleidet sind, ganz anders wie wir organisirt sein müssen, da der Mond, den wir freilich nur der uns zugekehrten Seite nach kennen, keine Atmosphäre, also auch keinen Regen, keine Flüsse und Bäche und also auch keine Pflanzenvegetation zur Ernährung derartiger Geschöpfe zu haben scheint. Nicht dieser Umstand aber, sondern das untergeordnete Verhältniß des Mondes zur Erde steht der Annahme entgegen, daß derselbe für die Geister der von hier Abgeschiedenen ein Wohnort sein sollte. Wir betrachten also weiter die übrigen, gleichsam als Kinder der Sonne, mit uns gleichberechtigten Planeten und zwar in Bezug auf ihre Entfernung von der Sonne, ferner auf ihre Dichtigkeit und die dadurch außer dem räumlichen Umfange bedingte Schwere, sowie auf ihre übrige physische Beschaffenheit. Was war das Resultat der in einem früheren Vortrage in diesen verschiedenen Beziehungen enthaltenen kurzen Angaben über die als Geschwister uns gleichbürtigen Weltkörper? Wir nahmen dort im Großen wie überall im

Kleinen die größte Mannigfaltigkeit der Natur innerhalb der höchsten Gesezlichkeit wahr. Jeder Planet hat seine Eigenthümlichkeiten, aber alle haben auch wieder ihr Gemeinschaftliches, ganz wie wir das eine und andere bei den einzelnen Kindern eines Elternpaares finden. Diese stellen zusammen nicht selten gleichsam die verschiedenen Seiten des Vaters und der Mutter, innerhalb der früher bezeichneten Grenzen einer hierbei überhaupt stattfindenden Vererbung, dar. Alle Kinder, wenn auch unter sich verschieden, stehen daher zu den Eltern in demselben Verhältnisse. Es läßt sich deshalb, wenn wir nun zu unserer eben aufgeworfenen Frage: ob der Geist des Menschen nach dem Tode auf die Erde als seinen Wohnort beschränkt sei? zurückkehren, der Gedanke wohl rechtfertigen, daß gleich der Erde auch die übrigen Planeten, vielleicht auch Nebenplaneten oder Monde, mit geistig uns ähnlichen, körperlich aber je nach der Beschaffenheit des Wohnortes verschiedenartig organisirten Wesen gleich Zweigen einer Familie belebt sind, die sämmtlich, wie nach Seiten der Natur die Sonne ihre gemeinschaftliche Lebensquelle bildet, der sich Alles, was lebt, mit freudigem Blicke zuwendet, so auch auf der Seite des Geistes im Lichtmeere der Sonne einen ähnlichen Vereinigungspunkt finden und dort in die Reihe rein geistiger oder wenigstens solcher Wesen ein- oder zurücktreten, deren Leib ein „himmlischer“, nur aus Lichtstrahlen und Aetherwellen gewebt ist. Ähnlich dem milden Sonnenstrahl kann dann also dein Geist, von Aetherwellen getragen, zu der Erde herniedersteigen und von Planet zu Planet, von Stern zu Stern wandern.

Welchen Anblick muß von dort aber das Weltall gewähren! Welcher Farbenglanz über die weiße, alle anderen hiesigen Farben in sich vereinigende Farbe hinaus ist dort im Sonnenlichte selbst möglicher Weise für unser geistiges Auge aufgespart, welche Harmonien werden dort schon nach

der Ahnung des Pythagoras unser geistiges Ohr entzücken, wenn wir bedenken, daß die jetzigen Farben und Töne nur von der für unser irdisches Auge und Ohr wahrnehmbaren Zahl der Schwingungen des Aethers und der Luft abhängen, ohne daß jedoch die Grenzen der Farben und Töne selbst dadurch bezeichnet sind. Ist es sogar nicht selbstverständlich, daß den von allen irdischen Stoffen befreiten Geist als Bewohner der diesem Zustande entsprechenden Aetherwelt, wo Licht und Ton durch keine gröbereren Stoffe mehr gehemmt sind, beide dann auch in viel höherem Grade entzücken werden? Ja, wer weiß, ob unsere für die verschiedenen Wahrnehmungen hier bestimmten, den einzelnen farbigen Strahlen des gebrochenen Lichts vergleichbaren Sinne nicht dort nur ein Gesamtempfindungsvermögen bilden und ob dort nicht Alles Licht und Ton zugleich, Alles Harmonie und seliges Gefühl für die vom gröbereren Stoffe befreiten Geister ist. Freuden, die dich schon hier das Vorgefühl der Heimath empfinden lassen, die das Herz des Erdenpilgers mit Sehnsucht beschwingen: Sonnenglanz und Sternenpracht, Frühlingsduft und Waldesfrische, holder Klang und süße Melodie, Bergeshöh' und Meeresblau, sie strömen dort, zu einem einzigen ungetrübten Strahl seliger Wonne vergeistigt, deinem Herzen zu, um hier ewig als ein Ton mit einzuklingen in den himmlischen Jubelchor zum Preise des allgütigen Schöpfers.

Es erscheint freilich vermessen für den Menschen, die himmlischen Freuden sich etwas klarer machen zu wollen. Und dennoch ist dies für ihn, da er am Irdischen hängt und irdische Genüsse daher auch gern auf jenes höhere Leben übertragen möchte, nicht allein nöthig, sondern es ist, wenn man die Keime für das letztere mit Recht schon im diesseitigen Leben sucht und daher dessen höchste, reinste Freuden als die Anfänge der jenseitigen betrachtet,

auch bis zu einem gewissen Grade möglich, sich davon eine klarere Vorstellung zu machen, als dies gewöhnlich der Fall ist.

Das Jenseits wurde uns, wie wir früher sahen, absichtlich von der Weisheit des Schöpfers verschlossen, und niemand von den Todten kehrt, wie der reiche Mann im Evangelium es wünschte, zurück, um davon zu erzählen. Aber dennoch haben wir gleich den Juden nicht allein „Moses und die Propheten“ als das in unser Herz und auf Tafeln geschriebene Gesetz und als Gottes warnende, verkündende Stimme, sondern wir Christen haben außerdem in den Worten unseres Erlösers die mannigfaltigsten Winke und Belehrungen über das „Himmelreich“ bekommen, das „nicht in Essen und Trinken“ sondern in „Friede und Freude im heiligen Geiste“ besteht.

Eine der reinsten Freuden, die nie eine Uebersättigung zurückläßt, sondern mit dem Genuße immer sich steigert — die Freude an der Natur zunächst, als an Gottes erhabener Schöpfung, wird daher, wie oben schon angedeutet, jedenfalls dort eine viel vollkommnere sein, weil sich unsere genauere Kenntniß der Natur, namentlich in Bezug auf ihr uns hier zum großen Theil verschlossenes inneres Weben und Schaffen nicht auf die Erde beschränken, sondern, wenn wir z. B. die Sonne als unseren demnächstigen Wohnort betrachten wollen, jedenfalls in dem Maßstabe dieser zur Erde erweitern, noch wahrscheinlicher aber sich nach und nach auf das ganze Weltgebäude erstrecken, die Schöpfung also in ihrem Zusammenhange, in ihrer ganzen Größe und weisen Ordnung unserem dort mit vollkommneren Werkzeugen als den hiesigen Sinneswerkzeugen versehenen Geiste sich darstellen wird. Alles zwar, was in der Natur zur Ernährung unseres Leibes hier nöthig ist, aller materieller Genuß also, hört sicherlich dort auf, und Menschen gleich jenem „reichen

Manne“, der hier nur im irdischen Wohlleben seine Freude gesucht und nicht einmal den armen Lazarus vor seiner Thür beachtet, also die himmlische Freude des Wohlthuns nicht gekannt hatte, der aber zurücklassen mußte, was in der Welt sein selbstfüchtiges Herz erfreuete und einen inneren Schatz für Geist und Herz nicht gesammelt hatte, werden dort brennenden Durst nach höheren, ihnen hier unbekannt gebliebenen Freuden empfinden. Welche Genüsse dieser letzteren Art werden dagegen zunächst in Bezug auf die Natur namentlich solche Geister dort haben, die schon hier das Weltgebäude in seiner Tiefe und Höhe durchforschten, in welchem Maßstabe werden z. B. Astronomen, ohne des Fernrohrs und der übrigen Instrumente, ohne auch der körperlichen Ruhe zu bedürfen, dort mit einem anderen als dem irdischen Auge ihre Forschungen fortsetzen können, wo im Lichte selbst kein nächtliches Gewölk ihrem Aetherauge den Blick bis an die äußersten Grenzen der Sternentwelt wehrt.

Welche Genüsse werden ferner unserem geistigen Ohr, namentlich aber dem Ohr unserer großen Tondichter dort vorbehalten sein, wenn unsere Ahnung richtig ist, daß die geistigste der Künste, die göttliche Tonkunst, deren Schwingen uns schon hier oft zu dem Sternenzelt mit seligem Heimathsgesühl emportragen, erst in den himmlischen Sphären ihre Vollendung habe, ohne alle hiesigen Mispöne. In schöner Weise drückt sich Sallet hierüber aus in seinem Gedicht: Musik am Abend.

„Doch sieh' den letzten Purpurstrahl entgleiten.
Die Sterne steigen auf in heit're Bläue,
Und ahnend forschst das Aug' in Himmelsweiten.
Da fühlt' ich auch Musik in mir, doch neue.
Beruhigt war das heiße Liebesleben,
Vergessen, was mich kränke hier, was freue.
Denn Töne fühlt' ich durch die Seele schweben,

So leif' und fern, und doch mit hellem Klingen
Mir kündend klar der Gottheit heil'ges Weben.
Herz! kann solch' Tönen aus dir selbst entspringen?
Wie? oder hört ich nur aus hoher Ferne
Die lichten Wolken Sphärenlieder singen?
Doch nein: im Einklang tönten Herz und Sterne.“ —

Die Ideale geistiger Schönheit aber, die dem Dichter, dem Maler, dem Bildhauer vor dem Geistesauge bei ihren hiesigen Schöpfungen standen, sie treten ihnen dort noch in verklärterer Gestalt entgegen. —

Welche Freude muß nun jedoch erst in dem geistigen Zusammenleben enthalten sein, welches Entzücken des Wiedersehens erwartet uns dort, wo keine Trennung weiter mehr stattfindet — und nicht allein des Wiedersehens von allen unseren Lieben, die uns im irdischen Leben vorangingen und nach kurzer Spanne Zeit uns nachfolgten, sondern von allen, die wir hier nur im Geiste aus ihren Werken liebgewonnen und dort nun als neue und doch zugleich alte Bekannte von Angesicht zu Angesicht sehen. Auch der dem Namen nach Unbekannte, der „auf Wiedersehen“ — im Diesseits oder Jenseits — von dir schied, er tritt als alter Freund dir lächelnd entgegen.

Und fragen wir hierbei auch nach der Art der gegenseitigen Mittheilung, so wird dort das geistige Ohr jede Zunge verstehen, aber auch schon Auge und Geberde die Sprache des Mundes in ähnlicher Weise vertreten, wie die Mutter mit dem Kinde auf ihrem Schoße auch ohne Laute spricht, wie Liebe und Freundschaft auch ohne Worte sich verstehen. Hand in Hand, Aug' in Aug' wandelst du dort mit dem Freunde, mit der Freundin und Lebensgefährtin weiter auf dem Wege gegenseitiger Förderung in Bildung des Geistes und in Beredlung des Herzens, Gefühle und Erkenntnisse mit einander austauschend.

Ueberall dort also Geben und Empfangen und ge-

meinschaftliches Fortschreiten von Stufe zu Stufe bis dahin, wo Alle, Alle vereint sein werden beim Vater. Denn ein Menschenherz, voll von Gottes- und Menschenliebe, das auch die Seligkeiten sämmtlich empfände, die der Erlöser ihm verheißt, wenn es seiner Anleitung dazu in den ewig schönen Worten der Bergpredigt folgt, kann doch erst vollkommen selig sein, wenn auch alle anderen Herzen ebenso selig sind.

In dieser Art des Wirkens als einem Abglanz der Liebe Gottes zu seinen Kindern besteht denn aber auch sicher die Hauptthätigkeit seliger Geister im künftigen Leben. Denn die schönste, reinste Freude unseres Geistes wird auch dort wie hier die sein, nach eigener Bervollkommnung zu streben, indem man Anderen wohlthut, an ihren Bestrebungen, an ihrem Glücke und Unglücke theilnimmt — und damit gelangen wir zugleich zu dem Punkte in der gegenwärtigen Darstellung, wo uns auch der eigentliche Zusammenhang zwischen dem Diesseits und dem Jenseits, wenn wir diese kurzen Ausdrücke für ein nicht mehr mißverständenes Sachverhältniß beibehalten wollen, erst recht klar werden muß. Nach der Eigenschaft des Geistes als eines selbstständigen, den Wandlungen der körperlichen Hülle, wie wir gesehen haben, nicht unterworfenen Wesens darf man nämlich nicht annehmen, daß der für die Zeit des Erdenlebens in die körperlich-räumliche Erscheinung getretene Geist mit dem Tode als dem Ende derselben nun selbst ein völlig verwandelter sein werde, wenn auch sein Wohl- und Wehgefühl selbstredend dann ein tieferes, von dem Körper und der Sinnenwelt unabhängigeres sein wird. Was liegt daher näher, als daß ein in sein eigentliches Wesen zurückgetretener Geist gern bei denen weilt, welchen er auch im Leben seine Liebe zuwandte, daß er schützend, warnend, tröstend und erfreuend verwandte Geister umschwebt. Wie beruhigend ist es für

sterbende Eltern, zu wissen, daß sie ihre Kinder nicht wirklich als Waisen zurücklassen, und andererseits welch' ein Trost für die letzteren, daß sie ihre Lebensbahn nicht, wie es äußerlich scheint, einsam und verlassen wandeln. Welche unsichtbare Banden der Liebe und Freundschaft bleiben damit auch jenseits des Grabes fest und vielleicht fester als vorher geknüpft. Du suchst deine verklärten Lieben fern, hoch im Himmelsblau. Aber dieser Himmel ist ja auch hier. Die Erde ist ja nur ein Stück des Himmels. Raum und Zeit, fern und nah nach unserem Maßstabe giebt es ja nicht für den feinen körperlichen Schranken enthobenen Geist. Sieht nicht schon das Auge des Adlers aus hohem Himmelsraum mit Sicherheit zur Erde hinab? und dringt nicht der Lichtstrahl des Sonnenauges zu allem, was auf Erden lebt und webt, und zu den übrigen Planeten und Sternen? Sendet das Geistesauge seine Strahlen aber nicht noch weiter über die Sternenwelt hinaus? Deine Lieben sind dir nicht fern, sie sind dir sogar näher als sonst, sie schauen dich noch inniger mit ihrem Geistesauge an als mit ihrem früheren irdischen, sie trennen sich nicht mehr von dir, sie sind dir stets zur Seite. Wer Psychologie nicht bloß aus Lehrbüchern, sondern zugleich aus der Beobachtung seiner eigenen Seele lernt und auf die Entwicklung seines geistigen Lebens wie auf seine und Anderer Lebensschicksale aufmerksam ist, dem werden im eigenen wie im Leben Anderer mehr oder weniger Fälle nicht entgangen sein, wo ein solcher unsichtbarer Beistand aus Gefahr und Unglück errettete. Man pflegt sich selbst und Anderen dann zu sagen, man sei wunderbar beschützt worden.

Solche Schutzgeister hat aber nicht nur der einzelne Mensch, die einzelne Familie, sondern wir können zuversichtlich annehmen, daß ganze Reihen und Heere von Geistern schützend, helfend und ermutigend auch einem Volke zur

Seite stehen, wenn ein Feind es ungerechter Weise unterdrücken will. Als solche zürnende Geister standen, gegen das frühere eigene Herrscherhaus gewendet, die Geister der um ihres Glaubens willen in österreichischen Landen mit blindem Eifer verfolgten oder aus Eigenthum und Heimath vertriebenen Protestanten auf der Seite des großen preussischen Königs in den Schlachten von Mollwitz und Leuthen. Als solche unsichtbare Hülfsheere standen die Geister der der unersättlichen Herrschsucht eines fremden Eroberers auf Rußlands Schneefeldern wie unter Spaniens Sonnengluth geopferten Brüder in den Reihen der deutschen Freiheitskämpfer, und solch' eine geistige Macht sandte Gott in unseren Tagen dem deutschen Volke zu Hülfe in dessen Kampfe für die höchsten sittlichen Güter gegen die Dämonen der Lüge und der Habgier. —

Eine solche Geisterwelt aber, welche hiernach die unsichtbaren, außer den sichtbaren wirksamen Gliedern in der Geschichte des einzelnen Menschen wie eines ganzen Volkes bilden, ist nun nicht etwa nur ein Erzeugniß der Phantasie, sondern sie ist Wirklichkeit gleich der sichtbaren Welt. Wir nehmen freilich mit unseren Sinnen keine Geister wahr, so wenig wir dazu hinsichtlich unseres eigenen Geistes im Stande sind, dessen Existenz wir aber doch wohl nicht leugnen werden. Ebenso wenig können die Geister sich ihrerseits sinnlich uns mittheilen, wie dies von jeher und selbst in unserer neuesten Zeit menschlicher Irrwahn redlicher oder unredlicher Weise behauptet hat. Aber auf geistigem Wege, wo der Gedanke den von einem Gliede der geistigen Welt zum andern überspringenden Funken nach Art des elektrischen in der natürlichen Welt bildet, ist dies keineswegs unmöglich, wie wir in einem früheren Vortrage bereits derartige geistige Beziehungen und Mittheilungen in einigem Grade schon bei den noch mit dem Körper bekleideten Geistern zugestehen mußten. In diesem Sinne glaubten

selbst so scharfe Denker der neueren Zeit wie Lessing und Kant an den Einfluß einer Geisterwelt und fanden diesen Glauben in dem menschlichen Geiste selbst tief begründet.

Andeutungen des Glaubens an einen durch den Tod nicht unterbrochenen Zusammenhang zwischen den Geistern der abgesehenen und der noch lebenden Menschen finden sich aber auch schon mannigfach bei den Völkern des Alterthums, den Aegyptern, den Persern, den Indern, den Griechen den Germanen als größtentheils Zweigen eines gemeinschaftlichen, des großen arischen Stammes.

Doch so wenig die Sonne im großen Weltenreiche der Natur die letzte Stufe bildet, wie auch sie vielmehr nur ein Glied in der ganzen Ordnung von gleichen selbstleuchtenden, uns entfernteren Weltkörpern und mit diesen zugleich wiederum nur ein Glied einer noch höheren Ordnung des Weltalls ist, so sind auch sicher im Reiche des Geistes Ordnungen von stufenweise höher begabten Geistern vorhanden, aufsteigend bis zu der Centralsonne der ganzen geistigen Welt, bis zu dem **einen und höchsten Geiste**, dem **lebendigen Gott**, für den Alles, was im Reiche der Natur und des Geistes uns als Unendliches erscheint, nur wiederum Endliches ist, der nicht allein im ganzen Weltall gegenwärtig ist, sondern der auch weit über alle Welten und Weltenheere hinaus, „hoch über der Zeit und dem Raume“ im ewigen Lichte wohnt; der mit einem Allmachtsworte die Welt erschuf, auf dessen bloßen Wink sie auch wiederum in Staub zerfallen wird; der über Milliarden und aber Milliarden von Geschöpfen von seinem Geiste ausgoß und ausgießt, ohne sich selbst zu erschöpfen; der über alle diese Welten mit Weisheit und Gerechtigkeit waltet; „in dem wir leben, weben und sind“.

Es ist anzunehmen, daß zwischen diesem höchsten, Alles mit seinem Blick durchdringenden, Alles mit seiner Hand umfassenden vollkommenen Geiste und dem be-

schränkten, erst nach Bervollkommnung strebenden Menschengenüste es höhere Stufen in der Geisterwelt giebt. Der Glaube an solche höher begabte Geister ist ein allen Völkern und Religionen gemeinschaftlicher und ohne Zweifel berechtigter. Er ist namentlich unzertrennlich von Religionen, die wie die jüdische und christliche die Einheit des göttlichen Wesens erkannt haben.

In solch' eine höhere Geisterwelt blickte das geistige Auge Dante's bei seiner divina commedia. Solche höhere Geister bilden die himmlischen Heerschaaren, von deren Chören ein Vasso und Palestrina, ein Händel und Beethoven bei ihren vorzüglichsten Meisterwerken eine Ahnung empfanden. Solcher höheren Geister bedient sich der Allwaltende als unsichtbarer, im entscheidenden Augenblicke allen Widerstand niederwerfender Abgesandten. Solche Engelschaaren dienten der heiligen Schrift zufolge dem Erlöser der Menschheit, als er im Hinblick auf diesen seinen Beruf den Lockungen des in stiller Einsamkeit an ihn herantretenden Versuchers, seine göttliche Kraft für irdische, ruhm- und herrschsüchtige Zwecke zu verwenden, siegreich widerstanden hatte. Solche schützende Heere standen ihm zu Gebote, als die zu seiner Gefangennehmung ausgesandte Häscherschaar allein vor seiner mit Ruhe ihr entgegentretenden hehren Gestalt zurückwich, und ferner wieder, als der römische Machthaber selbst von den bloßen Worten: „Du sagest es, ich bin ein König der Wahrheit“, fast zu ihm herübergezogen wurde.

Wir müssen also solche höhere Ordnungen im Reiche des Geistes annehmen und ferner nicht weniger es für möglich halten, daß auch des Menschen Geist nach weiteren Läuterungen zu solchen höheren Stufen hinansteige, bis er „reines Herzens“ an der höchsten Quelle aller Seligkeit angelangt, „Gott schauet“ — die Seligkeit der Vereinigung mit Gott vollständig und ohne den Wechsel freudiger und schmerzlicher Gedanken und Empfindungen genießt.

Ist er aber, von Stufe zu Stufe geläutert und damit von Klarheit zu Klarheit der geistigen Erkenntniß bis an dieses höchste, schon hier dem Menschen vorgesteckte, von Keinem hier aber mit Ausnahme des Einen, der „zu des Vaters Rechten sitzt“, erreichte Ziel gelangt, dann schauet das geistige Auge in die volle Schönheit und Herrlichkeit der geistigen Welt, wo Alles Friede und Eintracht, Alles Freude und Seligkeit ist. Das geistige Ohr aber hört die Jubelchöre der himmlischen Heerschaaren, und in diese himmlischen Klänge mischt sich kein Mißton des Schmerzes, keine Klage der Sehnsucht mehr. Denn alle Schmerzen sind geheilt, alle Sehnsucht ist gestillt.

Diese Darstellung künftiger Seligkeit möge hier ausklingen mit einem „Ahnung“ überschriebenen Gedichte eines bereits in die himmlische Heimath eingegangenen alten Freundes, der, ein Kenner und Uebersetzer des Dante und mit dessen Beschützer, einem Scaliger denselben Wappenschild führend, in seiner schlichten äußeren Erscheinung dennoch sogleich den hochbegabten, Erde und Himmel mit freiem Blick umfassenden Geist bekundete:

„Oft mein Aug' ich wende
Nach dem stillen Haus.
Ach! ein mildes Ende
Ahn' ich mir voraus.

Wie der Ton, der bebend
Von der Saite geht,
In die Nacht verschwebend
Sternenaufwärts weht —

Er'ger Sphären Gesänge
Allliebend wird er vermählt.
Heilige Ahnung lange
Mir das hat vorerzählt.“ —

Stellen wir aber nun andererseits die Frage: wie es mit dem menschlichen Geiste wird, wenn er die ihm für dies

Erdenleben gestellte Aufgabe nicht löste, wenn er jenem in seine Brust geschriebenen Gesetze nicht folgte? Der Schmerz über ein solches verfehltes Leben, über begangenes Unrecht kann natürlich dann, wenn der Geist sich selbst zurückgegeben ist, nur ein viel tieferer sein, und mehr oder weniger werden bei der Unvollkommenheit der Menschen alle diesen Schmerz empfinden, da vor dem Richterstuhle des vollkommenen Geistes, dessen Auge auch nicht der verborgenste Gedanke des Menschenherzens entgeht und dem der Gedanke oft der That gleich gilt, „wir allzumal Sünder sind“. Es läßt sich daher mit Recht annehmen, daß die keinen menschlichen Maßstab und keine irdischen Schranken kennende Liebe des allgütigen Schöpfers auch alle verirrten, der Macht der sinnlichen Neigungen anheimgefallenen Geister, wenn auch durch noch so lange weitere Prüfungen und Läuterungen dahin zurückführen wird, wo jedem einzelnen Gliede der großen Kette, in der nach dem Plane einer weisen Vorsehung kein Glied, auch nicht das kleinste ohne Bestimmung für das Ganze ist, sein Platz im Reiche des Geistes unverloren bleibt.

Aber jener Läuterungen und Reinigungsstufen wird es mehr oder weniger allerdings für alle uns sündigen Menschen noch bedürfen. Die rothen, schon im Erdenleben bei weiterem Fortschreiten auf dem Wege zum Himmel mehr und mehr erblaffenden Seiten deines Lebensbuches werden zwar dort, in Lethes Strom getaucht, völlig weiß erscheinen. Die Menschen, die du hier kränkest, denen du aber dein Unrecht schon hier im Geiste abbatest, sie treten längst verfühnt dir freundlich dort entgegen. Aber dennoch ist die fernere Bahn der Reinigung bis an das Ziel, wo du Gottes Angesicht schauest, noch eine weite, schwierige und noch oft wird dein Herz seine Unvollkommenheit empfinden und dir neue Kämpfe bereiten.

Nun aber gar ein ganz verfehltes Leben? — oder

eine schwarze Unthat statt des Lebens? — Für diese völlig verirrten und verstörten Geister wird es läuternder Flammen der Reue und des Seelenschmerzes bedürfen. Ihr früher geblendetes, jetzt geöffnetes Auge wird namentlich in dem Leben und in den Verirrungen anderer Menschen auf Erden nun ihr eigenes Lebensbild wie in einem Spiegel erkennen. Dies wird ihre Strafe — aber auch der Weg der Besserung für sie sein. Das Mitleid, welches der „reiche Mann“ nicht für den armen Lazarus früher empfunden hatte, nun aber zuerst für seine in ähnlicher Weise wie er ihr Ziel auf Erden verfehlenden Brüder empfand, war der erste Strahl des noch nicht völlig erloschenen, nun wieder angezündeten Gottesfunken, der in die Nacht seines Geistes leuchtete, war die erste Regung seines bessern Selbst, die nun gewiß auch ihn auf die rechte Bahn leitete, um nachzuholen, was er versäumt, um wieder gut zu machen, was er gefehlt hatte. So sind Gottes Wege hier wie überall wunderbar, und doch führen sie sämmtlich an dasselbe Ziel. Er läßt auch hier den Menschen Alles zum Besten dienen, wenn sie nur seine Liebe erkennen und erwidern wollen. —

Die jetzige Schöpfung hat einen Anfang genommen, wenn dieser auch Zeiträume, die für unsern Geist jetzt nicht faßlich sind, zurückliegt. Sie wird nothwendig auch ein Ende nehmen, wenn auch hinsichtlich des Zeitraumes, bis wohin? ein gleiches Verhältniß obwaltet. Dieses Welten-Ende wird aber kommen, wenn das „Werde“ des göttlichen Geistes vollständig zum Ausdruck gelangt, wenn die ganze vom Schöpfer vorbedachte oder vorerschaffene Geisteswelt dem Raume und der Zeit nach in die sinnliche Erscheinung getreten und damit der Weltplan des Schöpfers zugleich erfüllt sein wird. Dann wird es nur wiederum ein Reich des Geistes noch geben, wie „im Anfang der Geist war“, oder es wird eine neue Welt, schöner und vollkommener als die jetzige und für seligere, durch die Läute-

rungen der jetzigen Schöpfung zu höheren Stufen gehobene Geister bestimmt, von dem Allmächtigen, der vor dem Anfange aller Welten von Ewigkeit war und nach dem Ende aller Welten bis zur Ewigkeit sein wird, aus dem Geiste erschaffen werden und sinnlich wahrnehmbar in Raum und Zeit sich darstellen.

Es wird dann, auch in Uebereinstimmung mit der Wissenschaft, in Erfüllung gehen, was der biblische Seher vorausschauete: „Ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde. Denn der erste Himmel und die erste Erde verging.“ — — „Siehe da, eine Hütte Gottes bei den Menschen, und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein — und der Tod wird fortan nicht mehr sein.“ — —

Damit stehen nun auch wir am Ende dieses Vortrages, so weit er in Verbindung mit den vorangegangenen drei anderen Aufsätzen in der Kürze dasjenige Ergebniß enthalten sollte, zu dem uns die Erkenntniß der Natur einer- und die des Menschengeistes andererseits hinsichtlich der wichtigsten, für die Bestimmung des Menschen entscheidenden Fragen hinführt. Es bleibt nun uns nur übrig, noch einmal auf die Hauptquelle aller höheren Erkenntniß zurückzukommen und mit einigen Worten zum Schluß darauf hinzuweisen, daß dasselbe Ergebniß auch in jenem Buche enthalten ist, das, im religiösen Geiste geschrieben, auch im religiösen Geiste verstanden werden muß, dann aber den unerschütterlichen Fels der Wahrheit für ewige Zeiten bildet.

Die alten Religionen waren mit Ausnahme der jüdischen trotz den Spuren einer geistigeren und einheitlicheren Auffassung der Gottheit, denen wir bei einigen derselben in ihren Religionsbüchern und Denkmälern begegnen, doch der Hauptsache nach, wie wir bereits früher sahen, Naturreligionen. Wollen wir nämlich jene rohen Anfänge des

religiösen Bewußtseins auch ganz unberücksichtigt lassen, wo Gegenstände der Natur selbst oder der Natur von des Menschen Hand nachgebildete Formen als Wesen von göttlicher Bedeutung verehrt wurden, wie dies noch jetzt bei manchen Völkern der Fall ist, so waren doch auch in den schon mehr geläuterten älteren Religionen die Gottheiten nichts weiter als die Symbole der schaffenden wie der zerstörenden Naturkräfte. So war es — wenn wir von den „Mysterien“ als jener geheimen Religionslehre des Alterthums, welche dem Eingeweihten wahrscheinlich einen tieferen Blick in die mit und über der natürlichen vorhandene geistige Welt eröffnete, absehen wollen — mehr oder weniger in den Religionen der alten Indier, Aegypter, Phönizier, Babylonier, Perser, zum Theil auch der alten Griechen. Bei den letzteren trat aber nach der eigenthümlichen Anlage dieses Volkes, die Natur durch die Kunst geistig zu veredeln und ebenso für die freie Entwicklung des Menschen nach seiner natürlichen wie geistigen Seite die feinen Linien des Schönen und Edlen überall mit leichter Hand zu ziehen, zu der alten Naturreligion ein mehr geistiges, wenn auch nur dem veredelten Menschengesichte und dessen einzelnen Seiten entnommenes Element, das sich äußerlich in den auf dem Gebiete der Kunst für alle Zeiten maßgebenden Göttergestalten der Griechen darstellte.

Auch die Religion der alten Germanen als eines, gleich den Indiern und gleich den Griechen dem arischen Stamme entsprossenen Zweiges war eine Naturreligion, wenn auch nach den Schilderungen des Tacitus bereits eine sehr vergeistigte, so daß das edle Keis der christlichen Religion später auf keinen gesünderen Stamm gesetzt werden konnte. Eines der ältesten Völker der Erde, das chinesische, ist wie in manchen anderen Beziehungen so auch in religiöser bei der kindlichen Anschauung, die Sinnliches und Geistiges überhaupt nicht unterscheidet, stehen geblieben.

Das einzige Volk des Alterthums aber, welches im Gegensatze zu allen diesen Religionen seine religiösen Begriffe entschieden und ausschließlich an ein einziges, höchstes, rein geistiges Wesen als den Schöpfer und Regierer der Welt, wenn auch in mancher Beziehung noch in ungeläuterter und selbstsüchtig beschränkter Weise knüpfte, war das jüdische.

Den Grund zu diesem, allerdings im menschlichen Geiste selbst beruhenden und deshalb sicher hinsichtlich einzelner Menschen und einzelner Stämme des Menschengeschlechtes bis zu dessen Ursprunge in Uebereinstimmung mit der heiligen Schrift zurückreichenden Glauben an den einigen lebendigen Gott legte für das jüdische Volk dessen Stammvater Abraham dadurch, daß er an die Stelle eines blutigen und dabei sinnlich üppigen Götzendienstes das Anforderniß einer frommen Gesinnung und eines gottesfürchtigen Wandels, an die Stelle der bei den Völkern um ihn gebräuchlichen Menschenopfer als äußerliches Unterscheidungszeichen für seinen Stamm die Beschneidung treten ließ. Dieser reine Gottesglaube als die einfache Grundlage einer Geistesreligion erhielt sich, durch Moses als den späteren Gesetzgeber weiter ausgebildet, im Laufe einer sehr ereignißreichen Geschichte trotz mancher Auswüchse und Verbildungen dennoch im jüdischen Volke im Gegensatze zu allen anderen Völkern des Alterthums stets lebendig, so daß Christus als der zur Erlösung der Menschheit von Gott gesandte, die Einigkeit mit dem göttlichen Geiste völlig in sich verwirklichende Geist, in dem nach dem Ausdrucke der heiligen Schrift „das Wort — Fleisch“, der göttliche Geist — Mensch geworden ist, nirgend anders als unter jenem Volke in die irdische Erscheinung treten konnte. Mit der christlichen Religion ist uns nun aber in geläuterter Weise die wirkliche Religion des Geistes als die einzig wahre Religion gegeben. Sie lehrt zum Unterschiede von der jüdischen Religion, oder doch jedenfalls klarer als diese,

die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes, ohne welche dessen sittliche Aufgabe eine unvollendete bleiben würde; sie stellt das Verhältniß des einigen Gottes zu dem Menschen als ein näheres, innigeres und zugleich für alle Menschen gültiges dar; sie zeigt uns in diesen vermöge ihrer Abstammung von einem geistigen Vater mit uns gleichberechtigte, selbst bei ihrer Abneigung auf unsere Liebe und Hülfe Anspruch habende Wesen; sie dringt auf Reinheit der Gesinnung neben der äußeren That, auf die innere Heiligung als den wahren Gottesdienst; sie setzt an die Stelle der Opfer, nachdem Christus für die vermöge ihrer leiblichen Natur zu Irrthum und Sünde geneigte Menschheit aus Liebe zu ihr gestorben, die Liebe zu Gott und dem Nächsten als den Weg der geistigen Versöhnung mit Gott, dem Urquell aller Liebe — sie leitet den irrenden Menschen durch den Sohn zurück zum Vater; sie lehrt die unsichtbare geistige Welt als die Wahrheit, als das Ewige, Vollkommene der vergänglichen, unvollkommenen Sinnenwelt gegenüber, das Himmelreich als die eigentliche Heimath des Menschen erkennen.

Dieser, über alle Erdengröße und allen Erden-schmerz zu der Seligkeit einer höheren Wunderwelt des Geistes erhebende und vorzugsweise den armen, leiblich oder geistig mit Mühseligkeit beladenen Theil der Menschheit erlösende, um die letztere das Bruderband schlingende Glaube mußte zu einer Zeit, wo mitten in dem Sinnenrausche eines überbildeten äußeren Lebens der innere Durst nach Wahrheit in den Völkern vorhanden war, ohne doch durch die Lehren ihrer Philosophen gestillt zu werden, gleich einer frohen Botschaft mit Blitzesschnelle sich verbreiten. Er mußte auf geistigem Gebiete bald zu einer erobernden Macht werden, die später, als weltliche und geistliche Herrschsucht sich ihrer als Mittel bediente, freilich selbst wieder aus einer inneren zu einer äußeren Sache

wurde, die aber dennoch nach göttlichem Rathschlusse eben in den Völkern germanischen Stammes, welche den Kolosß des bereits in der Auflösung begriffenen römischen Weltreiches vollends niedergeworfen hatten, trotz des dann bald gleich einem Sturmwinde über die Länder der Christenheit daher brausenden Islam und wunderbarer Weise zum Theil sogar vermittelt der dadurch herbeigeführten geschichtlichen Ereignisse an der Hand der Wissenschaft, also auf eigenem Gebiete des Geistes in neuer Kraft und Reinheit erstand.

Es war deshalb auch ein wahrheitswidriges, von der Geschichte selbst widerlegtes Wort älterer und neuerer Glaubenseiferer, daß Wissenschaft und Religion in Widerstreit ständen und daß jene umkehren müsse, wenn diese gefördert werden solle. Aechte Wissenschaft und ächte Religion wurzeln in einem Boden, dem Geiste. Von vorn herein läßt sich deshalb schon der Annahme eines feindlichen Verhältnisses zwischen beiden widersprechen. Wissenschaft wie Religion müssen nur wahr d. h. namentlich auch ehrlich gegeneinander sein.

Die Wissenschaft soll ihrerseits nicht vornehm auf die Religion herniedersehen, wozu sie sogar auf dem neuesten Standpunkte der Naturwissenschaften wie der Geschichte keine Ursache hat, wenn sie auch ihrerseits nicht am Buchstaben hängt, sondern im geistigen Zusammenhange die Schriften des alten wie des neuen Bundes auffaßt. Du, Gelehrter, lächelst vielleicht über die mosaische Darstellung der Schöpfungsgeschichte, und doch ist sie, wenn du sie im Großen und Ganzen verstehst, das Wesentliche von dem Unwesentlichen zu trennen weißt, noch dieselbe, wie sie auch die heutige Wissenschaft giebt, die sogar, ohne auf jenem von einer vieltausendjährigen früheren Bildung übrig gebliebenen Grunde zu stehen, nach dem Geständnisse eines der ersten jetzigen Geologen wahrscheinlich auch jetzt

noch im Dunkeln tappen würde. Ja, wir müssen, wie früher gezeigt, demüthig eingestehen, daß ohne die Voraussetzung eines Schöpfers trotz aller Hypothesen alter Philosophen und neuer Naturgelehrten von einer „Urzeugung“ die Erschaffung der Pflanzen und Thiere und gar die der Menschen im Grunde noch gerade so unaufgeklärt für unseren beschränkten Geist geblieben ist, wie sie damals war, mögen wir nun mit einem Theile der Naturforscher annehmen, daß die einzelnen Gattungen und Arten der Geschöpfe, und namentlich das Menschengeschlecht in den verschiedenen Zeitaltern der Erdbildung zwar nach und nach, aber jede in ihrer bestimmten Gestalt sogleich ursprünglich erschaffen seien, oder mögen wir einem anderen Theile der jetzigen Gelehrten darin beistimmen, daß allgemeinere, embryonisch verhüllte Schöpfungsformen, nach inneren Gesezen in immer vielfältigere und bestimmter gegliederte Gestalten auseinandertretend, sich zu den jetzigen verschiedenen Gattungen und Arten von Geschöpfen bis zu der Krone der ganzen jetzigen Schöpfung, dem Menschen fortentwickelt hätten, die Bildung neuer Arten also aus älteren Formen unter veränderten Lebensbedingungen erfolgt sei.

Willst du aber eine großartige Gesamttanschauung der Natur haben, so lies den 104. Psalm, dem Alexander v. Humboldt, der Verfasser der „Ansichten der Natur“ und des „Kosmos“ selbst dieses Zeugniß ertheilt.

Ebenso haben die neueren Forschungen auf dem Gebiete der alten Geschichte ergeben, daß die biblischen Geschichtsquellen nicht selten zuverlässiger sind als die in der Literatur anderer alten Völker dargebotenen.

Aber die Religion soll sich auf der anderen Seite auch ebensowenig gegen die Wissenschaft, namentlich gegen die bessere Erkenntniß der Natur im Einzelnen und gegen die unparteiische, nur die Wahrheit erstrebende Geschichts-

forschung verschließen. Auch hier muß sie ihrerseits für sie Unwesentliches, der Natur oder der äußeren Geschichte Angehöriges zu opfern wissen, um auf dem Gebiete, wo sie über die Wissenschaft herrscht und dieser selbst in ihrem Streben nach Wahrheit erst die verklärende Weihe ertheilt, in dem Reiche des Geistes in seiner ganzen Tiefe, in seiner ganzen Höhe desto fester zu stehen. Denn innerhalb dieses Gebietes wird es menschlicher Wissenschaft — wenn wir die von einem Heros derselben wie Kant dafür gezogenen Grenzen, namentlich den Fortschritten der neueren Zeit in den Naturwissenschaften und der von diesen entlehnten Genauigkeit und Unbefangenheit der Beobachtung des geistigen Reiches gegenüber, auch nicht als die äußersten ansehen wollen — doch nie und nimmer gelingen, im Endresultat etwas zu bieten, was namentlich in den Schriften des neuen Bundes nicht besser enthalten wäre.

Kein Philosoph neuerer Zeit hat die Grenzen und die Aufgabe seiner Wissenschaft bescheidener, darum aber auch richtiger bezeichnet, als Locke in seinem „Mikrokosmos“ (Bd. III. S. 454, 455), wenn er nahe dem Schlusse dieses gründlichen und überall maßvollen Werkes sagt: „Dies lebendige persönliche Verhältniß zu dem Gemüthe des Lesers, wenn es mir gelänge, es herzustellen, würde mir mehr gelten, als das Glück, der Weltansicht, deren Umrisse zusammenzufassen ich in Begriff bin, eine Stelle in der Entwicklungsgeschichte der Philosophie zugestanden zu sehen. Denn einigermaßen bezweifeln wir jetzt wohl alle die Tristigkeit des Glaubens, der vor nicht allzulanger Zeit den eigentlichen Markfaden der Weltgeschichte in dem Fortschritte der Philosophie zu finden glaubte und bei jedem Wechsel speculativer Systeme einen neuen Lebensabschnitt des unbedingten Weltgrundes anbrechen sah. Und hätte ich selbst keinen Grund zu diesem Zweifel, so würde mir

doch die Erwägung, ob eine auszusprechende Weltansicht folgerecht in den eben begonnenen Rhythmus jener Entwicklungsgeschichte passe, ob sie nicht verspätet, nicht verfrüht sei, ob sie nicht ganz nebenaus gehe und aus der regelmäßigen Reihenfolge der Systeme zu verbannen sei: diese und alle ähnlichen Fragen der Etiquette würden mir unerheblich erscheinen gegenüber der ernsthafteren Besorgniß, ob das, was ich mitzutheilen wüßte, im Stande sein möchte, durch Aufklärung irgend einer Dunkelheit, durch Lösung irgend eines Zweifels, durch Eröffnung irgend einer Fernsicht ein gedrücktes Herz zu beruhigen, zu erleichtern und zu erfrischen. Nicht darin, daß wir Entwicklung spielen, sondern in diesen Leistungen des lebendigen Menschen an den lebendigen besteht der Werth auch jener Speculationen, die sich um die höchsten Wahrheiten bemühen.“

Nach einer ehrlichen Auseinandersetzung in der obigen Weise sollen dann Wissenschaft und Religion als einem Stamme angehörig auch gleich einem treuen Geschwisterpaare Hand in Hand gehen und in ihrem Wirken ohne gegenseitige Anfeindung gemeinsam dahin streben, daß sie gute, in sich klare und feste, für diesseits und jenseits den sichereren Schatz ihres Glückes in sich tragende Menschen bilden.

Wenn Wissenschaft und Religion es anerkennen, daß eine wie die andere dem Menschengeniste zu seiner Entfaltung für ein höheres Leben ebenso nothwendig ist, wie der Pflanze zu ihrer Blüthe Licht und Wärme, dann kann auch der Zeitpunkt nicht mehr fern sein, wo auf dem Gebiete der Religion nicht allein die verschiedenen christlichen Confessionen, sondern auch innerhalb derselben die verschiedenen Richtungen in einem solchen Verhältnisse der Religion zur Wissenschaft ihren höheren Einigungspunkt und zugleich den Ausgangspunkt für diejenige weitere Ausbreitung und Vollendung der christlichen Religion erkennen werden,

wodurch dieselbe nach der Weissagung ihres Stifters die Grundlage für ein die ganze Menschheit umfassendes Gottesreich auf Erden werden wird. Im Hinblick auf dieses letzte Ziel muß aber die jetzige katholische Kirche der protestantischen, wie sie stillschweigend der letzteren folgend auch ihrerseits schon mannigfach die bessernde Hand bei sich anlegte, namentlich zugestehen, daß sie sich von dem zu entkleiden hat, was durch weltliche und geistliche Herrschaft dem ursprünglich reinen Glauben hinzugefügt wurde. Und zu dieser Einsicht wird sie gelangen, wenn sie an Männer und Zeiten wieder anknüpft, wie sie im Anfange dieses Jahrhunderts in der klaren Milde und in der wahren Frömmigkeit eines Wessenberg und Spiegel, eines Sailer und Derefer uns entgegentraten, und wo eine Vereinigung beider Kirchen nicht fern mehr lag, wenn der böse Feind nicht wieder den Samen der Zwietracht als Unkraut unter den Weizen gesäet hätte. Die protestantische Kirche dagegen muß, wenn sie sich, und mit Recht ursprünglich als eine weitere Entwicklungsstufe des Christenthums ansieht, dann auch ihrerseits im ursprünglichen Geiste fortfahren, aber nicht den Geist wieder in den Buchstaben schließend, „das Salz der Erde dumm werden“ lassen. Der katholischen Kirche gegenüber aber hat der Protestantismus namentlich anzuerkennen, daß, wenn „das Himmelreich auch nicht mit äußerlichen Geberden kommt, sondern inwendig in uns sein soll“, doch die äußere Darstellung des religiösen Bewußtseins, namentlich mit Hülfe der Kunst als der Tochter und Freundin der Religion, nicht so überflüssig oder gar nachtheilig ist, wie dies die bisher hierbei über das Ziel hinausgehende protestantische Kirche vermeinte, daß aber jene Darstellung nach den geistigen und gemüthlichen Anlagen der einzelnen Völker eine verschiedene sein muß und ohne Eintrag für die Religion selbst auch sein kann. So wird z. B. eine

deutsch-christliche Kirche verschieden sein von einer italienisch-christlichen, und diese wieder von der Kirche eines slavischen Volkes. Den edelsten, reinsten Geistesgenuß, dessen ein Volk nach seiner besonderen Anlage und Entwicklung fähig ist, bei dem jeder unreine, selbstsüchtige Gedanke des Herzens schweigt, finde es gleichsam als einen Himmel auf Erden auch an den Stätten seines Gottesdienstes. Die alten Germanen mit ihren heiligen Hainen und die alten Griechen mit ihren, die einzelnen Volksstämme in bestimmten Zeiträumen beim Tempel zu Olympia vereinenden religiösen Festen könnten den christlichen Völkern hierbei den richtigen Weg zeigen.

Alle Kirchen aber müssen Glieder des einen unsichtbaren Oberhauptes sein und ferner gerade zur Bewahrung dieses einen, für ewige Zeiten und für alle menschliche Bildung gültigen Schwer- und Mittelpunktes anerkennen, daß die Religion etwas Lebendiges, Flüssiges ist, wie der Geist selbst, daher auch nicht in äußeren Formen und Buchstaben erstarren darf, wenn dieser heilige Strom alle Adern des inneren Menschenlebens durchdringen und die edelsten Blüthen und Früchte des Geistes zur Entwicklung bringen soll. Der warnenden Beispiele solcher an die Stelle der Religion selbst getretener Formen im Gegensatz zu der einen, für alle mit Vernunft und sittlicher Freiheit begabten Wesen auf Erden wie auf den übrigen Weltkörpern den Zielpunkt bildenden Religion, wonach „Gott im Geiste und in der Wahrheit anzubeten ist“, haben wir nicht allein im fernen China, sondern auch in unserem Welttheile.

Den mit den gebrochenen Strahlen des einen und ewigen Lichtes der Wahrheit zu vergleichenden verschiedenen Richtungen in den einzelnen Confessionen, namentlich in der protestantischen Kirche kann man aber im Hinblick auf jenen höheren Einigungspunkt Folgendes vorhalten:

Ihr auf der einen Seite, die ihr mit einigem Rechte, muß man zugestehen, aus Religiosität nicht kirchlich sein wollt, wenn letzteres Wort die Hauptbetonung erhalten soll, die doch, wie gezeigt, nur dem inneren Wesen der Religion gebührt, versucht es einmal, frei von Vorurtheil und ohne an dem Buchstaben Anstoß zu nehmen, mit dem Schlüssel des geistigen Verständnisses die heiligen Schriften zu lesen, wiederholt zu lesen und sie zum Gegenstande des Nachdenkens und der Vergleichung mit eurem eigenen Geistesleben zu machen. Dann wird euch auch, und zwar auf dem Wege der religiösen Erfahrung aus dem von göttlichem Hauch durchwehten Worte der Geist und das Reich des Geistes frei von den Schranken der körperlichen Hülle zur Gewißheit und was mehr, diese Ueberzeugung zum eigentlichen Quellpunkte eures Lebens werden. Je weiter ihr auf diesem Wege, dem Vorbilde des Erlösers folgend, in Herzensreinheit fortschreitet, je mehr werdet ihr euch der Wahrheit nähern. Ihr werdet erfahren, daß Gottes Geist „unseres Lebens Kraft, unser Licht und unser Heil ist“.

Und auch ihr andererseits, die ihr an den göttlichen Geist des geschriebenen Wortes glaubt, aber nicht ohne die Hülle glaubt, obwohl ihr doch sonst mit Recht das Innere als das Unvergängliche über das Außere als das Vergängliche stellt, versucht es einmal, ebenfalls ohne Vorurtheil die Decke von eurem Auge zu nehmen und einen freien Blick in das eigentliche Gebiet des Wunders, in die Geisteswelt zu werfen, die doch den Freunden und Aposteln des Erlösers mit seinem Tode in gleicher Weise wie das Allerheiligste nach dem Zerreißen des Vorhanges geöffnet wurde. Unterscheidet, die ihr doch nicht mehr die ersten Buchstaben des göttlichen Wortes lernt und darum statt der Milch nach kräftiger Speise verlangt, einmal Schale und Kern der Religion, den inneren religions-

geschichtlichen Gehalt und die äußere, theilweise der gestaltenden Volksfage oder der begeisterten Dichtung angehörende Form.

Viele und man kann annehmen, die meisten von euch haben den Kern, wenn auch unerschlossen in der Schale; viele jedoch, das werdet ihr auch zugestehen müssen, haben auch nur die Schale ohne den Kern, die Ruß ist hohl. Nun war freilich in manchen, zum Theil weit entlegenen Zeiten bei Ausbreitung des Christenthums als einer Religion des Geistes und des wahrhaftigen, über Tod und Grab dauernden Lebens den mehr oder weniger sinnlichen Vorstellungen anderer Religionen gegenüber und für noch im Kindesalter stehende Völker es sogar nöthig, daß dieser geistige Kern, wenn er nicht verloren gehen sollte, in der äußeren Schale verblieb, in dem Sinne, wie man kostbare Perlen und edle Steine durch Fassung schmückt und durch Umhüllung bewahrt. In diesem Sinne ist auch jetzt noch und in allen kommenden Zeiten eine solche Fassung und Umhüllung für Alle beizubehalten, welche den Geist in seiner Fortdauer und Wirksamkeit sich ohne die gegenwärtige oder wenigstens eine dieser möglichst ähnliche körperliche Hülle nicht denken können. Dieser einfache, auf kindlichem Vertrauen beruhende Glaube wird daher der Glaube des größten Theils der Christen vor wie nach bleiben, und selig sind alle zu preisen, denen er in den Stürmen des Lebens und in den Anfechtungen des Zweifels auch ein fester Ankergrund bleibt.

Aber eine große und, wie es nicht anders sein kann, sich mehrende Zahl von Christen, welche bei diesem einfachen Glauben den wissenschaftlichen Forschungen gegenüber ohne Glaubenszwang nicht stehen bleiben können, wohl jedoch den Geist auch ohne solche Hülle und ohne die jetzigen Schranken nun erst als wahrhaft lebend und wirkend zu fassen vermögen, ist darum nicht ungläubig zu nennen,

sondern sie glaubt nach geistiger Seite sogar gläubiger und in diesem für sie zuversichtlichen Glauben auch seliger zu sein als die, welchen das Auge für die geistige Welt noch nicht geöffnet ist.

Wir wollen also auch hier gerecht sein. Es giebt freilich, wie wir sahen, im Reiche der Natur und noch mehr im geistigen Leben der Wunder und Räthsel so viele, welche schwerlich der Mensch während seines Wohnsitzes auf dieser kleinen Erde je lösen wird. Gottes Wege sind allezeit, auch jetzt noch täglich wunderbar für unser blödes Menschenauge. „Wer hat auch des Herrn Sinn erkannt und wer ist sein Rathgeber gewesen?“ Aber er bedient sich, wenn er seine Rathschlüsse ausführen will, namentlich da, wo Menschen es „böse, er aber es gut zu machen gedachte“, oft der gewaltigsten, ebenso oft aber auch der einfachsten Mittel, jedoch selbstredend immer in Uebereinstimmung mit den von ihm selbst für Natur- und Geistesreich vorgeschriebenen Gesetzen. Wollen wir also die Wunder buchstäblich so annehmen, wie sie die heilige Schrift erzählt, so kann dem gläubigen Gemüth ein solches Recht nicht bestritten werden, nur mit der Beschränkung, daß dann diese Wunder dennoch an sich keine sind, sondern nur nach höheren, Gottes Rathschlüsse vorbehaltenen, der menschlichen Kurzsichtigkeit aber verborgenen Gesetzen erfolgten. Denn Gott ist ein Gott der Ordnung.

Nun sind wir aber doch nicht genöthigt, in der heiligen Schrift unserer Religion überall Wunder anzunehmen, wo das tiefere Verständniß eine solche buchstäbliche Auslegung keineswegs erfordert. Wir wollen vom alten Testament ganz absehen. Aber auch Christus selbst legte auf Zeichen und Wunder kein Gewicht. Die ohne Zeichen und Wunder seinen Worten glaubten, waren ihm lieber. Ja, wo er Unglauben fand, wie namentlich in seiner Heimath und bei den Seinen, da that er nicht viele Zeichen. Desto

öfter und nachdrücklicher hob er hervor, daß wir einen Vater im Himmel haben, daß wir Gottes Kinder sind und gleich ihm, unserem Erlöser wieder zum Vater kommen werden, und ferner, daß wir Gott über alles und unsern Nächsten gleich uns selbst lieben sollen.

Es thut in unserer Zeit Noth, daß wir duldsam im Glauben und thätig in der Liebe sind. Wir müssen sammeln und nicht zerstreuen, Frieden halten untereinander und zusammenstehen gegen die Verächter der Religion und die Feinde des Christenthums. Diesen können aber bei ihren leider immer weiter vordringenden Angriffen die Hauptwaffen aus den Händen genommen werden, wenn wir bei den Urkunden unserer Religion nicht am Buchstaben kleben, der tödtet, während der Geist lebendig macht.

Ihr also, vermeintlich allein Rechtgläubigen, glaubt, aber ihr müßet oder wollt zugleich äußere Zeichen und Wunder sehen. Ihr sehet Zeichen und Wunder, aber über dem Zeichen als Sinnbilde den Sinn vergessend, habt ihr dennoch unter anderen nicht das Wort (Johannes 2, 4) vollständig erwogen, welches der Herr bei seinem ersten öffentlichen Auftreten als der Verkündiger einer neuen, einer wahren Geistesreligion und bei seinem ersten Zeichen zu seiner Mutter auf der Hochzeit zu Kana sagte: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen, meine Stunde ist noch nicht gekommen.“ Liegt nicht hierin und in den weiteren Worten der Mutter zu den Dienern: „Was er euch sagt, das thut“, klar angedeutet, daß der Herr erst etwa am Schlusse des Hochzeitmahles seinen Mitgästen den besten Wein, wie ihn der Gastgeber nicht dargereicht hatte und auch nicht darreichen konnte, einschenken, nämlich durch das lebendige Wort, für das er aber den richtigen Zeitpunkt erwartete, das Wasser in Wein verwandeln wollte. Es war dasselbe Wasser, welches er

bald darauf der Samariterin am Jakobsbrunnen reichte, das Wasser, „das in das ewige Leben quillt“.

Wo von „Zeichen“ in der heiligen Schrift die Rede ist, da können wir meistens auf solche in Worten oder Handlungen bestehende Symbole, Sinnbilder schließen, vermittelst deren dem Volke ein geistiger Gedanke faßbar gemacht werden, der Glaube an die unsichtbare Welt in der sichtbaren seine Anknüpfungspunkte finden sollte. Schon ein großer Theil der Schriften des alten Bundes ist voll solcher herrlichen Bilder. Wie wußte aber der Erlöser der Menschheit die höchsten, Erde und Himmel umfassenden und das Menschenherz in seinem tiefsten Grunde ergreifenden Gedanken nach Art und Zeit, nach Stimmung und Empfänglichkeit des einzelnen Rath und Hülfe bei ihm suchenden Gemüthes oder in dem nach geistiger Speise verlangenden weiteren oder engeren Kreise aus der Natur und dem Volksleben das treffende Bild zu entnehmen und in schöner Form es darzustellen, von den Seligpreisungen des Matthäus-Evangeliums an bis zu den Worten der Wehmuth und des Trostes, die er beim letzten Mahle an seine Jünger richtete, wie sie sein Lieblingsjünger uns aufbewahrt hat. Wo finden sich auf religiösem Gebiete die erhabensten Gedanken zugleich in so einfacher und schöner Darstellung? Auch hier ist er für alle Zeiten unser Herr und Meister. Doch nun weiter.

Ihr sehet also ferner, daß der Heiland, wie er früher die Hochzeitsgäste mit köstlichem Weine erquickte, so später mit wenigen Broden und Fischen Tausende in der Wüste sättigt, und daß noch ganze Körbe voll dieser Speise übrig bleiben. Aber Matthäus 16, 6—12 habt ihr, wenn ihr auch dieses „Zeichen“ in irdischem Sinne nehmen wollt, noch nicht mit voller Aufmerksamkeit gelesen. Hier tadelt der Meister selbst seine Jünger bei einer anderen Gelegenheit wegen eines solchen Mißverständnisses, unter Hin-

weisung auf jene Speisung, gerade wie er euch noch heute tadeln würde, wenn ihr auch hier am todten Buchstaben hangen und den belebenden Geist darüber vergessen wolltet — das Himmelsbrod, welches Tausende sättigte und dennoch statt abzunehmen zunahm. „Ich bin das lebendige Brod, vom Himmel herabgekommen. Wer von diesem Brod isset, der wird leben in Ewigkeit“, sind Worte des Erlösers aus der im 6. Kapitel des Johannes-Evangeliums enthaltenen längeren Rede, die er nach einer solchen Speisung an das versammelte Volk richtete, sind „Worte des ewigen Lebens“, die den Petrus zu dem begeisterten Ausspruch veranlaßten: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“

Und nun leset mit offenem, vorurtheilsfreiem, die Einkleidung von dem Gedanken unterscheidenden Blick im Johannes-Evangelio Kap. 11 u. 12 die Auferweckung des Lazarus als ein anderes der „vielen Zeichen“, welche der neuen Lehre beim Volke Eingang verschafften, die Mühseligen und Beladenen erquickten, die Kranken heilten, die Todten ins Leben zurückriefen, die altgläubige Priesterschaft aber für ihre Herrschaft besorgt machten. Es war dies der von einem Theile der Juden und noch mehr von den Heiden als ein Irrwahn verspottete, bald nachher aber durch den Tod und die Auferstehung des Erlösers selbst besiegelte und von den Aposteln, namentlich von Paulus immer von neuem hervorgehobene Glaube an die Unsterblichkeit des Geistes, also auch an das geistige Fortleben unserer heimgegangenen Lieben unter und mit uns, welchen Glauben und welche auch noch für uns gültige Hoffnung der gottgesandte Erlöser am Grabe seines Freundes Lazarus dessen Schwestern, den Jüngern und dem versammelten Volke in begeisterten, überzeugenden Worten dadurch faßbar machte, daß er den Tod ihnen unter dem Sinnbilde des Schlafes als des dem ersteren ja so ähnlichen Bruders darstellte.

Auch im Schlafe ist der Lebende scheinbar todt, und doch erwacht er wieder zum Leben. So auch der wirklich Todte. Auch er schläft nur, um zu einem viel schöneren, nun erst wahrhaftigen Leben zu erwachen. „Ich bin die Auferstehung und das Leben, und wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stirbe. Und wer da lebet und an mich glaubet, der wird nimmermehr sterben.“ Martha, die für die irdische Nahrung besorgte, verstand die Worte nicht vollständig, aber Maria, die öfter zu des Herrn Füßen gesessen, an seinem Worte ihren Geist genährt und damit „das bessere Theil“ erwählt hatte, wird es gewußt haben, worum es sich handelte, als der Meister kam, um den geliebten Bruder „aufzuwecken“. „Der Leib, vom Staube genommen, muß wieder zu Staube werden. Der Geist aber schwingt sich zu seiner Heimath bei Gott auf. Es wird gesäet verweslich und wird auferstehen unverweslich“, sprechen mit dem Erlöser auch unsere Prediger tröstend und erhebend am Grabe.

„Dem dunklen Schoß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann seine Saat
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen, nach des Himmels Rath.
Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schoß
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblihen soll zu schönern Loos.“

So drückt, auch Sinnbilder zu Hülfe nehmend, unser Lieblingsdichter diesen Gedanken in schöner Form aus.

Wie viel Millionen betäubter Herzen haben aus jenen Worten, die der Erlöser beim Tode des Lazarus sprach, seitdem an den Gräbern theurer Entschlafenen ihren Trost geschöpft und werden ihn in alle Zukunft schöpfen. Mit welcher Glaubensgewißheit mußte aber der Unsterblichkeitsgedanke damals die Seelen erfüllen, wie lebendig mußte

der unvergängliche Theil des Todten vor das Geistesauge treten, wo zu dem Worte noch die ganze Persönlichkeit dessen hinzukam, der von sich sagen konnte: „Wer mich siehet, der siehet den Vater“, und von dessen Munde Ströme lebendigen Wassers ausgingen.

Eine solche göttliche Persönlichkeit mußte aber nicht allein den von Gebrechen des Leibes Niedergebeugten, sondern namentlich auch allen kranken, verwundeten Seelen gegenüber eine wunderbar heilende Kraft ausüben. Ja, „Wunder“ in diesem Sinne, Geisteswunder, geistige Heilungen von leiblichem Weh und Heilungen des Geistes selbst unter dem Sinnbilde der Befreiung von körperlichen Krankheiten hat Christus wirklich und zahlreich, wie wir in der heiligen Schrift lesen, verrichtet und verrichtet sie noch täglich. Böse Leidenschaften, die auch ihm selbst als Versucher und Dämonen sich nähern wollten, hat er sich fern gehalten und bei Anderen durch sein heilendes Wort vertrieben, und er besitzt diese heilende Kraft noch immer, wenn der kranke Mensch ihn als Arzt nur aussucht. —

Sowohl an euch aber, die ihr in das Reich des Geistes ohne dessen Hülle nicht zu blicken vermögt, deshalb auch dem Buchstaben nach an Zeichen und Wunder glaubt und dieser für euren Glauben bedürft, wie an jene ersteren oben, die keine Zeichen und Wunder sehen und deswegen auch nicht glauben, kann man das bedeutsame Wort richten, welches der Erlöser zu dem Thomas sprach, als dieser statt im Geist und in der Wahrheit ihn leiblich sehen und berühren wollte: „Du glaubest, weil du siehest. Selig sind aber, die nicht sehen und doch glauben.“ Denn für diese galt damals und gilt noch jetzt das Abschiedswort des Herrn an seine Jünger: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“



Schlusswort und Anhang.





Der Geist des deutschen Volkes ist von jeher ein tief religiöser, „Alles mit Gott“ immer des Deutschen Wahlspruch gewesen. Die „heiligen Haine“ der Germanen lagen neben ihren „Teutmalen“, und jeder wichtigen Verhandlung des Krieges wie des Friedens ging eine ernste religiöse Handlung voran. Die Götter mußten erst ihren Segen zu dem zu beginnenden Werke geben. Anders konnte es nicht gedeihen.

So wird auch in unserer Zeit die politische Einigung Deutschlands nicht ohne die religiöse zur völligen Wahrheit werden. Für jene hat sich das „Hermannsdenkmal“ auf der Spitze des Teut oder der Grotenburg zum äußeren Zeichen erhoben. Diese, die religiöse Einigung harret nicht weniger eines solchen Symboles.

Ueber dem Dorfe Heiligenkirchen, zu dessen alt ehrwürdigem Gotteshause Karl der Große, nach Besiegung der bald darauf zum befestigenden Christusglauben sich bekennenden Sachsen in der Nähe von Detmold im Jahre 783, der Sage zufolge den Grund legte, erhebt sich, von der Grotenburg durch das liebliche Thal der Berlebecke getrennt, mit dem Rücken an einen Buchenhochwald sich lehrend, ein mit Feld und Busch bekleideter Muschelkalkhügel, der „Königsberg“, auf dessen weitgestreckter Hochfläche

König Karl vor jener Schlacht sein Lager aufgeschlagen haben soll und von dessen Spitze das Auge entzückt ringsumher schauet auf die Berge und Thäler des Teutoburger, noch jetzt in der von Tacitus bezeichneten Weise angebauten Landes.

Dort, in schöner Natur, auf einem durch zwei große, entscheidende Ereignisse der deutschen Geschichte geweihten und nie durch eine Fremdherrschaft entweihten Boden erbaue sich neben der Arminsäule auf der Grotenburg das deutsche Volk in seiner Gesammtheit, in deutschem Geiste gedacht und entworfen, sein Gotteshaus als einen religiösen Einigungspunkt.

Dort, von seligen Geistern seines Stammes umschwebt, feiere es, wenn nicht jedes Jahr, doch immer nach einer bestimmten Zahl von Jahren zur Zeit, wenn der Wald zum dichten Laubdache gewölbt ist, die Flur im bunten Blumenschmucke prangt und die Sonne am blauen Himmelsdom zu ihrem höchsten Punkte emporsteigt, zur Ehre Gottes und des Erlösers der Menschheit ein großes, nationales Fest, zugleich als ein Bundes- und ein Versöhnungsfest, zu dem Deutsche aus allen Ländern, sofern sie in Sprache und Sitte der Stammeseinheit sich noch bewußt sind, ohne Unterschied des besonderen Glaubensbekenntnisses sich versammeln, um Gott als dem Könige aller Könige und dem Vaterlande von neuem Treue und Hingebung zu geloben, unter sich das Bruderband enger zu knüpfen, ihren Todten den Geistesgruß zu bringen und ihrerseits von jenen wieder zu empfangen. Feinde sollen hier an geweihter Statt Herz und Arme sich öffnen und als Freunde von einander scheiden, Verirrte mit Gott und den Menschen sich versöhnen und mit des Himmels Frieden in der Brust heimkehren. Die schönen Künste aber haben die Aufgabe, einen solchen Tempel des Höchsten in einer feiner Inschrift würdigen Weise zu schmücken, ein

solches vaterländisch-religiöses Fest, bei dem des Himmels selige Heerschaaren zu den Menschen herniedersteigen sollen, mit ihren edelsten Gaben zu verherrlichen. Sie werden diese Gaben zeh- und hundertfältig für sich zurücknehmen. —

Kann die vorstehende kleine Schrift dazu beitragen, ein friedliches Verhältniß zwischen Religion und Wissenschaft sowie zwischen den einzelnen christlichen Confessionen herzustellen, zugleich aber nebst den noch angehängten wenigen Seiten einem deutschen Meister die Ideen zum Entwurf für den Bau einer „Heiligen Stätte“ in dem obigen Sinne liefern, so ist ihr Zweck erfüllt. Der Geist des deutschen Volkes wird selbst den inneren und äußeren Bau vollenden, der Allwaltende seinen Segen dazu geben.

Das Gebäude eines deutschen Volksheiligthums würde seinen Platz bekommen auf dem Gipfel des Königsberges, in der Richtung von Westen nach Osten. Da der Berggipfel fast genau in der letzteren Richtung von Natur bereits eine etwa 300 Schritt lang gestreckte, beinahe horizontale Fläche bildet, so bedarf es, um einen geeigneten Platz für das Gebäude selbst sowohl als auch hinlänglichen Raum vor demselben zu gewinnen, nur weniger Nachhülfe. Der Berg besteht aus Muschelskalk, der Baugrund ist also fest und ein großer Theil des Steinmaterials zur Hand, in der Nähe aber ein zu Steinmeharbeiten sehr geeigneter Sandstein von weißer und gelblicher Farbe.

Das ganze Gebäude bestände aus drei Hauptgliedern, von denen jedes im Einzelnen wiederum seine Gliederung bekäme. Westlich, dem Hermannsdenkmale zugewandt und geistig und architektonisch sich demselben anschließend, erhebt sich, mit Freilassung eines geräumigen Platzes davor und

vielleicht nach der Dertlichkeit noch mit Hinzufügung von Stufen in der Breite des Hügels, zunächst

A. Die Vorhalle.

Dieser erste Haupttheil des Ganzen soll die religiöse Ideenwelt der alten Deutschen, so weit dies durch ein Gebäude und dessen Ausschmückung geschehen kann, für unsere Sinne faßlich darstellen. Der Styl des Gebäudes muß deshalb dem Geiste der germanischen Vorzeit entsprechen, vor allem fest und einfach sein, so jedoch, daß die Keime des aus germanischem Geiste erwachsenen gothischen Styls unentfaltet bereits darin enthalten sind. In der Mitte der Front ein Giebel; zu jeder Seite ein viereckiger, stumpfer Thurm mit Zinnen, sowohl nach vorn als über die Seitenwände etwas vortretend; an diesen letzteren die nöthigen Strebepfeiler, um mit den Säulen in der Halle deren Gewölbe zu tragen. Dieses selbst von mäßiger Höhe, dem Charakter einer Halle und der weiter folgenden Art ihrer Ausschmückung entsprechend. Haupteingang, zu dem einige Stufen in der ganzen Breite der Front hinaufführen, Eingänge in die Thürme, Fenster, größere und kleinere am ganzen Bau zweckentsprechend vertheilt, sind insgesammt spitzbogig, mehr jedoch breit als hoch. Außere Verzierungen möglichst einfach und verständlich. Alles Phantastische und Unklare ist dabei zu vermeiden. Außer den vollen Eichenlaubkränzen, die an den Pfeilern des Hermannsdenkmals angebracht sind und dem obigen Geiste der Vorzeit durchaus entsprechen, hier aber neben Epheuguirlanden an Thür- und Fensterbögen auch sonst in mannigfacher Art sich benutzen lassen, finden sich vielleicht auch noch andere passende Verzierungen. Sie dürfen nur den religiösen Charakter des Gebäudes nicht stören. Ich will als solche die verschiedenen Seiten des deutschen Volksgeistes andeutende Symbole hier nur einige angeben. Deutsche Tapferkeit

könnte durch das mit dem Speer gekreuzte Schwert, deutsche Treue durch zwei vereinigte Hände, des Deutschen Freiheitsliebe durch eine mehrmals gesprengte kreisförmige Kette, seine keusche Minne durch die einfache wilde Rose, seine Liebe zum häuslichen Heerde durch eine Opferflamme, seine Wanderlust einer- und seine Heimathssehnsucht andererseits durch ein Schwalbenpaar und endlich sein religiöser, idealer Sinn durch einen Stern bezeichnet werden. Diese Symbole lassen sich am Aeußern der Vorhalle in sinniger Weise anbringen und zusammensetzen. Rose und Opferflamme z. B. als Fries, die Schwalben an den Dachgesimsen, vereinigte Hände und Waffen an den Zinnen der Thürme, und ein goldener Stern bildet als der Entwicklungspunkt für die Kreuzesblume des Mittelschiffs und für die Krone des Kuppelbaues passend die Spitze des Giebels der Vorhalle, darunter aber möge im Giebelfelde der alte deutsche Spruch: Alles mit Gott seinen Platz finden.

Im Innern der Vorhalle ist nach den gleichen Grundsätzen einfacher Klarheit und sinniger Tiefe hinsichtlich der Ausschmückung zu verfahren, obgleich hier, dem Zwecke gemäß, Form und Farbe schon eine größere Mannigfaltigkeit entwickeln können. Die Halle möge im Innern auf uns ungefähr den Eindruck machen, als wenn wir einen geheiligten Hain unserer Vorfahren beträten. Die Säulen stellen die alten Eichen und Linden vor, in deren Schatten meistens ihre Volksversammlungen und ihre Opferfeste gehalten wurden. Die Fenstermalereien müssen uns Nah- und Fernsichten von Bergen, Felsen (Externsteine), Wäldern, Seen darbieten. Zur Einrahmung solcher Glasgemälde aber würden Ranken einheimischer Schlinggewächse zu wählen sein.

An den Säulen könnten in Eisen oder Bronze sowohl altgermanische Waffen als auch Trophäen von erfochtenen Siegen (römische Legionssäbler und Festons) angebracht

werden. Die Wände der Halle würden mit Freskogemälden aus der deutschen Vorzeit, die Decke mit Bildern aus ihrer Götterwelt zu bekleiden sein. In ersterer Beziehung müßte Hermann, dem Befreier Deutschlands und der gefangenen Thusnelda ein Hauptplatz eingeräumt werden. Wittkind's Taufe und Karl's des Großen Kaiserkrönung machten den Beschluß. Mit letzterer wird der Entwicklung der deutschen Geschichte eine Wendung gegeben, die das deutsche Volk aus der Einfachheit seiner Wälder für Jahrhunderte lang in den Mittelpunkt der ganzen christlichen Welt treten, aber über dem, was „jenseits der Alpen“ lag, auch nur zu oft seine deutsche Heimath, und was hier Noth that, vergessen ließ. Dennoch soll wahrscheinlich das deutsche Volk, durch irdische und geistige Kämpfe, die aus jener geschichtlichen Stellung ihm erwachsen, geläutert und an der einen Hand von der züchtigen Sitte des häuslichen Herdes, an der andern von dem freien Forschergeiste der Wissenschaft geleitet, nach dem Plane der Vorsehung auf religiösem Gebiete noch einer höheren Bestimmung entgegengehen, die Fahne des Christenthums nämlich als einer Weltreligion im wahren Sinne mit nationaler Gliederung der einzelnen Kirchen zuerst entfalten.

Denn bei keinem Volke des Alterthums und der neueren Zeit sind trotz der im Völkerleben überhaupt, namentlich aber in größeren Entwicklungsperioden unvermeidlichen Krisen und des damit verbundenen Auftretens krankhafter und entarteter Glieder, doch seinem gefunden inneren Kern und seinen Hauptbestandtheilen nach zur Verwirklichung christlicher Ideen die Voraussetzungen in dem Maße vorhanden wie bei dem deutschen Volke. Unabhängigkeitsgefühl und Gottesfurcht, Freiheitsliebe und Pflichttreue, Behauptung der Mannigfaltigkeit der Individuen ohne Aufhebung der Einheit des Ganzen, unablässiges Streben nach Erweiterung des Leib-

lichen und geistigen Wohlseins neben maßvoller Beschränkung, Sehnsucht in die Ferne und stiller häuslicher Sinn, Vaterlandsliebe und Gerechtigkeit gegen andere Nationen stellen sich nebeneinander dar als Grundlagen im sittlichen Charakter des Deutschen und bilden Gewicht und Gegengewicht zu einer harmonischen Entwicklung der socialen Verhältnisse im echtchristlichen Sinne, sind bauliche Grundsteine für Ordnung, Friede und Wohlfahrt der Völker. Diese sittlichen Grundlagen gehören auch unzerstörbar dem deutschen Volkscharakter an und werden, wenn sie eine Zeitlang verdunkelt worden, um so heller wieder an das Tageslicht treten, sobald das deutsche Volk zur ruhigen Besinnung gekommen ist. —

Nach diesen Vorbetrachtungen über eine providentielle Bestimmung des deutschen Volkes können wir nun aus der germanischen Vorhalle des deutsch-christlichen Kirchengebäudes in dieses selbst und zwar zuerst

B. In den Langhausbau eintreten.

Derselbe hätte sich der Vorhalle, jedoch in Breite der Front und mehr noch in Höhe bedeutender, anzuschließen. Dieser, aus einem höheren Mittelschiff und zwei Seitenschiffen bestehende Bau überragte also die Vorhalle mit dem Giebel seines Mittelschiffs und dessen hoher Kreuzesblume, erstreckte sich seinen Seitentwänden nach in zweckentsprechender, im Ebenmaß zu der Masse des ganzen Gebäudes stehender Länge, mit einem großen Eingang zu beiden Seiten, und schloß mit einem Thurm gothischer Bauart auf jeder Seite in der Weise, daß sich nach der äußeren Ansicht die Seitenschiffe um die Breite des Thurmfundaments verkürzten, die Thürme auch ferner von der geraden Linie der Seitenschiffe und ihrer Strebepfeiler etwas vorträten. Hierdurch wird die Seitenansicht des

Ganzen besser gegliedert und zugleich durch die innere Fortführung der Seitenschiffwölbungen in halber Breite bis zu der unter C. später folgenden Kuppel für diese als den dritten Haupttheil und Abschluß des Gebäudes ein freierer Vorplatz in der Kirche gewonnen.

Der Langhausbau wird im gothischen Baustyl ausgeführt, mit Benutzung von Mustern aus dessen bester Zeit, nicht übertrieben in der Höhe und Durchsichtigkeit seiner Formen, festlich geschmückt in den „Wimbergen“ und „Fialen“ der beiden Langseiten und Thürme, der Strebepfeiler und Strebebögen, aber einfach und edel, der deutschen Sinnesart entsprechend. Die Anwendung des romanischen Styls oder eine Verbindung beider Baustyle, oder gar die Anwendung des Renaissancestyls halte ich hier beim Langhausbau nicht für zulässig. Der gothische Styl, wenn er auch nicht auf deutschem Boden zuerst angewandt ist und anfangs sogar schwer daselbst Eingang gefunden hat, paßt in seiner phantastischen und doch regelrecht gegliederten Aufgipfelung durchaus zu dem Geiste des deutschen Mittelalters, erinnert aber auch in seinen Spitzbögen, in seinen Säulengängen, seinen Gewölben, in seinen farbigen Fenstern an den Dom eines deutschen Buchenhochwaldes und erweckt in einer deutschen Brust ähnliche Heimathsgefühle wie Waldesdunkel, wenn es von einzelnen Strahlen der Abendsonne durchbrochen wird.

Das System des inneren Gewölbes könnte etwa aus schwereren Pfeilern und schlankeren Säulen gemischt sein, jene den Stämmen der Eichen, diese denen der Buchen vergleichbar. Die Kapitäle erhielten darnach ebenfalls ihren Schmuck in entsprechender Weise, dort Eichenlaubkränze, hier, als den Buchen gern sich befreundend, Epheuranke, die an den Kreuzgurten des Gewölbes sich noch fortsetzen könnten. Bei einem solchen gemischten System wechseln entweder Pfeiler und Säulen nach einer bestimmten Ordnung ab, oder besser, erstere bilden den Anfang, letztere den Schluß

als Uebergang zu dem Kuppelbau. Mittelschiff und Seitenschiffe sind durch Bogen zwischen den Pfeilern und Säulen verbunden.

Das Mittelschiff erhält halbhohe oder s. g. Oberfenster, dem aufstrebenden Charakter desselben gemäß von schmaler Form. Nur in der Mitte des Chorschlusses nimmt die Stelle des Fensters und den darunter befindlichen Raum bis zu dem Bogen ein großes Bild des Erlösers ein.

Die Seitenschiffe bekommen Fenster freilich in der ganzen Höhe der Wand bis zu angemessener Entfernung vom Sockel, aber zugleich in gehöriger Breite, sowohl der äußeren und inneren Ansicht wegen, als in Rücksicht auf die darauf darzustellenden Gegenstände, von denen weiter unten die Rede sein wird.

An der Borderwand des Langhausbaues, die diesen von der Vorhalle scheidet, fände die Orgel ihren Platz, darüber im Giebel eine große Fensterrose; vor und neben der Orgel in Mittelschiff und Seitenschiffen die für Sänger und Musikchöre nöthigen Emporbühnen.

Ungefähr in der Mitte des Hauptschiffes an einem Pfeiler rechts die Kanzel, am Ende, zwischen den beiden in die Seitenschiffe eintretenden Thürmen nach einigen, die ganze übrige Breite der Kirche einnehmenden Stufen der Altar, einfach und freistehend auf dem so gewonnenen großen Raume.

Hinsichtlich der Ausschmückung des Mittelschiffes bemerke ich im allgemeinen, daß dasselbe, dem Entwicklungs- gange der Religion beim jüdischen Volke folgend, Bilder aus der jüdischen und aus der urchristlichen Geschichte erhält, größere Glasgemälde in den Fenstern, kleinere in Fresko oder in der von Reim neuester Zeit erfundenen dauerhafteren Weise herzustellende Bilder an den Wandflächen unter denselben, so weit die hier etwa anzubringenden s. g. Triforien (leichte Wandgalerien) es gestatten. Abraham,

den Iſaak Gott zum Opfer darbietend, Jakob mit Gott im Gebete ringend (Iſrael), Moſes als Geſetzgeber, David als begeiſterter Pſalmendichter, Elias und Jeſaias als Gottes Nähe und Hülfe verkündende Seher müßten etwa die Hauptgeſtalten ſein, die zunächſt uns aus der jüdiſchen Geſchichte entgegentreten. Dabei könnten in Bezug auf Abraham und deſſen, den Grundſtein aller Geiſtesreligion bildenden Glauben an den einen, lebendigen Gott die Worte: „Ich bin der allmächtige Gott, wandele vor mir und ſei fromm“, bei Moſes aber die beiden Geſeztafeln mit den zehn Geboten, ſowie ſonſtige geeignete Sprüche der Pſalmiſten und Propheten an den Pfeilern oder an ſonſt paſſender Stelle in einer in die Augen fallenden Weiſe mit goldener Schrift angebracht werden.

Der Kanzel gegenüber müßte dann ein Bild: die Geburt Chriſti, in der Art der „heiligen Nacht“ des Correggio ſeinen Platz erhalten. Weiter folgten Bilder aus der Lebensgeſchichte Jeſu. Stoffe dafür, welche zu dem Geiſte einer von ſpäteren Thaten und Umkleidungen gereinigten Chriſtuslehre paſſen, werden ſich genug finden. Zu den Seiten des Altars, an den eine breite Fläche dafür darbietenden Wänden der beiden Thürme, würde links die Speiſung des Volks in der Wüſte nach geiſtiger Auffaſſung dargeſtellt, auf der rechten Seite, ebenſo aufgefaßt, die Weinwandlung auf der Hochzeit zu Kana. Eine helle Beleuchtung könnte den Fortſetzungen der Seitenschiſſe hier durch Oberlicht vom Gewölbe her gegeben werden.

Ebenfalls zur Seite des Altars an den beiden Säulen fänden Raum in großer Schrift die Worte des Erlöſers: „Kommet her zu mir, alle die ihr mühselig und beladen ſeid, ich will euch erquicken“, und andererseits die Worte: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“

Ueber dem Altar in der Mitte des Chorchluſſes aber

schwebt, von Wolken getragen, im lichten Himmelsraume und durch Oberlicht vom Gewölbe aus hell beleuchtet, die hehre Gestalt des Erlösers, mit den Worten darunter: „Durch mich zum Vater.“

In dieser Art wird der Einzelne, welcher kommt, „Gott im Geiste und in der Wahrheit anzubeten“, zum Eintritte in das Hauptheiligthum, in dem er mit seinem Schöpfer allein sein will ohne einen andern Vermittler als den Welttheiland, eingeladen; in dieser Art werden ganze Festzüge dort vom Erlöser selbst freundlich empfangen und mit obigen Trostesworten entlassen.

Von den beiden Seitenschiffen bekäme, überall in klarem Geiste aufgefaßt und aus den Tiefen der Religion und Wissenschaft geschöpft, das eine rechtsgelegene zu seiner Ausschmückung Bilder aus dem deutschen Volks- und Familienleben als einer unerschöpflichen, stets frischen Quelle der religiösen Gefühle, das andere, linker Hand, Bilder auf die deutsche Wissenschaft bezüglich und zwar auf den Theil derselben, der außer der Geschichte als den großen Schriftzügen göttlichen Waltens für religiöse Ideen von besonderer Wichtigkeit ist, zum Nachdenken über die Schöpfung der Welt und über die Bestimmung des Menschen von selbst hinführt, Geologie nämlich und Astronomie, als die die Urgeschichte unserer Erde sowie das ganze Weltgebäude in seiner unendlichen Herrlichkeit und Größe einer- und in seiner bis auf das Kleinste sich erstreckenden Gesetzmäßigkeit und Gliederung andererseits uns näher darstellenden Zweige der Naturwissenschaft. In Rücksicht auf die Darstellung von Bildern aus dem Gebiete der Astronomie in den Fenstern und auf die dafür zu vermeidende helle Sonnenbeleuchtung ist das linke Seitenschiff als das der Nord- und Schattenseite zugewandte dafür gewählt.

Aus dem deutschen Volks- und Familienleben wären für die Fenster und Wände des rechten Seitenschiffs Bilder

aneinander zu reihen, die den Erdenpilger von der Wiege bis zum Grabe in einer den religiösen Sinn erweckenden und das Gemüth ergreifenden Weise begleiten. Rechte deutsche Maler werden das Richtige hier mit sicherem Tacte treffen. Namentlich bietet die Unschuld der Kinderwelt hier ein reiches Feld für derartige Stoffe dar. Einheimische Blumen und Ranken, Kränze und Guirlanden, mit einigen entsprechenden Zuthaten aus der Thierwelt (Schmetterlinge, einheimische Vögelchen, Schaflämmer 2c.) würden mit jenen Bildern theils in inneren Zusammenhang zu bringen sein, theils sinnige Verzierungen für sie bilden. Dem Bilde: die Geburt Christi im Mittelschiff entsprechend könnte ein Fenster des Seitenschiffs einen Weihnachtsbaum erhalten, und umgekehrt die fröhliche Unschuld der Kinder auf Gemälden des Seitenschiffs zu einem Bilde von Christus als dem Kinderfreunde im Mittelschiff die Veranlassung geben.

Um sonst nur ein paar geeignete Stoffe für das rechte Seitenschiff anzudeuten, nenne ich hier die Kapelle und den singenden Hirtenknaben in dem bekannten Liede von Ahland, einen Pflüger und Säemann beim Aufgang der Sonne, die Einbringung des Erntekranzes am Abend, ein Tauffest, eine Mutter am Krankenbette ihres Kindes, ein betendes Kind, den Abschied des Sohnes aus dem elterlichen Hause, die Heimkehr, den Segen eines sterbenden Vaters, eine Trauung, letztere zunächst vor der Hochzeit zu Rana neben dem Altar. Auch der schöne und gewiß berechtigte Glaube an Schutzgeister der Menschen, namentlich der Kinder könnte hier ein Feld für die Darstellung bekommen. Ein liebliches, vor allem hierher gehöriges Bild für den oberen Theil eines Fensters wäre auch die Aufnahme der Seele eines gestorbenen Kindes in die Schaar der Engel, ferner die Freude des Wiedersehens im Jenseits, endlich der Ausdruck dortiger Seligkeit nach hier bestandener Läuterung. Freud' und Leid des Lebens mögen so in den Darstellungen dieses

Seitenschiffs mit einander abwechseln. Die schönste Perlen-
schnur hierher gehöriger deutscher Dichtung, Schillers Glocke
wird dem Künstler dabei das Richtige an die Hand geben.

Einen anderen Charakter, mehr belehrend und zu-
gleich in erhabener Art auf die Größe des Schöpfers hin-
weisend, würden die Bilder in den Fenstern und an den
Wänden des linken Seitenschiffs erhalten. Bei einigen
geologischen und astronomischen Kenntnissen und bei dadurch
fachgemäß erweiterter Phantasie wird aber auch hier dem
Maler es an Stoff nicht fehlen. Ein Fenster könnte in
großartigem Maßstabe das Planetensystem, ein anderes
Sonnen- und Mondfinsterniß enthalten. Ein schönes Bild
ließe sich von einem vergrößerten Nebelfleck darstellen,
ebenso vom Monde, von der Pracht eines Kometen wie
dem des Jahres 1811 oder 1858, von den Ringen des
Saturn, dem Jupiter mit seinen Monden, von der schönen
Sternenlandschaft in der Gegend des Orion und Sirius zc.
An Stoffen zu erhabenen Bildern aus der Urzeit unserer
Erde aber mit ihren palmenartigen Riesen-Farren und
Nadelhölzern, ihren Ammoniten, Sauriern und Mammuthen
kann es nach dem, was bereits die Zeichnung auch auf diesem
Felde geleistet hat, dem Maler ebenfalls nicht fehlen. Muscheln,
Erzstufen, Krystalle können allerlei sinnige Verzierungen
hier bilden. Die letzten Bilder dieser Reihe enthalten die
jetzige Thier- und Pflanzenwelt und die Krone der Schö-
pfung, den Gottes Geiste entsprossenen und zugleich der
Geistesnahrung für seinen höheren Lebenszweck bedürftenden
Menschen.

Wissenschaft und Familienleben, nach ihren Haupt-
momenten in den Seitenschiffen dargestellt, finden vermit-
telt der beiden oben bezeichneten großen Gemälde an den
Seitenwänden der Thürme neben dem Altar ihren Ab-
schluß einerseits in dem geistigen Brode, welches der Hei-
land der Welt in unerschöpflicher Fülle als das vom Him-

mel gekommene Brod des Lebens darreicht, andererseits in dem geistigen Weine, womit er den Gipfelpunkt des Familienlebens, ein Hochzeitsfest verklärt. Beide Nebenströme führen den Erdenpilger ebenfalls dahin, wohin der Hauptstrom, der Gang der Religionsgeschichte ihn führt, zu Christus und durch ihn zur Wahrheit, zum Urquell des Geistes und der Liebe, zu Gott.

Die den Seitenschiffen sich anschließenden beiden gothischen Thürme, von angemessener, in Rücksicht auf die Berglage des Gebäudes aber nicht übermäßiger Höhe bekämen wohl am besten ungefähr die feste und zugleich edele Form, welche in Kugler's Kunstgeschichte Bd. II a S. 415—434 beim Kuppelthurm der Katharinenkirche zu Oppenheim nicht nach dem jetzigen, sondern nach dem ursprünglichen Bau oder beim Thurm der Kirche zu Caen sich findet. Zwei Thürme an der Ostseite kommen mit einzelnen Ausnahmen gothischer Bauten, z. B. des Ulmer Domes, allerdings sonst wohl nur bei romanischen Kirchen vor. Hier, wo sie die Entwicklung der beiden stumpfen Westthürme bilden, lassen sie sich aber wohl rechtfertigen und werden auch nach der äußeren Ansicht des Gesamtgebäudes an ihrer Stelle sein, wo sie innerlich die beiden Gipfelpunkte neben dem Altar bezeichnen. —

In der Mitte hinter den beiden Thürmen einen weiten Kreis beschreibend, würde nun aber

C. Der Kuppelbau

mit zwei bis an die eigentliche Wölbung reichenden abgerundeten Seitengebäuden und zwischen diesen mit einer unten noch zu erwähnenden noch niedrigeren Halle selbst in der Höhe sich erheben, daß nach der Vorderansicht die Kuppel einen angemessenen Mittelpunkt zwischen den beiden höher emporragenden Thürmen und zugleich ihrem die Kirche in sich fassenden Umfange nach die Krönung für den ganzen

Bau bildet. Die äußere Rundwand des eigentlichen Kuppelgebäudes, so weit sie durch die beiden eben erwähnten Anbauten nicht ohnehin verdeckt wird, bekommt keine Fenster, sondern drei Nischen, zur Aufnahme von Standbildern, in der Mitte „Germania“, zu ihren Seiten „Religion“ und „Wissenschaft“. Dieselben sind in angemessener Größe und wohl am besten in vergoldeter Bronze herzustellen, so daß sie in den Strahlen der Morgensonne weithin leuchten werden.

Das Innere der Kuppel, welches einer „Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit“ entsprechen und uns ein unvollkommenes Spiegelbild der künftigen geistigen Herrlichkeit darbieten soll, in der wir „von Angesicht zu Angesicht“ schauen werden, wird in Farbe völlig weiß hergestellt, so als bestände Alles in durchsichtiger Klarheit aus Licht und Aether, ohne Anwendung gröberer irdischer Stoffe. Bei der Unvermeidlichkeit der letzteren dient zur Ausführung des Baues daher weißer Marmor, Alabaster, Stuck, mattes durchsichtiges Porzellan, milchfarbiges Glas. Andersfarbigen Stoffen, die nöthig sind, wird eine weiße Farbe in möglichst dauerhafter Weise gegeben.

Die innere Wandung, so weit nicht die rundbogigen Eingänge an ihre Stelle treten, durch gekuppelte Halbsäulen von einfacher Construction in fünf, oben durch Rundbogen geschlossene Felder getheilt, ist ohne sonstige Verzierung. Vor jedem Felde der Wandung steht aber auf einem Piedestal ein Engel, in etwas übermenschlicher Größe, von weißem Marmor. Die Engel sollen gleichsam die Verbindung zwischen Erde und Himmel darstellen, gleich den Gedanken des Betenden zwischen beiden auf- und nieder-schweben, daher auch nach den verschiedenen Empfindungen eines Betenden verschieden im Ausdruck gehalten sein. Für die aus milchweißem Glase bestehende innere Kuppel bildet namentlich Eisen die Befestigung, um vermöge dieses

Materials neben der nöthigen Festigkeit die größte Zierlichkeit und Leichtigkeit des Baues zu erreichen.

Die einzelnen Scheiben des oberen Theiles der Kuppel enthalten Engelsköpfe in der Art, wie solche auf dem herrlichsten Meisterwerke Raphael's: die Himmelkönigin mit dem Weltheiland auf dem Arm, gleich lichtem Gewölke umgeben. Je weiter nach oben, desto kleiner und matter hervortretend werden die Engelsköpfe. Die Mitte oben und den Abschluß der Kuppel bildet eine schwebende Taube als Symbol des heiligen Geistes.

Dem dreifachen Eingange des Kuppelgebäudes vom Mittel- und von den Seitenschiffen des Langhausbaues gegenüber treten, in derselben Weise wie die Engelsköpfe hergestellt, in dem untern Theile der Kuppel die Worte als Inschrift für das Ganze hervor:

Gott ist ein Geist, und die
ihn anbeten, die müssen
ihn im Geist und in der
Wahrheit anbeten.

Gegenüber, dem aus dem Kuppelbau in die Kirche Zurückkehrenden also entgegnetend, werden in derselben Weise die Worte angebracht:

Gehe heim in Frieden.

Die Wandung des Kuppelgebäudes ist in der Höhe zu beiden Seiten durchbrochen und nur wiederum durch Scheiben von milchweißem Glase oder in sonstiger leichter Weise für das Auge geschlossen, so daß Töne hier durchdringen, wenn auch nur in gedämpftem Maße, wie es gerade beabsichtigt wird. Hier befinden sich nämlich in den beiden Seitengebäuden des Kuppelhauses, außer Räumen für die bei Festen fungirenden Geistlichen und die sonst als Ordner u. s. w. dabei thätigen Personen, die nöthigen

Räume zur Aufstellung von Sängern und Musikern für feierliche Gelegenheiten. Einzelne Stimmen, namentlich Knabenstimmen, aus Chören hervortretend und neben Streichinstrumenten die Töne eines Hornes, einer Flöte werden hier wie Stimmen vom Himmel, wie Sphärenmusik wirken und die Engelsköpfe der Kuppel werden wie die himmlischen Heerschaaren mit einzustimmen scheinen in das allgemeine Hallelujah, das ganze Weltenchöre singen und das in jeder einzelnen Menschenbrust wiederklingt.

Auf diese Weise werden, da jene Räume an der der Kirche zugewandten Seite offene, aber verschließbare Galerien bilden können, auch Wechselgesänge zwischen diesen Chören und der kirchlichen Gemeinde unter Begleitung der Orgel und des Orchesters herzustellen sein, eine Brücke von Tönen zwischen Erde und Himmel bildend.

Die innere, nicht zu hoch gewölbte sondern dem scheinbaren Bogen des Himmelsgewölbes nachgebildete Kuppel bekäme äußerlich zu ihrem Schutze eine zweite höhere Kuppel, gleich den beiden Thürmen aus Sandstein, und vermittelt Oberlichtes das Innere des Baues hinlänglich erhellend, diese äußere Kuppel oben aber eine weit sichtbare vergoldete Krone, hinweisend auf den „König der Könige“, zu dessen Ehren das deutsche Volk in christlicher Frömmigkeit hier einen Tempel erbauet hat.

Ich halte, wie es sich im Laufe der Darlegung meiner Ideen über einen solchen Bau bereits gezeigt hat, viel auf gute biblische Kernsprüche, an passender Stelle für das Auge sichtbar angebracht. Ich liebe sie namentlich über dem Eingange von Häusern, denen damit für ihre Bewohner eine höhere Bedeutung, gleichsam die geistige Weihe gegeben wird. So wünschte ich denn auch, daß hier diese deutsche Volkssitte beibehalten und in angemessener Art ausgeführt würde, daß daher etwa im Giebel Felde des Mittelschiffes

unter der Kreuzblume in großen, weit sichtbaren vergoldeten Buchstaben die Worte zu stehen kämen:

Ehre sei Gott in der Höhe,
Friede auf Erden.

und „Eintracht“, wie es der Lieblingsdichter unseres Volkes im Geiste vorausgeschauet hat, sei der Name der größten Glocke, welche die deutschen Bruderstämme zum Bundesfeste zusammenruft.

Wenn sich die christlichen Nationen durch ein kirchliches Band in sich und als Glieder des einen Hauptes unter einander geeinigt haben, wenn — um in ersterer Beziehung für das jetzt confessionell gespaltene Deutschland nur eins zu erwähnen — an dem in bestimmten Zeiträumen wiederkehrenden Bundesfeste Katholiken und Protestanten das Mahl des Herrn als den Gipfelpunkt des christlichen Gottesdienstes, unbeschadet der für die einzelnen Confessionen bestehenden besonderen Formen, hier als Christen mit einander und mit dem Erlöser im Geiste des Johannes-Evangeliums vereint, unter sich und mit Gott versöhnt, in der Art feiern, daß sie nach vorgängigem Gottesdienste im geordneten Zuge unter den Klängen von Gesang, Orgel und Orchester, mit Gedanken des Friedens und der Bruderliebe im Herzen (Joh. 14, 27; 15, 12), Gott im Geiste und in der Wahrheit anbetend, den heiligen Raum durchschreiten, der die Krönung des vom deutschen Volke zu erbauenden Gotteshauses bildet, dann erst wird das Christenthum werden können, was ihm der Gottessohn verheißen hat, ein **Gottesreich**, schon auf Erden beginnend, in dem die Völker der Erde nur in Werken des **Friedens** und der **Bruderliebe** mit einander wetteifern sollen. —

Sollen endlich hier an heiliger Stätte, namentlich bei solchen Festen auch Gaben der Mildthätigkeit gespendet werden, große und kleine, nur immer in beiden Fällen von

Herzen, was in geweihten Augenblicken ja meistens Herzensbedürfniß ist, so muß es so geschehen, daß die linke Hand es nicht weiß, was die rechte thut und darnach auch die äußere Einrichtung für den Gotteskasten getroffen werden. Denn „solche Opfer gefallen Gott wohl“. — —

Von dem Bauplätze am Schlusse dieses im Geiste entworfenen Bauplanes noch einmal ringsumher in das „Teutoburger Land“ schauend, habe ich zuvörderst, nach Westen gerichtet, von der obersten, etwas breiteren Treppstufe der Vorhalle die Grotenburg und das Hermannsdenkmal vor mir — als das Sinnbild unseres Volkes, wenn es wie ein Mann aufstehend, zum **Schutze seiner heiligsten Güter** gegen äußere oder innere Feinde das deutsche Schwert erhebt —; etwas links davon unten im friedlichen Thale der Berlebecke das Dorf Heiligenkirchen mit seinem ehrwürdigen Gotteshause, darüber an den Bergen sich wieder erhebend und malerisch zerstreuet das Dorf Berlebeck; rechts vom Denkmal die Kette des Waldgebirges, am nordwestlichen Horizonte sich in blauer Ferne allmählich verlierend und im Vordergrund theilweise die nahe Stadt, den an der Stelle oder in der Nähe des alten „Teutmals“ oder des geheiligten Versammlungsplazes altdeutscher Volksstämme jetzt gelegenen schönen, waldumkränzten Fürstensitz. Willst du aber mit mir auch weiter auf so geeignetem Plätze die Rundsicht auf die wellenförmig gebildete, zwischen Wald und Wiese und Feld und Gehöft anmuthig abwechselnde Landschaft freudigen Blickes und Herzens genießen, so ersteige mit mir die Zinnen eines der vorderen Thürme. Von da und von der beide verbindenden, längs der Front in der Höhe laufenden Gallerie überschauest du hier ein Stück heimathlichen Bodens, durch die Geschichte deines Volkes zweimal an bedeutenden Wendepunkten derselben so geweiht und so geheiligt, wie kaum es ein zweites Stück im deutschen Vaterlande ist.

Wer aber, was er als Natur- und Vaterlandsfreund hier draußen empfand und was er da drinnen im frommen Gebet vor Gottes Angesicht gelobte, noch eine Zeitlang hier an „heiliger Stätte“ im stillen Herzenskämmerlein fortwirken lassen will, ehe er von der Sabbathruhe in das Geräusch des Werktagelbens zurückkehrt, wer in solch' andächtiger, reinigender, beseligender Stimmung des Gemüths „vergangener Tage“ gedenken, den Lieben in der Ferne, den Heimgegangenen und doch ihm geistig so Nahen einen Gruß zusenden will, der findet dazu einen Ruheplatz in der an die Kuppel gebauten Halle. Sie ist hinlänglich hoch und so geräumig, daß mehrere Paare neben einander auf- und abwandeln können. Sie hat einen Eingang in der Mitte und an jeder Seite desselben zwei halbrunde, weitgespannte Fenster, deren Einfassung Scheiben mit entsprechenden Laubranken bilden, die aber im oberen Theile zugleich vier Fernsichten aus dem deutschen Vaterlande, gleichsam als Luftspiegelungen am Horizonte über der zunächst gelegenen wirklichen Landschaft sich erhebend, enthalten: Alpen, Seegestade, Rhein- und Donauström. Längs der Wände und in den Fensternischen sind Ruheplätze für den Wanderer angebracht, der hier in sich gefehrt weilen, ahnend oder erinnernd Blick und Gedanken in Nähe und Ferne schweifen lassen will.

Weilst du auch anscheinend allein hier, die Gedentblätter und Blüthen deines Lebensbuches vor dir aufschlagend, ein Freund, und zwar dein bester Freund, ist doch im Geiste dir nahe. Ist aber noch eine treue Seele an deiner Seite, dann ist es desto besser. Dann erhalten die Gedanken, die kommen und gehen, zu ihrem Ausdrucke auch Worte, oder statt derselben stellenweise einen Blick, eine Thräne, einen Händedruck — und dann fehlt euch beiden Freunden auch ebensowenig, lebendig zu euch tretend, jener dritte Freund, wie den beiden Jüngern, die in

Unterhaltung über den von ihnen geschiedenen und doch an ihrer Seite wandelnden Meister nach Emmaus gingen. —

Dann, in deinem Innern beruhigt, beseligt, erhebe dich wieder, um noch einen Gang durch die Gartenanlagen zu machen, die am Heiligenberge in sinniger Weise geschaffen, seinen gekrönten Gipfel gleich allmählich sich verlierenden Wellen eines bewegten Wassers umgeben, weiterhin der übrigen Landschaft und den bereits vorhandenen Pfaden sich anschließend. Mit der Lerche wird auch dein Geist in Feld und Flur sich freudig zum Schöpfer empor-schwingen. — —

Und nun zum Schluß in den Teutoburger Wald selbst, um in dessen Dome deinem deutsch fühlenden Herzen eine Nachfeier des festlichen Tages zu bereiten. Alle die schönen Punkte des Gebirges von der Dörenschlucht bis zum Belmarstot, mit Fels und Bergeshöh' und dichtem Laubdach, mit Waldeinsamkeit und krystallklarem Quell und Wasserspiegel, mit flüchtigem Wild und weidenden Rössen, mit Blumenduft und Drosselgesang — sie liegen näher oder entfernter vor dir. Ergreife rüstig den Wanderstab, und wenn du nach einigen Tagen scheiden mußt von den Gauen der alten Cherusker, die Brust erfrischt in Bergluft und Waldesschatten, deinen Geist angeweht vom Geiste deiner Ureltern, dann möge Mendelssohn's „Lebe wohl, du schöner Wald“ als ein Lob- und Danklied in deinem Herzen fortklingen, dann mögest du, freudig vertrauend auf Den, der zu dem Wollen auch das Vollbringen giebt, und mit seinem Frieden in dir, fortpilgern — einem schöneren Morgen und einer höheren Heimath entgegen.

Verlag der Meyer'schen Hofbuchhandlung (H. Denecke) in Detmold.

Erziehungsspiegel.

Eine pädagogische Anthologie,

allen Freunden der Erziehung, insbesondere den Müttern gewidmet
von

Dr. Wilhelm Benner.

Dritte Auflage, 13 Bogen 8° 1877. Preis brochirt 2 Mark.

Inhalt: I. Der Mensch. II. Die Lebensalter. III. Die Stände. IV. Was ist die Erziehung? V. Der Erzieher. VI. Anfang der Erziehung. VII. Natürliche Erziehung. VIII. Individualität. IX. Das Beispiel. X. Sittlichkeit. XI. Religion. XII. Anschauung. XIII. Thätigkeit. XIV. Spiel und Erholung. XV. Körperliche Abhärtung. XVI. Gehorsam, Zucht, Lohn und Strafe. XVII. Schule und Haus.

Das Büchlein trägt in Form einer Anthologie die bleibenden Grundsätze der Erziehung zusammen und wie der reiche Inhalt zeigt, giebt es Aufschluß über alle hier in Frage kommenden Materien, weshalb es recht eigentlich als Noth- und Hilfsbüchlein der Erziehung bezeichnet werden kann.

Das Hermannsdenkmal und der Centoburger Wald.

Prachtalbum von 21 Blatt in Kreide- u. Farbendruck
nach

Menke und Scheuren.

Quer-Folio-Format.

Preis cartonnirt	30 Mark.
„ in Leinwandband mit Goldschn.	40 „
„ in Saffianband	60 „

Gedichte eines alten Schulmeisters.

21 Bogen 8° 1881 in elegantester Druck-Ausstattung.

Preis gebunden in Leinwand mit Goldschnitt 5 Mark.

Unmuthige Gedichte voll der ergreifendsten Schönheiten und durchweht von ächt idealer Auffassung des Natur- und Seelenlebens, aber frei von aller Effekthascherei; sind jedem Freunde wahrer Poesie ein selten gebotener Genuß.

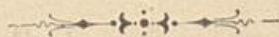
Verlag der Meyer'schen Hofbuchhandlung (H. Denecke) in Detmold.

Beiträge
zur
Geschichte des Fürstenthums Lippe
aus archivalischen Quellen
von
M. Falkmann.
4 Bände. Preis 14 Mark.

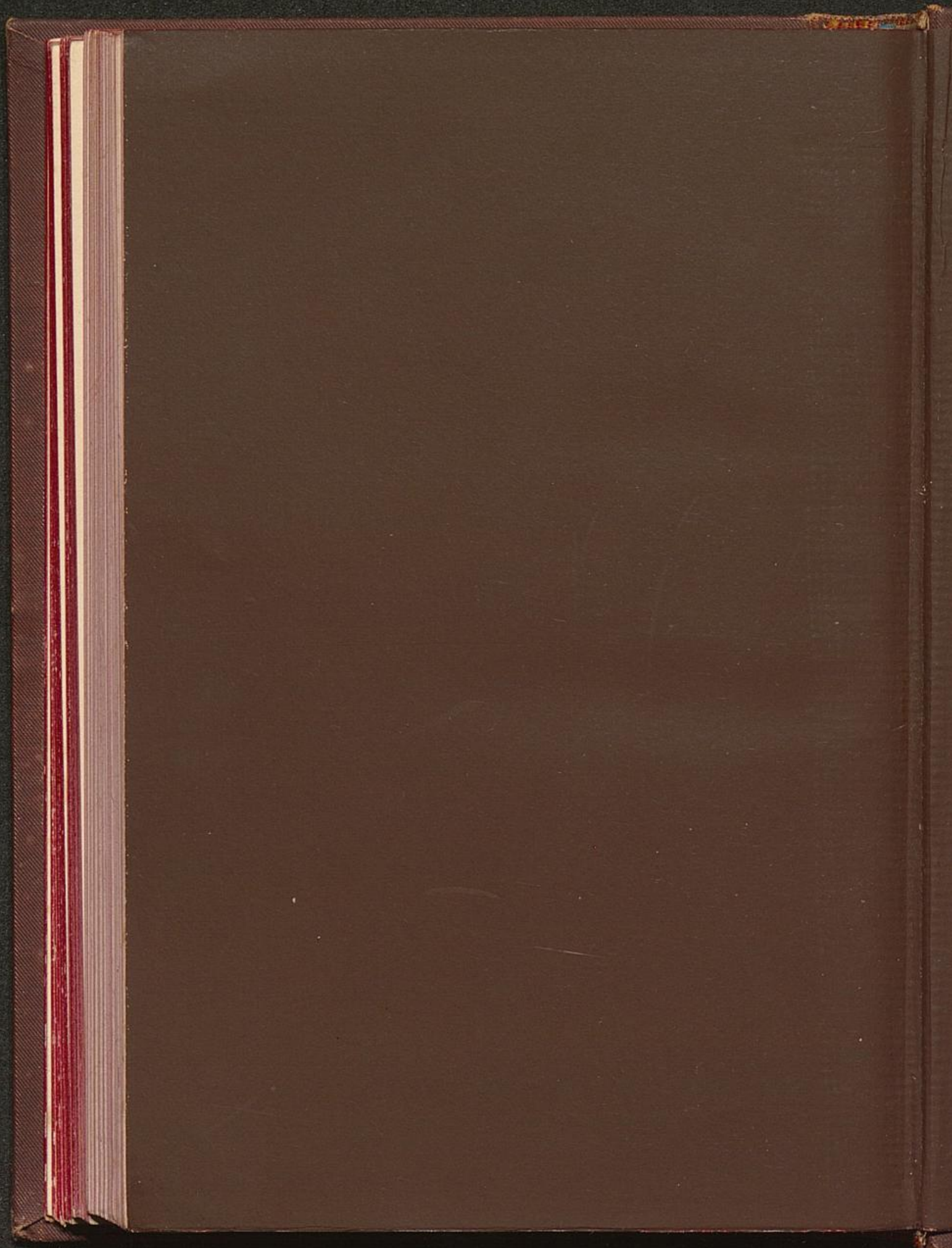
Lippische Regesten.
Aus gedruckten und ungedruckten Quellen
bearbeitet von
D. Breuß und M. Falkmann.
4 Bände. Preis 25 Mark.

Die baulichen Alterthümer des Lippischen Landes
von
Otto Breuß,
Geh. Ober-Justizrath a. D.
2. vermehrte u. verb. Auflage. 1881. 8°. Preis 2 Mark.

Die Vogelwelt des Teutoburger Waldes
von
Heinrich Schacht.
17 Bogen 8° mit 92 Zeichnungen von Fr. Specht.
Preis br. 2 Mark 50 Pf., geb. 3 Mark.



Buchbinderei
JULIUS KLINKHARDT
LEIPZIG





03SR3598



P
03

friedens-
klänge.

SR
3598